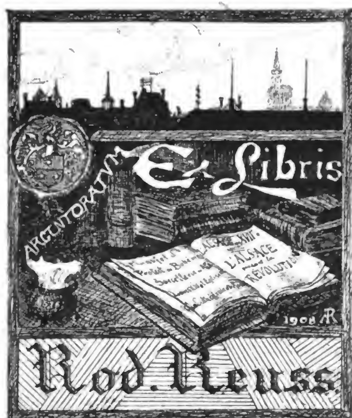
Aus Natur und Geschichte von Elsass-Lothri... / von Franz ...

Franz von Löher


ARGENTORATVM
Ex Libris
1908
Rod. Reuss


HARVARDIANA · IN · NOV · ANG · ACADEMIA
ECCLESIAE
VE RI TAS
ET
CHRISTO

Rod Rauss

Ex libris Brockhaus
Leipzig, 1874,

Cont. — 20 Sgr

Ligon — 10f, 50c
(Varnb. 1922)

AUS NATUR UND GESCHICHTE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN.



AUS NATUR UND GESCHICHTE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

VON

FRANZ VON LÖHER.



LEIPZIG
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
1871.

VORWORT.

Diese Blätter sind während des Kriegs geschrieben, und tragen die Spuren der Erregung, die in allen Volkstiefen wogte. Ein Theil erschien in der Allgemeinen Zeitung und fand Zustimmung von nah und fern, auch aus dem Elsass. Nun zieht durch alle Lüfte unaufhörlich der feierliche Choral

Nun danket alle Gott!

und unaufhörlich hallen die festlichen Klänge im innersten freudezitternden Herzen nach. Was geschrieben wurde, um die hohe nationale Bedeutung von Elsass und Lothringen und die dringende Noth ihres Wiedererwerbs recht nahe zu legen, das hat jetzt noch grösseren praktischen Werth gewonnen. Denn jetzt gilt es, das, was das Schwert erworben, zu unserm sittlichen Eigenthum zu machen in treuer rascher Arbeit voll deutschen Geistes und deutscher Liebe. Elsass und Lothringen sollen wieder Leib und Leben mit uns werden, und eher müssten denn doch ihnen und uns die Glieder brechen, als dass es möglich würde, sie noch einmal abzureissen.

Was aber hilft mehr zur geistigen Wiedereroberung, als die innere Natur von Land und Leuten verstehen! Die geographische Lage und Beschaffenheit von Elsass-Lothringen sagt uns, wozu sie bestimmt sind, was sie bedürfen, und wohin ihr Volk und seine Arbeit gehören. Die Ge-

schichte aber eröffnet den Einblick in die Herzen und Gedanken ihrer Bewohner. Sie lehrt, an welchen Punkten die rechten Hebel anzusetzen, damit die Strömung der Ideen und Güter sich wieder Deutschland zuwende. Was sind in einer tausendjährigen Geschichte achtzig Jahre des Fremdwerdens? Die Gründe jener Abwendung erkennen, heisst halb sie beseitigen.

Denn dabei legt sich die feste unverwüstliche Grundlage für des Landes und Volkes Art und Weise offen. Man erkennt, was aus diesem Boden herausgewachsen, und was von aussen darauf gepflanzt und gesetzt worden. Dies Fremde wucherte schon üppig und fing an tiefere Wurzeln zu schlagen. Gross und zahlreich, oft auch feiner und peinlicher Natur sind die Schwierigkeiten, welche die neue deutsche Regierung umringen. Jedoch auch mit ungemeiner Klarheit stellt sich in Elsass und Deutschlothringen dar, durch welche Mittel sich der romanische Geist der Völker bemächtigt, und wie er auszurotten ist, und so Gott will, gebrochen werden soll, soweit unsers Volks sieghafte Waffen reichen und das scharfe Schwert deutscher Wissenschaft.

München, am 10. März 1871.

Franz v. Löher.

INHALT.

		Seite
I.	Deutschland und Frankreich	1
II.	Reichsstadt Metz	17
III.	Kaiser Karl V. vor Metz	25
IV.	Lothringer Land und Leute	39
V.	Fürstengeschichten	47
VI.	Deutsch-Lothringen	60
VII.	Fahrten im schönen Elsass	72
VIII.	Dreissig Jahre später	82
IX.	Strassburg nach der Eroberung	91
X.	Elsass in der grossen Kaiserzeit	102
XI.	Reichsstädtische Periode	113
XII.	Zeitalter der Reformation	122
XIII.	Erste französische Verwaltung	132
XIV.	Goethe's Strassburger Zeit	144
XV.	Französische Revolution	155
XVI.	Gegenwart	163
XVII.	Des deutschen Volkes Zukunft	175
XVIII.	Nationale Bedeutung von Metz und Strassburg	189
XIX.	Gewinn und Verlust der Elsässer und Deutschlothringer	198
XX.	Uebergangszeit	212

I.

Deutschland und Frankreich.

Das sind die Gerichte Gottes! So dachte wohl Jeder hundertmal in erschütterter Seele. Unerhörte Ereignisse rollten über Europa hin, und — nächst Gottes Hülfe — war es allein die Wucht und Schärfe deutscher Waffen und deutschen Geistes, die solche Thaten vollbrachten.

Es war freilich auch ein Frevel ohne Maass, der Züchtigung verdiente. Aber so gross das französische Verbrechen in unsern Tagen war, so lang ist die Kette unerhörter Frevel, die Frankreich an den Deutschen früher beging. Jetzt oder nie muss die Kette dieser frechen Thaten zerrissen werden bis zu ihrem ersten Anfang. Jetzt oder nie muss Deutschland eine Stellung gegen die Franzosen gewinnen, welche uns ein- für allemal sicher stellt gegen ihre Raublust, — eine Stellung würdig der Bildungshöhe Deutschlands und seiner grossen Geschichte, und angemessen dem starken Centralvolk, das berufen ist, in Europa's Mitte zu walten als der Hort des Friedens und der Gerechtigkeit. Das fordert von uns das theuere Blut der edelsten Blüthe unseres Volkes, das in Strömen geflossen; darauf hin zielt bewusst und unbewusst die ungeheure Bewegung im ganzen deutschen Land voll Treue, Heldensinn und Opfermuth; darauf weist uns hin die offenbare Gunst des Himmels. Wir verdienten den Hohn und das Gelächter von aller

Welt und könnten es nimmer vor Kind und Kindeskind verantworten, wenn wir das nicht Alles wiedernehmen, was uns gehört, und was wir nothwendig brauchen, um den Beruf, der unter den Völkern der Erde den Deutschen angewiesen ist, in Ehre und Gedeihen zu erfüllen.

Die Völker Europa's streben heutzutage nach natürlichen Verhältnissen, jedes will das ihm von der Natur angewiesene Bett einnehmen, und in diesem Bereich seiner Selbstbestimmung folgen. Das Gelingen dieses allgemeinen Bestrebens hängt davon ab, dass zuerst das deutsche Volk wahrhaft befriedigt werde: dann wird und muss sofort Alles in eine naturgemässe Ordnung zurückkehren. Nationalität und Sprache geben die Hauptentscheidung, jedoch nicht für alle Fälle und nicht immer bis ins Einzelne hin. Die volkswirthschaftlichen Verhältnisse, soweit sie aus der Lage und Gestaltung der Länder sich nothwendig ergeben, sind ebenfalls zu Rathe zu ziehen.

Das jetzige französische Gebiet zerfällt in vier natürliche Theile, die auch mehr oder weniger ihre eigene Geschichte und Sprache haben. Das Hauptland bilden die drei grossen einförmigen Flussbecken der Garonne, Loire und Seine, im Süden gehört dazu das Gascogner Land des Adour, im Norden das schon ein wenig germanisch gefärbte Land der Somme. In den offenen sonnigen Ebenen dieses Fünfstromlandes, welches das rechte eigentliche Gebiet des französischen Volkes und Charakters, bildete sich die gesellige Sitte und das Staatswesen Frankreichs aus, wie beides jetzt besteht.

Dieses Hauptland ist von der einen Seite vom Meer, und auf allen anderen Seiten von Gebirgsketten umzogen und geschlossen. Dazu gehört auch der etwas später angegliederte zweite Haupttheil Frankreichs, das Gebiet der Bretagne und Normandie, welche sich mit einer besondern Natur und Volksart darstellen, gleichsam als verschüttete Bergländer, die von hübschen Thälern unterbrochen sind.

Jener dem Ocean zugekehrten Hauptmasse steht das mediterrane Frankreich gegenüber, das weite Rhone-Thal, welches sich zum Mittelmeer öffnet und etwa ein Neuntel des gesammten jetzigen Staats ausmacht.

Hier aber haben wir es mit dem vierten Haupttheil zu thun, dem germanischen Frankreich, d. h. jenen Stücken des Schelde- Maas- und Rheingebietes, welche, zugleich mit den Alpenlandschaften des Rhone, früher zum deutschen Reiche gehörten, und dem übrigen Frankreich nicht auf natürliche Weise, sondern nur durch künstliche und politische Mittel angeschlossen wurden.

Denn was zunächst die Gestaltung des Bodens und seinen Zusammenhang betrifft, so sind alle diese Stücke des germanischen Frankreichs durch eine natürliche Gränze vom ächten Frankreich geschieden, und all ihre Flüsse ziehen hin nach deutschem Gebiete. — Desshalb ist ihre Volksart und Sprache gemischt, hier vorwiegend die französische, dort die deutsche, da auch das Vlämischdeutsche doch ebenso zu unserm Sprachbereich gehört, als das Plattdeutsche. — Desshalb endlich ist die Geschichte der Länder, aus denen das germanische Frankreich zusammengesetzt ist, das ganze Mittelalter hindurch und bis in die neuere Zeit hinein ein Bestandtheil der deutschen Reichsgeschichte, und es ist noch gar nicht lange her — zweihundert und zum Theil erst etwas über einhundert Jahre, — dass sie, und zwar gewaltsamerweise, mit Frankreich verknüpft wurden.

Der natürliche Gränzzug aber, welcher früher die französische und deutsche Herrschaft von einander schied, und erst in verhältnissmässig junger Zeit zu unserm Nachtheils verrückt wurde, scheint vielfach vergessen zu sein. Er zieht vom Vorgebirg der Grauen Nase immer auf der Wasserscheide hin bis zu den Argonnen, sodann diesen langen Waldgürtel entlang an dessen Südende die natürliche Gränze mit den Sichelbergen zum Südstock der Voge-

sen geht. Diese Naturgränze war fast durchgehend zugleich unsere alte Reichsgränze. Was diesseits liegt, hat mit Ausnahme Lothringens Ludwig XIV. erobert. Man könnte ein langes Buch darüber schreiben, wie viel teuflische List und Tücke, wie viel Blut, Gewalt und unerhörte Gräuel dieser französische Herrscher anwandte, um jene Lande vom deutschen Reich abzureissen. Erst 1714 wurden seine Eroberungen endgültig bestätigt.

Von Lothringen hatte Kurfürst Moritz von Sachsen schon zur Reformationszeit die drei Bisthümer überliefert. Das übrige Lothringen hielt Ludwig XIV. auch schon in Händen, es kam aber erst ein Menschenalter später zu Frankreich. Der Convent hielt noch eine Nachlese, indem er die Herrschaften einer Anzahl von Reichsfürsten in Elsass und Lothringen, und die ehemalige freie Reichsstadt Mühlhausen einfach für französisches Besitzthum erklärte.

Elsass und Lothringen sind der werthvollste Theil des Gebietes, welches das deutsche Reich an Frankreich verlor. Lothringen aber stösst im Norden mit den belgischen Vorlanden zusammen, im Süden mit dem oberen Rhonethal.

Belgische Vorlande aber kann man die beiden Departements du Nord und Pas de Calais wohl nennen. Sie gehören nach ihrer landwirthschaftlichen Natur, nach ihrer Volksart, nach Gewerbe und Lebensweise, ebenso auch nach ihrer Geschichte entschieden mehr zu Belgien oder zum burgundischen Kreise des deutschen Reichs, als zu Frankreich. Sie bestehen aus vier Theilen: zuerst dem Atrechter Lande (Artois), der Kornkammer Frankreichs, mit der Hauptstadt Arras und den Seehäfen Boulogne und Calais. Dann dem gewerbreichen Stück Flandern, in welchem jetzt noch Vlämischdeutsch gesprochen wird, und zwar von etwa 200,000 Einwohnern. In diesen ist das deutsche Wesen noch frisch und kernig, und sie stellen treffliche Matrosen. Die wichtigsten Punkte sind hier die befestigten

Seestädte Gravelingen und Dünkirchen. Letzteres ist so bedeutend, dass es dem Range nach als der fünfte Seehafen Frankreichs zählt. Darauf kommt als dritter Theil das wallonische Flandern mit dem bedeutenden Waffenplatze Lille, vlämisch Ryssel, und als viertes Stück die Hennegauer Grafschaft Valençiennes oder Valenchyn mit kostbaren Kohlenlagern.

In diesen Gränzstrichen zwischen Meer und Maas zeigt die Landkarte uns viele berühmte Schlachtfelder, das eine bei dem andern, und hüben und drüben Reihen von zahlreichen Festungen. Denn dieses ebene Land ist ein offenes Völkerthor. Frankreich ist längs seiner ganzen Grenze gegen Deutschland mit Berg und Wald umzogen; nur an zwei Stellen öffnet sich dieser Gürtel, in Flandern unten am Meer und oben bei den Schweizeralpen zwischen Basel und Beffort (so ist die alte deutsche Schreibweise, nur die neue französische lautet Belfort), wo Vogesen und Jura ein zweites Völkerthor offen lassen.

Dieses letztere ist der Durchpass vom Rhonethal ins Rheinthal. Wer diese Stelle inne hat, kann sich nach Belieben hier in's Deutsche dort in's Französische wenden. Die Sprachen beider Völker fliessen hier zusammen, die Wasserscheide, welche sie trennt, macht sich nur wenig bemerklich. Schon zu Anfang des Krieges stellte sich bei Beffort ein französisches Armeecorps auf, in der offenbaren Absicht, durch die Oeffnung zwischen Jura und Vogesen über Süddeutschland hereinzubrechen. Als das deutsche Reich das burgundische Erbe, eben das grosse Rhonethal, welches ein besonderes, ringsum von Gebirgsmauern eingeschlossenes Land bildet, aufgab, liess der deutsche Kaiser doch niemals die Ansprüche auf dessen Nordecke fahren, nämlich auf die Freigrafschaft Burgund und die alte deutsche Reichsstadt Bisantz (Besançon). Erst Ludwig XIV. gelang es, diese herrliche Gebirgslandschaft der Burgunder, bei denen unter dem französischen Anstrich eine gewisse

solide deutsche Natur und manche deutsche Eigenheit hervorblickt, ebenfalls dem deutschen Reiche zu entfremden.

Es wird von Nutzen sein, bei Gelegenheit den Franzosen immer wieder vorzuhalten, welche Ansprüche wir noch auf ehemals halbdeutsche Gränzlande unseres alten Reichs haben. Wir müssen immer wieder den Spiess umdrehen, und die alte Naturgränze zwischen Deutschland und Frankreich betonen, damit die Franzosen um so gründlicher all ihrer Rheingelüste sich entschlagen lernen.

Ob dies möglich ist? Schwerlich wird selbst durch die erschütterndsten Schläge sich den Franzosen der Raub- und Hegemonie-Gedanke sobald austreiben lassen. Er sitzt gar zu tief und fest. Denken wir nur an die letzten zwanzig Jahre des zweiten Kaiserreichs. Es war doch ein Despotismus, wie er öfter an Fez und Marokko erinnerte, der gehasst war von Allem was in Frankreich noch ehrlich und gesund und geistig strebend war, gehasst so tief und glühend wie jemals auf Erden Etwas gehasst und verflucht ist. Und dennoch liess Frankreich, so reich an edeln und fein fühlenden Männern, sich zwanzig Jahre lang von der Gesellschaft des zweiten Napoleons ausbeuten, und, was sie zu Boden schlug, war nur die Gewalt der deutschen Waffen. Ach, ein süsses Gift träufelte vom Kaiserthron nieder, dem auch des besten Franzosen Herz nicht widerstand, ein grosser Glanz umgab ihn, der auch die tugendhaftesten Augen verblendete. Denn Napoleons Kaiserthum war der sach- und formengerechte Ausdruck des französischen Eroberungsgeistes, der Herold der französischen Nationalidee: dass Frankreich in Europa strahle wie die Sonne und rings an seinen Gränzen nur Völker wissen dürfe, die wie die Planeten von ihm Licht und Glanz empfingen.

Wer kennt denn unter seinen französischen Freunden nur eine Anzahl, die bescheidener dächte? Es giebt ihrer, aber es sind seltene Männer von vielen Studien und ausgebreitetem Wissen. Die Uebrigen leiden alle an einer gewissen

Unfähigkeit, die Geschichte, den Werth und die Rechte anderer Völker zu begreifen. Es ist als ob ihre Gedanken die Flügel, ihre Blicke die Sehkraft verlören, sobald sie über Frankreichs Gränzen sich verirren. Man müsste solche Unfähigkeit nationale Bornirtheit nennen, wäre ihr nicht eine gewisse kindliche Schwäche, ein unbefangener Leichtsinn beigemischt. Allein die allgemeine Verbreitung dieses Uebels macht, dass es so furchtbar ist, und dass die Franzosen selbst nimmer Ruhe haben und nimmer ihre Nachbarn in Ruhe lassen.

In dem nationalen Hunger aber nach Macht und Rang findet ein Jeder seine persönlichen kleinen Wünsche wieder.

Der gewöhnliche leichte Franzose denkt nicht anders, als, soweit er französische Moden und Kellner, Sitte und Sprache findet, soweit hätten die Völker eine Herzensneigung, sich unter die feinen und artigen Franzosen zu fügen, bloss die Regierungen verböten es ihnen. Dabei bildet er sich denn ein, wie er erst recht überall Hahn im Korbe sein und viele schöne Dinge erobern werde, wo die französischen Fahnen wehen. Der Kleriker meint, nur Frankreich, dem grössten und gebildetsten katholischen Reiche, gebühre es, den Papst nach Art der Karolinger zu beschützen und zu leiten. Durch den französirten Papst erhalte man unberechenbaren Einfluss auf die ganze katholische Welt, und könne mit Siegesgewissheit den Kampf gegen den Protestantismus eröffnen, der ja in voller Zersetzung begriffen sei. Wieder anders rechnet der Fabrikant und Grosshändler. Er weiss, wie weit jetzt schon französische Modewaaren gehen. Dass er nicht noch zehnmal mehr absetzt, davon sucht er die Hauptursache in den fremden Regierungen, die ihm ihrer Finanzen wegen Abbruch thun.

Spricht man endlich mit gebildeten und weitgereisten Franzosen, so haben sie wohl erkannt, dass die Nachbarn von französischer Beglückung nichts wissen wollen, allein

sie sagen: Preussen, England und Russland hätten sich fort und fort vergrössert, nur Frankreich würde in seinen alten Gränzen zurück gehalten, das sei wider alles Recht und Herkommen. Ja, die naive Unverschämtheit ging so weit, dass man in Paris zu hören bekam: Deutschland verstärke sich nach innen, denn seine Bevölkerung vermehre sich fort und fort, während die französische stehen bleibe, dafür müsse Frankreich eine Ausgleichung durch deutsche Provinzen bekommen. Vergebens verwies man sie auf die überseeischen Länder, um dort den überflüssigen Kräften Frankreichs Raum und Arbeit zu geben. Der Franzose will einmal nicht in die Weite streben, er möchte sich ganz in seiner Nähe bereichern, er denkt an das kostbare algierische Zugpflaster, er denkt an das grosse Unglück all der einst so weitgedehnten französischen Colonialländer. Nur am Rhein sollte Frankreich seine Vergrösserung suchen. Es half nichts ihnen vorzuhalten, dass es doch ein absolutes Unrecht sei, Theile von einer Nation, mit der man im Frieden lebe, abzureissen und für sich selbst einzustampfen: sie entschuldigten sich mit der politischen Nothwendigkeit. Alle Grossmächte, hiess es wiederholt, hätten sich vergrössert, auch Frankreich müsse endlich seine Ausgleichung nehmen; es sei freilich zu beklagen, dass ihm nichts übrig bleibe, als seine Ausgleichung am Rhein zu suchen: wenn das nicht wäre, möchte man gern mit der hochgeachteten Nation der Deutschen in Frieden und Freundschaft leben. Im Hintergrund dieser Beweisführung schwebte die goldene Aussicht auf die vielen Aemter in neu zu erobernden Provinzen, in welchen bekanntlich von jeher die feinsten und artigsten Franzosen sammt und sonders sich bewiesen als die unverschämtesten Geldmacher.

So sind sie alle. Dein bester französischer Freund beweist dir noch jetzt mit eben so viel Frechheit als edler Offenheit: Frankreich müsse, wenn Alles was billig geschehen solle, einige Stücke vom deutschen Volkskörper los-

trennen, müsse Deutschland neue Schmach und Schande anhängen, Alles bloss aus politischer Nothwendigkeit.

Das Drängen nach dem Rhein hin begann aber sofort, als Frankreich nach aussen vor der englischen Unterjochung gerettet und gesichert, und als nach innen durch die ränkevolle und grausame Politik Ludwigs XI. die Einheit der Macht gewonnen war. Seitdem zettelte französischer Ehrgeiz unaufhörliche Kriege an, und es gab keinen innern oder äussern Feind Deutschlands, mit welchem sich nicht sofort die französische Raubsucht verband. Fort und fort wachsend in europäischer Rangstellung wie an realer Macht, hatte Frankreich unter Ludwig XIV. den Gipfel seiner Grösse und seines Ansehens erreicht. Wie breit und tief hatte sich damals Frankreichs Besitz und Einfluss in den Niederlanden und schon jenseit des Rheins festgesetzt! Welche Schändlichkeiten durfte es damals, als es die ungeheure Türkenmacht gegen Wiens Thore anstachelte, dem zerrissenen Deutschland bieten! Wie unermesslich dehnten sich damals die französischen Besitzungen in Amerika, wie hoffnungsreich flatterte das Lilienbanner auf so vielen Punkten der afrikanischen und indischen Küste! Und nun gar der geistige Einfluss. Es schien ja, als sollte die ganze gebildete Welt in Europa nur noch in französischer Sitte, Litteratur und Sprache leben, als sollte französischer Geist Alles verzehren, was sich noch von nationalen Erinnerungen in den Völkern regte. Damals besass allerdings Frankreich eine Zeitlang jene Rangstellung und Hegemonie in Europa, wie sie Ideal und Sehnen des französischen Volks ist. Aber wie rasch und gewaltig wurde Frankreich wieder niedergestürzt von seiner Höhe! England entriss ihm seine Colonien, Friedrich der Grosse und Joseph II. nahmen die leitende Spitze in politischen Reformen ein, das deutsche Volk stieg aus den Fesseln der französischen Litteratur und zopfigen Sitte wie ein Jüngling hervor in eigener Kraft und Schönheit. Frankreichs Alles überstrahlender Stern musste schnell erbleichen.

Es folgten die Revolutionsstürme. Der gellende Freiheitsruf, eine ungeheure Erregung, furchtbare Schicksale liessen alle Kräfte im französischen Volk wild aufgähren. Ein dämonischer Mensch bemächtigte sich dieser Kräfte, er brachte sie mit ein paar Schlägen in die Formen und unter das Commando wie die neue Zeit beides verlangte. Unaufhaltsam ergoss sich nun die französische Eroberung über die europäischen Länder, einen Staat nach dem andern überwältigend, weil in jedem Zwiespalt war zwischen Volk und Regierung, weil jeder noch fest sass in den alten verkünstelten Formen des Staatslebens und in Regeln der Kriegsführung, welche der Geist der Neuzeit zerbrechen musste. Zum zweiten Mal ergoss sich von Paris aus ein blendender Glanz über das unterwürfige Europa. Gross waren die französischen Triumphe, aber kurz. Der römische Rausch endete mit dem zweimaligen Einzug der fremden Heere in Paris, Frankreich hatte seine ganze Flotte eingebüsst, es verlor den noch immer werthvollen Rest seiner Colonien, und selbst einen Theil der Besitzungen auf seiner Ostgränze, welche es bis dahin noch festgehalten hatte. Nur den englisch-russischen Ränken, nur der Ueberklugheit Metternichs und der Schwäche der preussischen Staatsmänner verdankte es den Fortbesitz Deutsch-Lothringens und des Elsasses.

Seit so tiefer Niederlage wurde das Andenken an die verlorene Rangstellung zu einer krankhaften Sehnsucht, das Rheingelüst zu einer fixen Idee. Jedes Schulbuch, jede Zeitung, jede Landkarte nährte diese krankhafte Einbildung. Der Rhein! der Rhein schwebt allen vor als Frankreichs rechte Gränze, ohne diese Gränze kann Frankreich nimmer selig werden. Wie es den an einer fixen Idee Leidenden ergeht, verkehrte sich den Franzosen das einfache Recht in höchste Kränkung. Was sie einmal besassen, stellen sie sich vor als ihr wahres Eigenthum: was ihnen vom Raub wieder genommen wird, empfinden sie als das grösste Unrecht, als hätte ihnen und ihnen allein ein Naturgesetz das

Anrecht auf die besessenen Länder gegeben. Als die Verbündeten die Kunstschätze, welche die plündernden Franzosen nach Paris geschleppt hatten, zurücknahmen, empfand das jeder gebildete Franzose als einen Raub an seinem Herzen, als eine Barbarei, ein Verbrechen an der Hoheit und Würde der Kunst. Konnte denn eine andere als die gebildetste Nation der Erde werth sein, diese Kunstschätze zu besitzen? Sie allein konnte sie ja verstehen, erklären, fruchtbar machen. Kein Franzose dachte daran, dass gerade sein Land am wenigsten schöpferisch gewesen an unsterblichen, für immer tonangebenden Kunstwerken.

Hier, an dieser kindischen Eitelkeit, an diesem krankhaften Drange nach Eroberungen, nach einer Rangstellung voll Gloire und Beute, fasste Louis Napoleon seine Leute an; hier fand er den kräftigsten Hebel, an welchem er sich selbst emporhob. Durch den Druck dieses Hebels, dessen eines Ende tief in die Nation hineingriff, dessen anderes Ende er in seiner Hand hatte, hielt er sich so lange oben. Jede der ihm vorhergehenden Regierungen war genöthigt, der französischen Rhein- und Eroberungssucht Zugeständnisse zu machen. Karl X. gab ihr einen Ableiter in der Eroberung Algiers, aber zugleich knüpfte er eine Verabredung an mit dem russischen Hof auf gemeinschaftliche Beraubung Deutschlands. Der äusserst friedliebende Louis Philipp, der sich auf sein Verdienst, die Franzosen vom Kriegsgeschrei zurück zu halten, so viel zu gut that, befestigte Paris, und häufte in unschuldiger Stille jene reichen Massen in den Arsenalen an, aus denen Louis Napoleon seine Heere bewaffnete und seine Kriegsschiffe baute. Dieser aber verstand es am besten, das Nationalgefühl, jene wunderbar begeisternde und alles Bedenken überwältigende Macht, zu behandeln. Er sprach das Wort von der Revindication der natürlichen Gränzen, und hatte zu seiner Verwirklichung einen glorreichen Anfang gemacht. Wieder und wieder ertönten in der imperialistischen Presse jene stolzen Phra-

sen, die in jeder französischen Brust einen jubelnden Wiederhall finden, die Sätze: Europa muss sich an das legitime Uebergewicht Frankreichs gewöhnen — die Welt hat Frieden wenn Frankreich befriedigt ist!

Kein Zweifel, jede gewonnene Rheinstadt wäre für die Franzosen nur, was ein Bonbon für den Hungrigen. Der Drang nach Ruhm, Macht und Eroberung ist zu tief in ihrer Geschichte, ihren innern Verhältnissen, ihrem Charakter gegründet, er lässt ihnen keine Ruhe mehr. Hätten sie den Rhein, würden sie als natürliches Anhängsel das ganze Rheinthal fordern; hätten sie das Rheinthal, würde ihr nächster Gedanke das Königreich Westfalen und die Elb- und Wesermündung sein, würden ihr Hochmuth und ihre Anstösse fort und fort wachsen, eine Unruhe nach der andern, einen Krieg nach dem andern erzeugen, bis man ihnen wieder den Kehraus spielt.

Diesmal haben wir Frankreich noch bei Zeiten zugerufen: „Meisterin, die hohen Sprünge sind vorbei!“ Die Gallier sind zu Boden geschlagen, wie niemals ein Volk zuvor, aber um so lauter schrieen sie: „Keinen Stein von unsern Festungen, keinen Schritt vom geheiligten Boden Frankreichs!“ Keine Schonung trug uns etwas Anderes ein, als wüthendes Schimpfen über barbarische Horden, die Frankreich besudeln, gegen welche jede blutige Tücke erlaubt sei. Jetzt stöhnen und winden sie sich unter dem Fuss des deutschen Siegers, — werden sie für immer belehrt sein?

Wir besorgen, auch jetzt noch nicht. Verkennen wir doch nicht den furchtbaren Ernst unserer Lage. Wer kann noch zweifeln, dass beinahe das ganze französische Volk von einer tiefen und hartnäckigen Krankheit, dem Grössenwahn, ergriffen ist? Der einzelne Franzose ist ein verständiger und höflicher Mensch: sobald aber von seiner nationalen Grösse und Herrlichkeit die Rede, zeigt jeder Franzose sich von unausrottbaren Wahngebilden besessen. Wie

viel lächerliche, aber auch wie viel schreckliche und ungeahnte Szenen hat uns dieser unselige Hang schon heraufgeführt! Schwindelgeist hat eine Nation ergriffen, die zum Tode getroffen ist. Wer am fürchterlichsten ihr vorlog, war Meister. Alle edlen Gestirne, die sonst so hell über dem schönen Frankreich strahlten, schienen verfinstert zu sein. Den Franzosen ist der eiserne Zaun ihrer Festungen niedergerissen, fast all ihr Kriegsmaterial in unsern Händen, über 400,000 französische Soldaten gefangen in Deutschland, 500,000 gefangen in Paris, 80,000 in die Schweiz gejagt, andere Tausende nach Belgien, was noch übrig von französischen Soldaten zerschmilzt wie Schnee an der Sonne, — und während all dies Elend, und Schmach und Niederlagen ohne Ende wie Lawine auf Lawine, über Frankreich daherrollen, schreien sie fortwährend von Sieg und Unbesieglichkeit und schwelgen in kindischen Vorstellungen, wie das ganz erschöpfte Deutschland jede nächste Woche zusammenbrechen müsse, und wie sie dann in Rache sich sättigen wollten. Wie viel Franzosen giebt es denn wirklich, die noch im Stande wären, ihre ununterbrochene Reihe von Niederlagen etwas Anderem Schuld zu geben, als den Verbrechen des Kaisers und der Verrätherei der Generäle? Thatsachen aber sich mit hochmüthigen Dunstgebilden verhüllen, aus dem kleinsten Hoffnungsstrahl eine Welt von Glanz und Grösse machen — das sind die untrüglichen Zeichen jener Geisteskrankheit, und noch Keiner ist, der rasch von ihr geheilt wurde, am wenigsten ein ganzes Volk.

Nach so ungeheuren und den heldenmüthigsten Anstrengungen der Franzosen, nach so schweren Leiden, wie Gott sie durch deutsche Waffen über Frankreich verhängte, nach all dem Lebenvertilgen und Häuserbrennen, wozu unsere Soldaten gereizt vom tückischen Völkerkrieg sich genöthigt sahen, sind gutmüthige Hoffnungen nicht mehr am Platze. Frankreichs Stolz und Ehrsucht sind ins Herz getroffen, es ist wie ein wüthend Thier, das eine ewig

brennende Wunde fühlt. Es will doch etwas bedeuten, wenn sogar ein Minister von den Deutschen öffentlich verkündigt: „Ich erkenne den Gott ihres occidentalischen Kaisers an, mit ihm zerreisse ich jedoch das Evangelium. Hassen wir einander auf ewig! soll es von nun an heissen.“ So proklamirte der General-Direktor des öffentlichen Unterrichts, Hr. Dumesnil, als eine dumme deutsche Bombe sich unterstand von einem erhabenen französischen Tempel der Kunst und Wissenschaft ein paar Steine zu sprengen. „Die Deutschen weihen wir dem Satan und uns dem ewigen Hass“ das wäre also künftig die Losung?

Nun könnte zwar, rein der Geldverhältnisse wegen, nach dem Frieden zwischen Deutschen und Franzosen Alles plötzlich wie eitel Freundschaft lächeln: das wird sicher nur eine kleine Zeit lang dauern. Gewiss scheint nur ein Entweder-Oder. Entweder fasst sich das ganze französische Volk wieder zusammen. Dann wird es, sobald und wo und wie es kann, als unser Todfeind sich auf uns stürzen in grimmiger Wuth und Verblendung. Nach neuen blutigen Kämpfen und Kosten werden wir uns wieder in der Lage sehen, um Ruhe zu bekommen, Frankreich zu schwächen und ihm ein Stück nach dem andern von den Eroberungen Ludwig XIV. wieder wegzunehmen, vielleicht sogar das ganze grosse Rhonegebiet, wenn auch nicht mit dem deutschen Reich zu verbinden, doch selbständig zu stellen.

Oder Frankreich erhebt sich nicht wieder zu dem alten Machtgefühl. Dann wird es die Beute von innern Parteien, die es zerreissen. Dann werden naturgemäss jene Vorlande abbröckeln, um sich unter irgend einer Form dem grossen deutschen Centralreich anzugliedern, dem ihre frühere Geschichte und ihre besondere Volks- und Landesart sie zuweist.

Es sind jetzt zwölf Jahre her, da schrieb Verfasser dieser Zeilen in der sichern Erwartung, es werde schon damals heissen: „Alldeutschland nach Frankreich hinein!“ Folgendes: „Wir ziehen nach Paris um Napoleon zu

stürzen, um die Welt von einem Alp zu befreien, der ihr schon zu lange auf der Brust liegt, um ein System zu zerstören, das eine Pest ist für Recht, Sittlichkeit und wahre Bildung. Der Preis unserer Mühen und Opfer kann aber kein anderer sein, als das Elsass, und wenn es angeht, auch das deutsche Lothringen dazu. Der breite Haken westlich der Linie von Luxemburg über Metz und Nanzig nach Basel, dieser fatale Haken, der so tief in den deutschen Körper einschneidet, der schon so lange jedes deutsche Auge auf der Landkarte beleidigt hat, muss die französischen Farben wieder verlieren. Napoleon gestürzt und Elsass mit Deutsch-Lothringen wieder unser — das allein ist unser Ziel, das allein geht uns etwas an. Was dann aus Frankreich wird, welche Regierung es erhält, darum brauchen wir uns nicht zu kümmern. Dieses Volk, das zum zweiten Mal eine napoleonische Gräueldespotie so viele Jahre lang hingenommen hat, — überlassen wir gleichgültig dieses Volk sich selbst und seinem innern Verhängniss; stellen wir uns nur sicher, dass es uns nicht zum drittenmal napoleonischen Wirrwarr macht."

Diese Sätze hätte man gerade so zu Anfang des jetzigen Krieges schreiben können. Gott sei voll Demuth tausendmal gedankt, endlich ging in Erfüllung, was alle deutsche Herzen hofften, und mit einer Gewalt und Grösse, wie sie auch der Kühnste nicht voraussah. Der Franzosenkaiser wurde geschlagen, gestürzt, gefangen. Unsere heldenstarke Jugend keilte im Sturmschritt seine Marschälle ein, wie man Eber einkreiset, bis sie erliegen. Nachdem die kaiserlichen Adler zermalmt waren, rief das republikanische Frankreich sein ganzes Volk zum Kampfe auf. Ein grimmer langer Mordkrieg erhob sich, immer neue französische Heere rückten von Norden, Süden und Westen vor, um Paris zu entsetzen, das unsere Heere umzingelten. Eines nach dem andern, alle zusammen wurden von den deutschen Heeren, die ihnen weit entgegen zogen, zertrümmert und geschlagen.

Und die grösste und gewaltigste Festung der Welt, eine Stadt von mehr als zwei Millionen Menschen, wurde Monate lang so fest und so schön wissenschaftlich umschlossen, als wäre sie ein Festungsmodell. An dem eisernen Gürtel, der Paris in dreifacher Linie kunstreich umzog, an der eisernen Tapferkeit unserer Krieger prallten ab all die Ausfälle der Riesenstadt, und die deutschen Kanonen spielten ihr zuletzt ein Concert auf, vor welchem den Leuten Hören und Sehen verging. Das sind Thaten, wie die Weltgeschichte sie nie gesehen hat. Das deutsche Volk — von Karl dem Grossen an bis zum dreissigjährigen Kriege, acht Jahrhunderte lang der Oberherrscher von Europa, dann zwei Jahrhunderte lang von fast allen Völkern bedroht, verhöhnt und angegriffen — dieses alte Eichenvolk erhebt sich plötzlich in geeinigter Machtfülle und mit einer Riesenstärke an Waffen und Intelligenz. Mit einem einzigen Satz steht der alte Löwe wieder aufrecht in Jugendkraft und brüllt, dass Europa zittert. Unter seinen ersten furchtbaren Schlägen bricht schreiend und blutend das Volk zusammen, das durch deutschen Raub angeschwollen jene zwei Jahrhunderte die europäische Oberherrschaft theils geübt, theils gespielt hatte. Wenn die Zukunft der Deutschen, die sich ihrem gewaltigen Aufschwung anschliesst, ihm nur ein wenig entspricht, wie froh und herrlich muss sie sein!

Und unser Volk sollte nicht im Stande sein, zwei uralte deutsche Länder, die ihm entrissen und in seines Erbfeindes Stolz und eitele Verblendung verwickelt waren, wieder in kurzer Zeit mit deutschem Sinn, mit deutscher Lebenswärme zu durchströmen, so dass sie nimmer wieder lassen wollen vom alten Vaterlande, das sie unter Donner und Schrecken sich wieder zu eigen genommen?

So sei denn hier Einiges aus Natur und Geschichte des Elsasses und Lothringens zusammengestellt, um nach Möglichkeit beizutragen zum Verständniss und zur richtigen Behandlung ihrer Bevölkerung.

II.

Reichsstadt Metz.

An diese Stadt hängt sich für Deutschland etwas von der Bedeutung einer Schicksalsfestung.

Metz ist altberühmt, berühmt besonders durch die vielen grossen Belagerungen welche an seinen Festungswerken zunichte wurden. Den grössten Namen hat aber Metz erst im vorigen Jahr erhalten durch fürchterlich blutige Entscheidungsschlachten auf seinen Feldern, durch das unerhörte Ereigniss, dass eine Armee von fast 200,000 Mann in seiner Umwallung eingekeilt wurde, bis sie durch Hunger und blutige Schläge gezähmt und besiegt sich ergab unter dem Angstschweiss eines napoleonischen Marschalls, dem ein bischen Verzweiflung wohl von allen gern gegönnt wurde, die sich seiner mexicanischen Heldenthaten erinnern.

Wochen lang hielt alle Welt die Augen gespannt auf Paris, Metz, Strassburg: die Einen in stolzer ernster Siegesfreude, die Andern in Furcht und Beben, Einige sogar gleichsam ein wenig erstarrt im Staunen über Das, was vor ihren Augen vor sich ging, und was sie nimmer für möglich hielten.

In solchen Tagen, wo sich Weltgeschicke entscheiden, rücken auch tausendjährige Ereignisse eines Landes, einer

Stadt gleichsam in Monate und Wochen zusammen. Man überblickt ihre ganze Kette, und hat seine Gedanken, welche neuen Glieder sich jetzt wohl an diese Kette anhängen. Auch wir erinnern uns, dass Metz einst viele hundert Jahre lang deutsche Reichsstadt war, und dass es erst vor dreihundert Jahren von Deutschland abgetreten wurde.

Die Metz und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

So hiess es einst im Spottlied auf Kaiser Karl V., als er Metz und Magdeburg nicht erobern konnte. Bei diesem Reime fiel damals, was die Abstammung der alten Stadt betrifft, wohl keinem etwas Anderes ein, als dass sie ihren Namen von der hübschen Dirne herleite, welche sie im Wappen führt. Man braucht dabei nicht gerade an etwas Unziemliches zu denken, denn der Name könnte im germanischen Alterthum auch bloss ein kleines Mädchen bedeutet haben. Die französischen Gelehrten freilich wollen, dass Stadt und Name schon von den alten Mediomatrici herkommen, wenn dieses Volkes Name wirklich so zu buchstabiren war. Jedenfalls waren diese alten Gallier äusserst gescheidt, dass sie ihre Hauptstadt auf den Inseln anlegten, welche von zwei tiefen reissenden Flüssen, der Mosel und der Seille, die hier zusammenströmen, gebildet werden.

Diese ungemein feste Lage und das schöne, anmuthige und mit Früchten reich gesegnete Land rings umher haben der Stadt schon in früherer Zeit ihre grosse Bedeutung gegeben, zumal sie das Gränzgebiet gallischer und deutscher Völker beherrschte.

Römische Alterthümer finden sich in und vor der Stadt. Vom austrasischen Reiche war Metz die Hauptstadt. Kaiser Ludwig der Fromme, Karls des Grossen Sohn, wurde hier begraben. Unser grosser Kaiser Otto soll Metz unter die vier Hauptstädte des deutschen Landes gezählt haben, welche den Feinden Trutz böten, nämlich Augsburg den

Ungarn, Magdeburg den Slaven, Aachen und Metz den Niederländern und Galliern. Im ganzen Mittelalter blieb Metz eine volkreiche Stadt, voll Handel und Gewerbe, die überaus stolz war auf ihre Reichsfreiheit und die Fürstenstädte tief verachtete. Wiederholt schlugen die Bürger die Angriffe der Normannen, der französischen Könige, der Herzoge von Bar und Lothringen zurück. Metz zählte unter den vornehmsten Reichsstädten, und wurde an Macht und Reichthum so hoch geschätzt, dass sein Römermonat auf 25 Mann zu Pferde und 150 zu Fuss stand.

Die Glanztage der Bürgerschaft waren um Weihnachten des Jahres 1356. Kaiser Karl IV. hatte hier den grossen und berühmten Reichstag gehalten, auf welchem die goldene Bulle, das Grundgesetz des deutschen Reiches für beinahe fünf Jahrhunderte, vervollständigt und verkündigt, ausserdem mehrere wichtige Reichsangelegenheiten verhandelt wurden. Die Kurfürsten, die Fürsten, Grafen und Herren und die freien Reichsstädte waren in grosser Anzahl und mit unendlicher Pracht erschienen. Auch der päpstliche Nuntius, der Cardinal von Albanien, der Dauphin von Frankreich und sein Bruder wohnten dem Reichstage bei. Nach dem Hochamt im herrlichen St. Stephans-Dom begaben sich der deutsche Kaiser und die Kaiserin auf den Markt, geleitet von den Kurfürsten, Prinzen, und unabsehlich fürstlicher und ritterlicher Gesellschaft. Es war ein Glanz und Pomp, wie niemals in diesen Gegenden gesehen oder erhört war. Unter einem Zelt von Gold und Purpur liessen sich auf erhöhtem Platz Kaiser und Kaiserin zur Tafel nieder, und die Kurfürsten begannen sie zu bedienen. Zuerst traten die drei geistlichen Kurfürsten vor, der Mainzer, Kölner und Trierer, und verneigten sich. Sie waren des Reiches Erzkanzler für Germanien, Italien und Gallien und hatten zum Zeichen dessen goldene Insiegel am Halse hängen und jeder in der rechten Hand eine Pergamenturkunde. Dann ritt der Kurfürst von Sachsen her-

bei, des Reiches Erzmarschall, in der Hand einen silbernen Metzen voll Hafer. Vor der kaiserlichen Tafel stieg er ab und ging an sein Amt, den Fürsten an den kleinen Nebentischen, jedem nach Gebühr, den Platz anzuweisen. Unterdessen reichte der Erzkämmerer, der Markgraf von Brandenburg, den beiden Majestäten das Handwasser, indem er sich von seinem Gefolge die goldene Giesskanne mit Becken und das köstliche Handtuch reichen liess. Ihm folgte der Pfalzgraf vom Rhein, und stellte als des Reiches Erztruchsess die erste goldene Schüssel auf des Kaisers Tafel. Das letzte Erzamt hatte der Kurfürst von Böhmen zu verrichten, des Reiches Mundschenk. An seiner Stelle, da der Kaiser selbst böhmischer König war, kredenzte den Wein im goldenen Geschirr sein Vetter, Herzog Wenzel von Luxemburg. Zum Schluss kamen noch die beiden Jägermeister, der Markgraf zu Meissen und der Graf zu Schwarzenburg, auf den Markt geritten, mit zahllosen Jagdhunden und reich geschmücktem Jagdgefolge. Sie bliesen schmetternd ihre Hifthörner. Ein gewaltiges Wildschwein und ein starker Hirsch brachen vor, und wurden von ihnen erlegt bei unermesslichem Volksjubel, und sofort zu Speisen vertheilt.

So tafelte damals auf dem Markt zu Metz das deutsche Reich, und alles war in Pracht und Fröhlichkeit, wenn es nämlich am 25. December nicht gar zu kalt gewesen ist.

Allein an dieses kaiserliche Gepränge im uralten lothringer Königssitz, an die Verkündigung der goldenen Bulle in der Frankreich benachbarten deutschen Reichsstadt, knüpfte sich auch das Andenken an einen unheilvollen Wendepunkt der deutschen Geschichte. Denn jenes Reichsgesetz war im Grunde nur die erste feierliche Abdankungsurkunde des deutschen Reichshauptes.

Kaiser Friedrich II. hatte sich von den Fürsten bereits Privilegien entreissen lassen, welche bestimmt waren, gewisse Grundrechte ihrer Landeshoheit gegen das an-

drängende freistädtische Wesen zu schützen. Jetzt aber stellte Kaiser Karl IV. durch die in Metz verkündigte Bulle das Erbfürstenthum hin in gefesteter Herrschaft, und beurkundete die Vertheilung der Reichsmacht unter die Fürsten. Indem er die Wahl und Krönung des Kaisers mit diplomatischem Geschick und Hofceremoniell einrichtete, berief er zugleich die Wahlfürsten zu beständigen Mitregenten des Reichshauptes, gab ihnen eine fast unbeschränkte Herrschaft über ihre Lande bei gefreietem Gerichtsstand, trat ihnen die besten Regalien und Einkünfte ab, und ordnete das dauernde Bestehen dieser Fürstenmacht dadurch, dass er den Inbegriff der Länder und Schlösser, auf welchen sie beruhete, für immer untheilbar machte. Die „sieben Leuchter der Offenbarung", wie die Kurfürsten genannt wurden, leuchteten fortan in verführerischem Glanze, und alles Fürstenthum in Deutschland rang und richtete sich, um ebenfalls kurfürstliche Macht und Unabhängigkeit zu erringen.

Damals hatte Kaiser Karl IV. dem König von Frankreich, an dessen Hof er erzogen und mit welchem er durch Verwandtschaft und Vertrag eng verbündet war, alles Mögliche zu Gefallen gethan, hatte ihm die Reichslande in Burgund, auch das Gebiet von Wälsch-Leyden (Lyon) überlassen, und den Dauphin zu des Reiches Statthalter von Graswald (Grenoble) gemacht. Aber ein Stück von Lothringen, oder gar eine solche Hauptfestung, wie die freie Reichsstadt Metz, dem König von Frankreich zu überliefern, das wäre auch des Reiches Stiefvater, wie man den Luxemburger Karl nannte, nicht eingefallen. Das durfte erst zweihundert Jahre später durch die Untreue deutscher Fürsten geschehen.

Moritz von Sachsen hatte verrätherisch seinem Vetter den Kurhut abgelistet. Er sann jetzt darauf seinen Gönner Kaiser Karl V., der die deutschen Fürsten zu Paaren trieb, ihm aber über Alles traute, zu vernichten. Zu diesem Zweck

bot er dem französischen König Heinrich II. ein Bündniss an. Dieser verfolgte zwar die protestantische Gesinnung im eigenen Lande mit abscheulicher Grausamkeit; er liess den Protestanten, ehe sie den Scheiterhaufen bestiegen, erst die ketzerische Zunge ausreissen, damit sie in den Flammen nicht mehr lautes Zeugniss für ihre evangelische Ueberzeugung ablegten. In Deutschland aber ermuthigte er die Evangelischen in jeder Weise zum Krieg gegen des Reiches Oberhaupt, und ging mit Freuden auf des Kurfürsten Moritz Anträge ein. Sein geschickter Diplomat Jean de Fresse kam nach Deutschland, stellte Gold, Truppen, und Türkenhülfe in Aussicht, und verlangte dafür zweierlei; erstens die Abtretung der zum Reiche gehörigen Bisthümer Metz, Tull (Toul), Virten (Verdun) und Kamryk (Cambray), und zweitens die Schutzhoheit über die andern geistlichen Fürsten Deutschlands, wenigstens am Rhein. Den Rheinbund, welcher in der zweiten Forderung lag, lehnten Moritz und seine Verbündeten ab, bewilligten jedoch die erste in folgender Weise. Sie schlossen mit dem Franzosen Heinrich II., „der sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält," zu Friedewalde am 15. October 1551 ein Schutz- und Trutzbündniss gegen ihren „gemeinschaftlichen Feind," den deutschen Kaiser, um „dessen tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von den Häuptern zu schütteln," versprachen dem König die Wiedereroberung der ihm angeblich vom Kaiser entzogenen Erbstücke, nämlich der Freigrafschaft Burgund und der Gebiete von Flandern und Artois (Atrecht), die ebenfalls das ganze Mittelalter hindurch zum deutschen Reiche gehörten, und erklärten sodann: „Man wird für gut halten, dass der König von Frankreich sich derjenigen Städte bemächtigt, welche von Alters her zum deutschen Reiche gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind, namentlich Cambray, Toul in Lothringen, Metz, Verdun und andere,

und dass er dieselben als Vicarius des heiligen Reiches behalte, indem wir dem heiligen Reich die Rechte vorbehalten, welche es auf die gedachten Städte haben kann. Gleichergestalt würde es gut sein, dass der König in den Niederlanden ein Feuer anzündete."

Den Unterhändler dieses Bündnisses, welches Heinrich II. zu Chambord unterzeichnete, machte Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Die mit dem Könige vereinten deutschen Fürsten nahmen weisse französische Feldzeichen an. Es waren Kurfürst Moritz für sich und seinen Mündel, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, und der Sohn des gefangenen Landgrafen von Hessen. Derjenige aber, der in Lothringen selbst den Verrath leidenschaftlich schürte, war der Bischof von Metz, Robert von Lenancourt. Seine Familie gehörte zu den sogenannten „vier grossen Pferden von Lothringen", denn nur aus den vornehmsten Häusern wurden die Metzer Fürstbischöfe erwählt. Wie die Prälaten in Tull (Toul) und Virten (Verdun), lebten sie mit der Bürgerschaft in uraltem Hader und Zwiespalt. Lenancourt dachte, er könne der stolzen Herren, die ihm ins Angesicht auf ihre reichsstädtischen Freiheiten pochten, am besten Meister werden, wenn die drei deutschen Reichsstädte aufhörten zu Deutschland zu gehören. Er fing damit an, einige angesehene Bürger und Rathsherren heimlich zu ködern, und versprach ihnen goldene Berge, wenn sie dem Könige von Frankreich günstig wären. So arbeitete die Herrschsucht lothringischer Prälaten mit der Untreue von ein paar deutschen Fürsten zusammen, um Metz „die reiche", Tull „die heilige", Virten „die edle" den Franzosen zu überliefern.

Die sächsischen Stände hörten mit Entsetzen von dieser Verrätherei, und beschworen ihren Landesherrn davon abzustehen. Der edle Melanchthon war in Verzweiflung, und gleich wie Luther einst im strafenden Zorn die schmal-

kaldischen Fürsten wegen ihres Bündnisses mit den Franzosen gescholten hatte, so schrieb Melanchthon jetzt an den Kurfürsten: er möge doch „betrachten, ob ein solcher Krieg mit ungewissen und gefährlichen Leuten, welcher Zerstörung des ganzen Reichs bringen möchte, zu erregen sei, und bedenken, was es sei, ordentliche Hoheit und ein gefasstes Reich mit Kur- und Fürsten in einen Haufen zu werfen, und eine Zerrüttung und Confusion zu machen, deren niemand ein Ende sehen könne."

Es war alles vergebens. Schon hatte der französische König die Türken dazu gebracht, mit ihren Flotten und Heeren gegen den deutschen Kaiser vorzurücken. „Um diesem zu schaden, war er bereit," wie der englische Gesandte Asham schrieb, „sich zu gleicher Zeit in der feierlichsten Form den Papisten und Protestanten, den Türken und dem Teufel zu verschreiben." Im März 1552 rückte er mit einem starken Heer, dessen bester Theil aus dem entlassenen schmalkaldischen Fuss- und Reitervolk bestand, in Lothringen ein, indem er den Deutschen einen öffentlichen Brief sandte des Inhalts: „Er habe aus göttlichem Eingeben und Antrieb mit den unterdrückten deutschen Fürsten einen Bund gemacht, und bezeuge bei Gott dem Allmächtigen, dass er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, grossen Unkosten und Gefahr und Sorge, für seine eigene Person keinen andern Nutz und Gewinn suche als aus freiem königlichen Gemüthe der deutschen Nation die Freiheit zu bringen." Ueber dieser Proclamation prangte der Freiheitshut zwischen zwei Schwertern, und darunter stand „*Libertas*". Man sieht, die damalige französische Politik sah der jetzigen so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Toul und Verdun waren unversehens weggenommen, Nanzig wurde stark besetzt, und nun legte sich das ganze Heer vor Metz. Die Bürgerschaft aber hatte ihre Mauern und Thürme wohl im Auge und liess die Kanonen donnern. Der französische Feldherr, der Connetable Herzog v. Mont-

morency, forderte zur Uebergabe auf: die Stadt weigerte sich. Er drohte, das ganze Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Die Bürger erklärten ihm: er könne ihre Güter draussen verbrennen, sie aber seien eine deutsche Reichsstadt und würden nicht vom Reiche lassen. Da legte er sich aufs Bitten und Bereden, und schwur ihnen zu, nur ein einziges Fähnlein französischer Besatzung sollten sie einnehmen, und im Uebrigen bleibe alles beim Alten. Man traute ihm und öffnete das Thor. Sofort brach er ein mit einigen tausend Mann, die allerdings nur eine einzige Fahne führten. Die Bürger waren ausser sich und schrieen über Verrath und Treubruch. Der Connetable beschwichtigte, es sei nur auf einen friedlichen Durchmarsch abgesehen, er werde die Stadt bald wieder verlassen. Eifrig aber arbeitete er, den Rath ins französische Interesse zu ziehen. Einige Rathsherren liessen sich bestechen und traten, an ihrer Spitze der Bischof Robert v. Lenancourt, mit dem General ins Einverständniss. Der grösste Theil des Raths wies jedoch mit Verachtung das französische Gold von sich und erklärte: nimmermehr lasse sich Metz vom deutschen Reich abreissen. Schon aber liess der König melden, dass er kommen, Einzug halten und sich huldigen lassen wolle. Da wusste Montmorency sich zu helfen. Er wurde sterbenskrank, lag zu Bette, und liess die obersten Rathsherren zu sich kommen, um sein Testament zu machen. Als er aber alle Feindseligen in seinem Zimmer bei einander hatte, warf er plötzlich die Bettdecke ab, stürzte sich mit dem Degen auf den Schöffen-Aeltesten und durchbohrte ihn. Zugleich drang seine Leibwache durch Thür und Fenster hinein, und stach und schlug, bis keiner von den Rathsherren mehr am Leben war. Unter der Bürgerschaft herrschte stummes Entsetzen.

Der König zog ein, die Bürger mussten ihre Waffen abliefern, und wer nicht huldigen wollte, musste ins Elend

wandern. Als Heinrich II. Metz hatte, zog er wider allen Vertrag gegen Strassburg, und wollte auch das Elsass an sich reissen. Doch hier mussten die Franzosen abziehen, und nachdem sie noch alle möglichen Schandthaten in den deutschen Gränzlanden ausgeübt, Kurfürst Moritz aber seinen Frieden mit dem Kaiser geschlossen hatte, liess der französische König in den eroberten lothringischen Städten das Possenspiel einer freien Volksabstimmung aufführen. Unter dem Druck einer feindlichen Besatzung, während französische Lügen und Gelder ihre Wirkung thaten, konnte der Erfolg nicht fehlen. Es wurde später verkündigt: wer nur ein Wort äussere, dass Metz, Toul und Verdun wieder zum deutschen Reich kämen, verliere Leib und Leben. Als die vornehmsten Metzer Patrizier eine Klage an das kaiserliche Kammergericht aufsetzten, liess der französische Befehlshaber den, welcher die Schrift verfasst hatte, und den, welcher sie überbringen sollte, ergreifen und wie Hunde ersäufen, die Uebrigen wurden gezwungen, auf den Knien Abbitte zu leisten.

III.

Kaiser Karl V. vor Metz.

Deutschlands Kaiser war auf's Tiefste betroffen durch den Verlust von Metz. Er wusste wohl, welch tiefe Wunde dem deutschen Reiche versetzt sei; vielleicht noch tiefer schmerzte ihn der Schlag auf sein kaiserliches Ansehen. Nimmermehr durfte er das Hauptbollwerk Deutschlands in der Franzosen Händen lassen. Er rüstete eiligst, und unterhandelte mit seinen Angreifern. Um den Weg nach Metz frei zu bekommen, gab er zuletzt alles preis, was der Nerv seiner Politik, der Gedanke seines Lebens gewesen — die Glaubenseinheit mit dem Interim, die Kaisermacht mit der Maassregelung der Fürsten. Die Gefangenen der Mühlberger Schlacht kehrten in ihre Länder zurück. Der Zwang, das Tridentiner Concil zu beschicken, fiel weg, und damit alle Hoffnung zur Aussöhnung und Ausgleichung der Religionsparteien: der abscheuliche Grundsatz „*cujus regio, ejus religio*" gab fortan der Fürstenherrschaft Szepter und Stempel. Schon im Juli war diese entscheidende Wendung in Passau vereinbart. Der Kaiser hatte das widerwärtige Geschäft seinem Bruder überlassen; mit wüthendem Grimm im Herzen gab er endlich nach. Der Gedanke an Metz drängte alles Andere in den Hintergrund. Laut klagte er die Fürsten an:

sie betrügen sich, „als wenn sie das Reich mit Gewalt den Franzosen unter die Füsse werfen wollten.“ Den unseligen Verräther Moritz liess er gegen die Türken ziehen, er selbst marschirte auf Metz.

Mit 27,000 Mann war Karl V. fünf Jahre zuvor nach Norddeutschland gezogen und hatte die Mühlberger Schlacht geschlagen. Gegen Metz aber führte er 54,000 Mann, darunter nicht weniger als 10,000 Reiter, sämmtlich gute Soldaten und trefflich gerüstet, auch mit unabsehlichen Zügen des stärksten Belagerungsgeschützes versehen — ein Heer, das für die damalige Zeit sich wohl mit den Hunderttausenden an Fussvolk, Kanonieren und grossen Reitermassen, welche Deutschland in diesem Jahre gegen Frankreich aussandte, vergleichen liess. Erprobte Generale, Alba an der Spitze, dann der Marquis v. Marignan, Egmond, Herzog Adolf von Holstein, Markgraf Johann von Küstrin, Prinz Philibert von Savoyen waren die Führer. Am 19. Oct. langte der Vortrab bei Metz an und begann ein verschanztes Lager aufzuwerfen auf der Höhe von Chastillon.

Mit Schrecken aber nahm man wahr, dass die Stadt nicht mehr die alten schwachen Mauern und Thürme hatte, von denen Moritz vielleicht gedacht, man könne sie leicht wieder erobern, — eine neue gewaltige Festung erhob sich vor den Belagerern. Herzog Franz von Lothringen hatte mit der starrköpfigen und rücksichtslosen Manier, welche sein Haus, die lothringische Nebenlinie der Guisen, berüchtigt machte, es unternommen, Metz für Frankreich zu erhalten, koste es, was es wolle. Vierhundert französische Edelleute, unter ihnen die Prinzen Condé, der Graf von Enghien, der Herzog von Nemours, zwei andere Guise, der Grossprior von Frankreich, der Neffe des Papstes Horaz Farnese, und viele andere der vornehmsten Herren waren mit ausgesuchten Leuten herbeigezogen, und übernahmen ihre Plätze auf den Mauern und Schanzen. Der Italiener Piero Strozzi, ein Verwandter der Katharina von Medici,

der später französischer Marschall würde, ordnete die Werke zum Widerstand an. Reichlich 10,000 Mann guter Soldaten zählte die Besatzung. Sie hatte eine grosse Citadelle gebaut, Reihen von Batterien, Bollwerken, und Wällen aufgeworfen, die Gräben vertieft und voll Wasser gesetzt, die Vorstädte niedergebrochen. Die Gebeine Kaiser Ludwig des Frommen, des heiligen Siegebert, Königs von Austrasien, und anderer berühmter Männer aus der Karolinger Zeit waren mit grossem Pomp in die Stadt geholt. Weit und breit fanden die Kaiserlichen jedes Dorf rings um die Stadt verödet und verlassen von Bewohnern, entleert von allen Nahrungsmitteln. Getreide und Futter war nirgends mehr aufzutreiben; für anderthalb Jahre habe man genug nach Metz gebracht, sagten die Franzosen. Auch ungeheure Mengen von Geschütz und Munitionen waren dort aufgehäuft. Viele Bürger und Rathsherrn hatten erklärt: sie würden gegen ihren Herrn, den Kaiser, nicht fechten, — sie mussten die Stadt verlassen, und wandten sich meist nach Strassburg.

Herzog Alba liess die Laufgräben beginnen. Unaufhaltsam rückten sie vorwärts, mit Blut überströmt; denn die Belagerten machten unaufhörlich wüthende Ausfälle. Schon donnerten die kaiserlichen Geschütze an die Mauern und Bollwerke. Aber es war auffallend, wie wenig sie ausrichteten. Man sagte: es sei Herzog Alba durch einen falschen Plan der Festungswerke, den man ihm in die Hände gespielt, irregeführt worden. Heftiger Streit erhob sich unter den Generälen, wo und wie man angreifen müsse. Der Kaiser aber lag gichtbrüchig in Diedenhofen. Er unterhandelte heimlich mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der mit seinem wilden Heer und den „scharfen Metzen, Singerinnen, Nothschlangen" und anderm schweren Geschütz, das er den Nürnbergern abgenommen, bei Pont-à-Mousson stand. Dieser junge Fürst, der grosse und edle Naturgaben nur zu seinem und Anderer Verderben gebrauchte, hatte im Namen des Königs von Frankreich, dessen weisse

Feldbinde auch er trug, durch unerhörte Gräuel und Verwüstungen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zu Landabtretungen genöthigt. Der Kaiser hatte öffentlich diese Verträge vernichtet, und den Markgrafen vor dem ganzen Reich als den gräulichsten Mordbrenner und Lügner gebrandmarkt. Albrecht war in unerhörten Raubfahrten durch das Mainzer, Speyerer, Trierer und Luxemburger Land an die Mosel gezogen. Da änderte sich des Kaisers Politik gegen ihn. Um das gefürchtete Räuberheer nicht in seiner Flanke zu lassen, hatte er schon in Landau auf dem Zuge nach Metz zwei kostbare Wochen mit Verhandlungen verloren. Jetzt entschloss er sich zu einem Schritt, der für sein kaiserliches Ansehen eine entsetzliche Demüthigung war. Der Markgraf konnte ihm zu gefährlich werden, die Belagerung von Metz zog sich in die Länge: der Kaiser willigte in Albrechts unverschämte Forderungen, nahm ihn zu Gnaden an, und setzte jene berüchtigten Verträge mit Bamberg und Würzburg wieder in Kraft. Albrecht überfiel sofort den Herzog von Aumale, der mit stattlichem Heer ihn beobachtete, schlug, fing ihn und kam triumphirend mit vielen hohen Gefangenen in's Lager vor Metz, verschanzte sich auf der Höhe von St. Quentin, und liess seine Kanonen gegen die Festung spielen.

Aber der Allverhasste trug nur neuen Zwiespalt in's kaiserliche Lager. Um seine hadernden und tobenden Generäle zu beschwichtigen, kam der kranke Kaiser von Diedenhofen herbei und besichtigte sofort trotz grimmiger Schmerzen die Laufgräben und des Feindes Bollwerke. Zornig fragte er: warum man den Angriff so lau betrieben? Neue Laufgräben an einer andern Stelle, bei dem Tour d'Enfer, wurden eröffnet. Hier war allerdings der schwächste Punkt getroffen, es hiess: die treuen Metzer Bürger hätten es den Kaiser wissen lassen. Der Herzog von Guise aber liess Tag und Nacht arbeiten, dass auf diesem Punkt neue Schanzen und Bollwerke entstanden. Der Kaiser stieg selbst

in die Laufgräben hinab, redete die Soldaten an, schalt, ermunterte, gab Geschenke und Verheissungen und erklärte: „Er wolle Metz wiedernehmen oder davor sterben.“ Von allen Batterien spielten jetzt die Geschütze gegen die Stadt, und das Krachen und Donnern war so furchtbar, dass man es am Rhein hören wollte. Bald stürzte ein grosses Stück der Stadtmauer nieder, aber schon erhob sich hinter der Oeffnung ein hoher Schuttberg, mit Soldaten und Feldschlangen besetzt. Eine neue Bresche wurde geschossen, fünfzig Schritt breit: ein neues Bollwerk zeigte sich dahinter. Herzhaft schossen die Belagerten, sie standen Tag und Nacht auf den Wällen, und ihre Ausfälle waren rasch und mörderisch. Albrecht rettete einmal sein Leben nur mit genauer Noth. Der Kaiser liess Minen graben, ein Savoyarde verrieth dem Feinde die Richtung; Gegenminen wurden gelegt, man schlug sich unter der Erde. Der Kaiser sandte den Grafen Egmond mit zwei tausend Reitern und ein paar Regimentern Fussvolk nach Tull und liess die Stadt zur Uebergabe auffordern. Der Commandant erwiderte: „Wenn der Kaiser Metz erobert habe, hoffe auch er von ihm die Ehre einer Belagerung, und solange der Herzog von Guise sich gewehrt habe, denke er es auch zu thun.“

Bei alledem hätte des kranken Kaisers Energie Metz doch wohl errungen, allein drei furchtbare tückische Feinde schlichen in's Lager, gegen die er ohnmächtig war: Frost, Hunger, Seuchen. Schon im November fror es so hart, dass die Erde mehrere Fuss tief wie Stein wurde und Hacken und Schaufeln der arbeitenden Soldaten zersplitterten. Im Dezember fiel ein tiefer Schnee und bedeckte die öde Gegend weit und breit. Sie war verwüstet, ausgehungert, von allen Bewohnern verlassen. Zufuhr aus der Ferne hinderte und erschwerte der Connetable von Montmorency, der mit dreissigtausend Mann in der Nähe stand. Die Soldaten murrten, die ausgemergelten Leiber waren zu schwach zum Stürmen,

sie erfroren in den Laufgräben und lagen sterbend an Ruhr und andern Krankheiten in den eisigen Zelten, denn Holz war selten, und spärlich ein warmes Lagerfeuer. Seine besten Generäle drangen in den Kaiser: die Eroberung sei unmöglich. Er widerstand. Zuletzt verlangte er einen Hauptsturm. Aber die Soldaten wiesen auf ihre vor Hunger und Kälte zitternden Glieder und auf die Zelte ihrer sterbenden Kameraden. Da entfuhr dem Kaiser das bittere Wort: „Ich sehe wohl, dass ich keine Männer mehr um mich habe."

Am Weihnachtstage erbarmte es ihn des armen Volkes und er gab den Befehl zum Aufbruch. Das schwere Geschütz und Gepäck ging voran. In der Nacht vom 2. Jan. brach alles auf. Nur Markgraf Albrecht hielt mit seinen Völkern noch so lange Stand, bis er hörte, das Geschütz sei glücklich über die Mosel und in Diedenhofen. Der Rückzug ging langsam vor sich und in Unordnung; die Soldaten sanken haufenweise am Wege hin und starben. Es war den Franzosen leicht, Gefangene zu machen. Sie liessen aber das jammervolle Volk wieder laufen, weil man die Leute zu nichts mehr brauchen konnte. Von denen, die glücklich bis in die Niederlande kamen, blieben viele siech und schwach ihr Leben lang. Man sagte: der Kaiser habe durch seine persönliche Gegenwart seiner Generäle Ehre gerettet, aber seine Armee verloren.

So zog Kaiser Karl V. von Metz ab, erschöpft und von Gichtschmerzen gepeinigt, den brennenden Stachel seiner kaiserlichen Ehre im Herzen; denn unter keinem seiner Vorfahren am Reich war dieses jemals so hart beschädigt worden. Der stolzeste Mensch, welchen die Erde trug, „der alte Sieger", war innerlich gebrochen. Karl V. sah den Glaubenszwiespalt und die Fürstenherrschaft in Deutschland verewigt, sein Widerstand bedeutete wenig mehr. Er wusste wohl, Metz war für immer verloren, an seinen Namen hefteten sich diese Schmach und all das Unglück, das jetzt

von den Franzosen über Deutschland kommen musste. Drei Jahre später legte er die Kaiserkrone nieder und ging nach San Just, um klösterliche Betrachtungen zu pflegen.

Zahllose Dichtungen aus jener Zeit bekunden noch, welchen Eindruck diese Niederlage des Kaisers am Ende eines langen siegreichen Wirkens auf die Zeitgenossen machte. Eines dieser Distichen lautet:

Herculis optasti longas transire columnas,
Siste gradum, Metis, haec tibi meta datur.

Seit der französischen Besitznahme war es mit der Blüthe von Metz vorbei. Viele Bürger konnten den Verlust der alten glorreichen Freiheit der geliebten Vaterstadt nicht verschmerzen und wanderten aus. Andere hofften noch immer auf eine Wendung der Dinge, sie konnten sich nicht vorstellen, dass der deutsche Kaiser eine solche Hauptfestung seines Reiches für immer verloren geben werde. Metz blieb ja noch immer deutsche Reichsstadt; denn Kurfürst Moriz hatte dem Reich all seine Rechte, die es haben konnte, vorbehalten und den französischen König nur zum Reichsvicar oder Statthalter des Kaisers gemacht. Steuern oder Soldaten zum Reiche stellten die Metzer nicht mehr; sie entschuldigten sich: durch des französischen Königs Beschwerung würden sie daran gehindert, seien auch in zu grosse Dürftigkeit gerathen.

Der Verrath von Metz hatte die deutsche Fürstenherrschaft gerettet; denn seit König Albrecht I. hatte sie keinen gefährlicheren Feind, als den mächtigen Karl V.

Bischof Lenancourt aber hatte kein goldenes Loos gezogen. Die französische Besatzung blieb in Metz, und hausete roh und zügellos wie in Feindesland. Da durfte der Prälat es wagen, in's städtische Archiv einzubrechen, die verhassten Kaiser-Privilegien der Reichsstadt in's Feuer zu werfen, die Stadtbeamten ab- und andere einzusetzen, die ihm huldigten. Eine Weile liess der französische Hof ihn gewähren. Dann

schickte er einen neuen Kommandanten, der nicht viel Federlesens machte mit der Prälatenherrschaft. Lenancourt spie Feuer und Flammen. Kaiser und Reich und den Herzog von Lothringen schrie er um Hülfe an, mit Waffengewalt setzte er sich zur Wehr, offen rief er die Bürgerschaft zum Aufstand auf. Ueberall unglücklich, musste er sich im September 1553 bequemen, auf seinen Metzer Bischofsitz zu verzichten und die schöne reiche Stadt zu meiden.

Im Frieden von Château-Cambresis liessen die Franzosen ihre Eroberungen in Savoyen und Piemont fahren, den Besitz von Metz aber sich von Spaniern und Engländern bestätigen. Das deutsche Reich vermochte erst, nachdem es durch den dreissigjährigen Krieg geschändet und zerschlagen war, sich zu entschliessen, Metz, Toul und Verdun „ewig und unwiderruflich" abzutreten, in der thörichten Hoffnung, nun endlich „Frieden und Freundschaft mit Frankreich zu festigen."

Wer heutzutage Metz besucht, sieht äusserlich von der alten reichsstädtischen Herrlichkeit keine Spur mehr. Das militärische Commando tritt an allen Enden und Ecken hervor. Die Stadt ist auf das stärkste befestigt. Die Schleusen sind eingerichtet, die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen. Die alte wohlgelegene Citadelle und eine Moselinsel bilden besondere, scharf bewehrte Festungen. Das Moselfort in der Vorstadt deckt die Festung nach Nordosten, das weitläufige Fort Belle Croix nach Osten hin. Zu diesen beiden im vorigen Jahrhundert gebauten Forts kommen vier andere, die erst drei Jahre alt sind und die Stadt zum grossen verschanzten Lager machen. Es sind die Forts Mont St. Quentin, St. Julien, Queulen und des Carrières. Frankreich betrachtete diese Festung stets wie sein grosses Ausfallthor gegen Deutschland: desshalb wurde sie so stark gemacht.

Ohne die Eroberung von Metz hätten die Franzosen nie an Strassburg, vielleicht nie an Lille und Dünkirchen

gedacht. Als sie aber einmal durch List und Verrath sich der alten Hauptstadt des Mosellandes bemächtigt hatten, da blickten sie von hier unwillkürlich stets nach den offenen sonnig glänzenden Fluren Deutschlands. Die grosse Festung, der Herzpunkt der Festungsreihe von Dünkirchen bis Beffort, lag gar so bequem, um den Krieg im Stillen vorzubereiten und dann plötzlich vorzubrechen. Waren die französischen Waffen unglücklich, so stand immer nach Metz der sichere Rückzug offen ohne alle Furcht, der Feind werde bis dahin folgen. Es war zu natürlich, im Besitz von Metz mussten die Franzosen mit ihrer Politik in jene Richtung hinein gerathen, die sie Jahrhunderte lang von der überseeischen Thätigkeit ablenkte, die uns so viele blutige Raubkriege, so viele entsetzliche Verheerungen zuzog. Wäre ohne die Lothringer Festungen wohl jemals die freche Rolle möglich gewesen, welche die Franzosen im dreissigjährigen Kriege spielten? Und welche schwere Kette endloser Leiden und Verluste hängt sich für uns an jenes Auftreten der Franzosen im dreissigjährigen Kriege!

Bis in die jüngste Zeit wurden in Metz Jahr für Jahr ungeheure Vorräthe an Waffen und Proviant aufgehäuft. Aus seinen Zeughäusern konnten 150,000 Mann ihre Bewaffnung nehmen. Insbesondere war Metz früher Frankreichs grosse Artillerie- und Ingenieurschule, und französische Offiziere dieser Waffengattung rühmten sich immer gern, dass sie dort ihre Ausbildung genossen hätten. Es war in Metz alles beisammen, um sich in der echt napoleonischen Kunst, dem Artilleriewesen, im grossen Stil zu belehren. Das kleine Arsenal in der alten Citadelle, das grosse in der Guisenschanze, welche der Herzog von Guise wider den kaiserlichen Feldherrn baute, endlich das Arsenal des Geniecorps enthielten Werkstätten, die zum Theil glänzend eingerichtet waren, und all die alten und neuen Maschinen für Krieg und Waffenverfertigung zeigten. Die Artillerieschule besass ausserdem noch eine interessante Sammlung von

kriegsgeschichtlichen Gegenständen, wie sie dem kundigen Offizier tagelang Unterhaltung gewähren.

Jedoch auch abgesehen von seiner kriegerischen Stärke und Bestimmung, hat der Besitz von Metz einen hohen Werth. Die weite schöne Moselebene der Umgegend, eingefasst von Waldhöhen und Rebenhügeln, ist so reich und so fleissig angebaut, dass die Stadt durch die Verarbeitung und insbesondere durch den Vertrieb all der Bodenerzeugnisse stets Bedeutung und Wohlhabenheit behalten muss. Besonders sind es Wein, Reps, Färbestoffe und Getreide aller Art, welche von hier verfrachtet werden. Auch die Fabriken in Tuch und Wollwaaren, Nadeln, Waffen, Spiegeln und Blumen sind in gutem Betriebe. Der lebhafte Handel aber verkehrt hauptsächlich mit Deutschland.

Die siebenthorige Stadt hat viele alterthümliche und viele anmuthige Theile. Die Alleen auf den Inseln und längs der rasch strömenden Flüsse, die hochschattigen Parks mit Springbrunnen und Wasserwerken bieten die schönsten Spaziergänge. Nimmer wird man müde, hinab in das herrliche reich bewässerte Moselthal und auf die sanften grünen Anhöhen zu schauen. Die meisten Strassen sind zwar eng und winkelig, werden aber, im ansprechenden Gegensatz zu andern französischen Städten, reinlich gehalten. An alten Kirchen und Gebäuden, die zum Theil noch aus dem 12. Jahrhundert stammen, ist kein Mangel. Das Rathhaus, die Maximinskirche, die Martinskirche, das Kapitelhaus und die Kapelle der Templer in der alten Citadelle, das deutsche Thor mit seinem castellartigen Thurme bieten nicht wenig, was den Geschichts- und Alterthumsforscher anzieht. Alles aber überragt die mächtige Kathedrale, ein hoher lichter gothischer Dom mit alten Glasgemälden. Wenn man an der Mosel steht, erinnert der Anblick an den Regensburger Dom von jenseits der Donau gesehen. Nur stellt sich der Metzer St. Stephans-Dom mit seinem stolzen 350 Fuss hohen durchsichtigen Thurme noch prächtiger dar, zumal er auf

einer Anhöhe erbaut ist. An den guten Schulen und wissenschaftlichen Anstalten, an dem lebendigen Gemeinsinn und selbständigen Geiste der Bürgerschaft, an ihrem kernhaften Wesen merkt man noch einen Nachklang aus der Zeit der deutschen Reichsstadt. Auch die Sittlichkeit soll trotz der beständigen militärischen Einlagerung nicht allzusehr gelitten haben. Die Weitwirkung von Paris lässt sich freilich auch in dieser Beziehung nicht ganz verkennen. Hiess es doch schon im 13. Jahrhundert von den Parisern:

Parisis nati — non possunt esse beati;
Non sunt felices — quia matres sunt meretrices.

Die Metzer Bürger sagten stets: „Die Metz ist noch Jungfer.“ Sie ist es in der That lange genug geblieben. Es sind jetzt gerade 222 Jahre seit jenem trauervollen Abschied, welchen das deutsche Reich „auf ewig und unwiderruflich“ seiner altberühmten Reichsstadt gab, 318 Jahre, seitdem die Franzosen Metz einnahmen. Wir aber haben die Festung wieder erworben, nicht wie jene damals durch Ablistung, Betrug und Verrath, sondern durch solche Thaten des Genie's und der Tapferkeit, dass ihnen vielleicht die ganze Geschichte nichts Aehnliches zur Seite setzen kann. Denn wo ist in eines Strategen Hirn jemals ein grösserer Gedanke entsprungen, als jener war, da General v. Moltke hörte, die Hauptmasse der Franzosen stehe bei Metz? Da galt es, das Geniale nicht bloss, nein, das ganz Ungeheure zu vollbringen, diese ganze Armee mit ihren drei Marschällen bei Metz festzuhalten, auf Metz zurückzuwerfen, in Metz einzukeilen, bis sie verhungere oder sich ergebe. Je grösser die Armee des Feindes, um so leichter musste man sie durch Hunger bezwingen können. Das erste geschah theilweise in der Schlacht am 14. Aug., das zweite in den beiden Schlachten unsterblicher Tapferkeit und grauenvollen Blutbades am 16. und 18. Aug., das letzte, die Einschliessung, wurde durch grösste Klugheit vollzogen und durch grösste Tapferkeit mehr als zwei Monate lang behauptet. Noch

vier Schlachten lieferten die belagerten Franzosen vor Metz: am 31. Aug. und 1. Sept. und am 2. und 7. Oct. Jedesmal wurden sie, wie bei all' ihren andern Ausfällen, zurückgeworfen.

O wie viel des edelsten Heldenbluts ist um diese unsere Schicksalsfestung vergossen! Wie viele Tausende unserer Brüder liegen eingescharrt auf der grossen Grabstätte, den Feldern von Metz, während daheim die greisen Eltern und die armen Waisen jammern!

IV.

Lothringer Land und Leute.

Als die deutschen Heere in Lothringen einmarschirten, wunderten sich unsere Soldaten nicht wenig, wieviel deutsche Anklänge ihnen von allen Seiten entgegen kamen. Die Ortsnamen bekunden französisches Land und Volk. Wenn man aber erfährt, dass unter Crehange, Morhange, Fenestrange nur ein deutsches Kriechingen, Morchingen und Finstringen steckt, unter Tenquin Tännchen, Boucheporn Buschborn, Gavisse Gauwiese, Rode Roth, unter Fouligny nur Föllingen, Seingbouse ein deutsches Sengebusch, unter Hinquezange gar nur Hincksingen, wenn man die lächerlich französirten Namen einmal als alte deutsche erkannt hat, so fällt es einem in tausend Dingen wie Schuppen von den Augen, und man erblickt unter all' dem, was da gut französisch schreit und zappelt, gar oft noch kernigen deutschen Untergrund. So viel er auch schon angefressen ist, noch immer hält das alte feste Gefüge vor.

Auch Nanzig zeigt genug Aushängeschilde mit deutschen Namen. Es war ja natürlich, dass bei dem starken Zuzug, welchen die französischen Städte vom Lande be-

kommen, die blühende und wohlhabende Stadt Ansiedler aus der Menge deutscher Dörfer erhielt, welche sich zu Hunderten in der nordwestlichen Hälfte des Landes verbreiten.

Die lothringische Hauptstadt möchte aber auch jetzt noch, und zwar mit vollem Bewusstsein bei Adel und höher Gebildeten, gern ihren althistorischen Ruf erfüllen, nämlich eine vermittelnde Stellung zwischen Frankreich und Deutschland einnehmen. Wenn irgendwo jenseit des Rheins, so ist in Nanzig die Centralisation aller Staatsmacht, die Alleinherrschaft von Paris, verhasst.

Man erinnert sich vielleicht noch der überaus glänzenden Feste, mit welchen Nanzig vor ein paar Jahren die Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich feierte, des Sprösslings aus dem Lothringer Fürstenhaus. In Paris vermerkte man die Wärme dieses Festjubels etwas übel, dort war man ohnehin nicht gut auf Nancy zu sprechen. Denn hier hat in neuerer Zeit mehr und mehr der alte Lothringer Adel eine gesellschaftliche Vereinigung gefunden, in welcher die historischen Erinnerungen lebhaft gepflegt werden. Daraus ging zuerst ein erhöhteres kirchliches Leben hervor, das auch recht gern zur Schau getragen wurde. Die Stadt hatte, ausser dem alten Palast der lothringischen Herzoge, wenige Denkmäler aus alter Zeit. Aber nun wurde der Bau von nicht weniger als drei gothischen Kirchen auf einmal in Angriff genommen, und sie erheben sich bereits als wahre Prachtkirchen. Sodann fand der Hass gegen die bonapartistische Willkürherrschaft immer lautern Anklang. Es wurde sogar daran erinnert, dass vor den Thoren von Nanzig vor vierhundert Jahren ein gewaltiger Kriegsfürst mit all seinem Heer von freien Männern erschlagen worden. Zwei Tage nach der Schlacht habe man seine Leiche im Sumpfe gefunden, den Kopf mit dem Blut ans Eis gefroren. Dieses Andenken an Karl den Kühnen von Burgund wird durch das Grabmal in der St. Georgs-

kirche, das einst seine Gebeine umschloss, und durch das Burgunder Kreuz vor dem St. Georgsthor lebendig erhalten.

Eine gewisse provinzielle Selbständigkeit gehört zu den höchsten Wünschen fast aller gebildeten Lothringer. Von dem Tage an, mit welchem diese Wünsche in Erfüllung gingen, würde ein frischeres Leben das ganze Land durchströmen, und die tüchtige Kraft seiner behenden und beherzten Bewohner sich in erhöhterem Masse geltend machen. So lange Lothringen eine Geschichte hat, finden wir eine Bethätigung solchen Gefühls der Selbständigkeit und Eigennatur. In den letzten Jahren wurde es gewaltsam niedergedrückt.

Denn Lothringen ist und bleibt ein Mittel- und Uebergangsland zwischen den Franzosen und Deutschen: seine Lage, Natur und Bevölkerung stempeln es dazu.

Geographisch bildet Lothringen die Abdachung vom westlichen Rheingebirge, den Vogesen, bis zu den Ardennen, jenem langen unwegsamen Waldgürtel, der sich zwischen Maas und Marne und ihren Nebenflüssen hinzieht. Entschieden beginnt jenseits der Ardennen eine andere Landesnatur, es öffnet sich dort der grosse Kreideboden der Seine zum Ocean hin. An die Stelle des Mittelgebirges tritt Ebene, und wenn man die langen Waldwege hinabgestiegen, glaubt man, es wehe etwas wie Meerluft vom Ocean herauf. Von der Ebene aus gesehen erscheint das Lothringer Land wie ein weit sich hinziehendes Hochland mit dunklem Waldgebirgsrande. In der That ist das ganze Gebiet in Natur und Anbau gleichartig mit all dem Mittelgebirgsland das sich zwischen Maas, Mosel und Rhein ausbreitet. Nach Süden aber ist Lothringen durch das Plateau von Langres und die Sichelberge vom Saone-Gebiet getrennt. Umgürtet ringsum öffnet es sich nur nach Deutschland zum Unterrhein hin. Nur dorthin ziehen seine Gewässer: Maas, Mosel, Murte, Saar und Blies.

Alle diese geographischen Thatsachen bestimmen Lothringen als zu Deutschland gehörig, und es war desshalb keineswegs ein Zufall, dass sein geistliches Fürstenthum in Metz, Tull und Virten ebenso vom Trierer Erzstift als seiner Metropole abhängig war, wie sein weltliches Fürstenthum von Kaiser und Reich abhing.

Neben diesen natürlichen Nöthigungen aber, welche die Lothringer an die deutsche Nation anschliessen, wirken auf sie in entgegengesetzter Beziehung ein paar andere Umstände ein.

Sie sind zwar durch Ardennen und Sichelberge von übrigen Frankreich abgeschlossen, jedoch erhebt sich auf der ganzen westlichen Länge ihres Landes ein Gebirgswall, der noch höher ist. Zugleich ist Lothringen so recht eigentlich mitten hineingeschoben zwischen das Rhein-, Seine- und Saone-Gebiet und sind die Uebergänge von einem ins andere so leicht zu bewerkstelligen, dass Verkehr und Fühlung auf keiner Seite jemals aufhören. Endlich aber hat das Lothringer Gebiet doch auch seine eigene ansehnliche Breite und Ausdehnung. Die beiden Hauptflüsse, Maas und Mosel, bieten für sich allein ein bedeutendes und eigenthümliches Flussgebiet. Auch die vorgeschobene Lage nach Westen hin trägt nicht wenig dazu bei, um den Lothringern einen Hang zur Selbständigkeit und ein Gefühl zu geben, dass sie nicht bloss zu Deutschland oder Frankreich, sondern vor allen Dingen sich selbst angehören.

Diesen geographischen Vorbedingungen entspricht nun auf zutreffende Weise die Geschichte Lothringens.

Schon seine älteste Bevölkerung, die Leuker und Mediomatriker, waren zwar vorzugsweise belgischer, jedoch auch gemischter Natur, indem sie mit ihren Nachbarn ringsumher ebenso häufig friedlich verkehrten, als sie sich ihres Andranges kriegerisch erwehren mussten. In der Völker-

wanderung aber drangen die Schaaren der Rheinfranken von unten her an den deutschen Flüssen herauf, bemächtigten sich der uralten Kultursitze Metz, Toul und Verdun, und siedelten sich weiter im Lande an, wo es zwischen den Rebenhügeln und auf den fruchtbaren wohlbewässerten Gefilden besonders lockend erschien.

So erwuchs hier aus dem alten Grundstock der Bevölkerung und einer starken deutschen Beimischung ein gescheidtes, fleissiges, kräftiges Volk, dem von der alten halbceltischen Natur noch das heissköpfige und wetterwendische Wesen anhängt, das besonders im Ehrenpunkte der Person und des Landes leicht aufsiedet. In der Saargegend und in einzelnen Strichen bis zur Murte hin, sassen die Deutschen so dicht, dass sie nur ihre eigene Sprache nöthig hatten, weiter westlich aber behielten die romanisch Redenden die Oberhand. Die deutschen Eroberer dort nahmen romanische Mädchen zu Frauen, und diese, gebildeter als ihre blonden Eheherren, liessen in ihren Häusern die deutsche Sprache nicht aufkommen. So wurde das Land zwiesprachig. Merkwürdig genug erhielt Lothringen gerade so viel romanische Bevölkerung mehr, als nöthig schien, um gegen die stärkeren geographischen Bezüge, welche Lothringen an Deutschland ketten, ein Gegengewicht zu bieten.

Antrieb und Anziehung fühlte das Land nun beständig von der deutschen, wie von der französischen Seite. Sein Besitz und die Art seines Besitzes gab einen Gradmesser ab, um wieviel das eine oder das andere Volk im Aufsteigen begriffen. So lange in der Zeit nach Karl dem Grossen die Reiche des ost- und westfränkischen Königs noch etwas flüssige Grenzen hatten, blieb Lothringen der natürliche Zankapfel. Sobald aber durch König Heinrich I. das Reich der Deutschen fest und klar gestellt war, konnte Lothringen nur Deutschland angehören, und das that es neunhundert Jahre lang. Wenn sich aber im deut-

schen Reiche Spuren von Schwäche zeigten, merkten es keine mehr, als die Lothringer. Gleich fing der französische Einfluss kräftiger zu spielen an. Als in den Reformationskämpfen deutsche Fürsten sich wider die Kaisergewalt erhoben, gingen sofort höchst werthvolle Stücke von Lothringen verloren, ein Verlust, dessen Nachwirkung zweihundert Jahre später noch Schwergewicht genug innewohnte, um das ganze Lothringen endlich nach Frankreich herüber zu ziehen. Jenen neunhundert Jahren des deutschen Besitzes stehen jetzt etwa anderthalb hundert Jahre gegenüber, in welchen Lothringen Bestandtheil von Frankreich war.

Ueber die Hälfte aber jenes langen Zeitraums, in welchem Lothringen zu Deutschland gehörte, nämlich fünfhundert Jahre lang, ist das „Moselherzogthum" ein treues Glied des deutschen Reichs gewesen. Seine Fürsten waren stets verwickelt in die welthistorischen Kämpfe unserer Kaiser, und leisteten ihnen wiederholt Heeresfolge nach Italien. Erst im vierzehnten Jahrhundert trat eine Wendung ein nach Frankreich hin, welche um so entschiedener wurde, je auffälliger die kaiserliche Gewalt sich unter den Habsburgern und Luxemburgern im entfernten Osten festsiedelte. Gleichwie in den Niederlanden regte sich ein Gefühl von Selbständigkeit, und die Lothringer Herzoge dachten mit französischer Hülfe sich der Reichsfesseln zu entledigen. Der Pariser Hof ging mit Freuden darauf ein, durfte jedoch noch nicht daran denken, die Hand auf ihr Land zu legen. Herzog Theobald II. fiel noch kämpfend für Kaiser Heinrich VII. vor den Thoren von Florenz, sein Sohn aber, Herzog Friedrich der IV., wurde von Kaiser Ludwig in der Schlacht bei Mühldorf gefangen und fiel 1328 als Vorfechter Frankreichs bei Montcastel. Dessen Nachfolger fiel in der Schlacht bei Crecy in den Reihen des französischen Heeres, und sein Sohn wurde in der Schlacht bei Poitiers von den Engländern gefangen. Der letzte des alten Herzogshauses, auch ein Karl der Kühne

genannt, der Christensklaven aus Tunis befreite und in Litthauen für den deutschen Orden zu Felde lag, starb als Connetable von Frankreich im Jahre 1430.

Seine Erbtochter war mit einem französischen Prinzen René von Anjou vermählt und sollte ihm Lothringen zubringen. Das war ja die beständige und so oft glückende Politik des Pariser Hofs, für jüngere Prinzen des Königshauses in den deutschen Gränzlanden Erbtöchter aufzusuchen. Verheirathet mit ihnen zogen sie deren Lande immer tiefer in den französischen Lehensverband hinein, während die Rechte des kaiserlichen Lehnsherrn bei jeder Gelegenheit missachtet wurden. Damals gelang der Plan noch nicht. Ein Blutsverwandter des letzten Herzogs von der Schwertseite, Anton von Vaudemont, hielt das deutsche Erbrecht aufrecht, und wurde von Kaiser Siegmund belehnt. Er hatte freilich wenig Schutz von ihm, als er bedrängt und gefangen wurde von einem andern Prinzen des französischen Hauses, der damals ganz Niederlothringen zum neuburgundischen Reiche durch Kauf, Krieg und List vereinigte, Philipp dem Guten. Allein zuletzt wusste Vaudemont sich zu behaupten, und der Anjou musste seinem Sohne die eigene Erbtochter vermählen. Aus dieser Ehe stammt die neue Reihe der Lothringer Herzoge, deren letzter, Franz Stephan, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia wurde und die noch jetzt regierende lothringische Linie der Habsburger begründete.

Mit den Vaudemonts beginnt die dritte Periode der lothringischen Geschichte. Grundgedanke der Politik dieser Fürsten ist, in den unaufhörlichen Kämpfen zwischen Kaiser und König möglichst neutral zu bleiben. Zu diesem Zweck suchen sie sich sachte vom Reiche loszulösen, um nicht dem kriegerischen Antrieb gegen Frankreich gehorchen zu müssen. Das lothringische Fürstenthum stellt sich mehr und mehr auf sich selbst, aber auch wie die Herzoge von Savoyen muss es stets auf der Schildwache stehen,

wachsam nach allen Seiten hin. Bei alledem blieben die Herzoge von Lothringen deutsche Reichsstände, fanden Schutz und Anlehnung am Kaiser und durch besondere Bündnisse mit deutschen Fürsten, gaben aber weder Reichssteuern noch gehorchten sie dem Reichsaufgebot. Ihrer Selbstherrlichkeit drohte ja von Deutschland kein Angriff mehr.

Um so mehr verfielen Fürst und Land unvermerkt einer leise fortschreitenden Französirung, welche besonders Fortschritte machte, als die Herzoge die feurigsten Vorkämpfer der katholischen Kirche wurden. Lothringens Hauptstadt war Nanzig, welches fast ganz französisch war: einen vorherrschenden Mittelpunkt deutscher Sitte, Sprache und Literatur gab es nicht.

V.

Fürsten-Geschichten.

Noch nicht anderthalb Jahrhunderte hatte diese Politik und Stellung der Lothringer Herzoge gedauert, da wurde sie plötzlich aufs Tiefste erschüttert und für immer gefährdet. Frankreich gewann durch seinen Handel mit Kurfürst Moriz von Sachsen drei bedeutende Fürstenthümer mitten im Lothringerlande, welche zusammen 50 Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern ausmachten und die uralt berühmten Plätze Metz, Toul, Verdun in sich begriffen. Was half es, dass diese Städe noch eine Zeit lang den Titel von deutschen Reichsstädten führten und an das Reichskammergericht Prozessakten schickten? Die französische Staatskunst verstand es, sie nichts desto weniger zu knebeln und auszunützen. Stets mit gutem Kriegsvolk und neuen Bollwerken ausgestattet waren diese Festungen ebenso viele Waffenplätze, welche Lothringen beherrschten. Seine Herzoge mussten sich aufs Aeusserste hüten, der französischen Eroberungsgier eine Handhabe zu bieten. Während sie in Nanzig nur daran dachten, ihr Herzogthum zu sichern, dabei ihres Volkes Bildung und Wohlstand zu heben, überliessen sie es ihrer Nebenlinie, dem berühmten und berüchtigten Hause der Guisen, am Pariser Hof und auf französi-

schen Schlachtfeldern zu kämpfen und die zweite Rolle in Frankreich zu spielen.

König Heinrich IV. nahm die alten Pläne wieder auf, Lothringen durch Heirathen an Frankreich zu bringen. Erst vermählte er seine Schwester mit dem Erbprinzen, und als jener starb, sollte dessen Schwester den Dauphin heirathen. Des Königs Ermordung hinderte die Vermählung. Richelieu griff die Sache anders an. Er erklärte ungescheut: „Die deutschen Rechte über Lothringen seien blosse Usurpationen, nur aus Noth habe sie Frankreich dulden müssen. Aber Unrecht verjähre nicht: Gott selbst wolle es, dass sein König zurücknehme, was ihm gebühre. Die französiche Monarchie habe ja vor allen christlichen Staaten den Vortheil, dass sie rein sei, unschuldig und frei von jedem Vorwurf, eines andern Gut zu besitzen.“ Eine wahrhaft lustige Unverschämtheit, wenn man bedenkt, dass das ganze Gerede sich bloss auf die Erinnerung stützte, Loth, ringen habe vor 800 Jahren einmal zum westfränkischen Reiche gehört. Mit dieser Erklärung aber begann eine lange fürchterliche Leidensgeschichte für die Lothringer-voll Ehre für sie selbst, voll Romantik für ihr Fürstenhaus, voll Schande für Frankreich.

Sofort versuchte Richelieu ein Vorspiel zu den berüchtigten Reunionskammern. Er liess in den Archiven zu Metz, Toul und Verdun nach alten Pergamenten suchen, welche den Bischöfen ehemals irgend einen vergilbten Anspruch auf irgend eine lothringische Herrschaft gewährten. Zu des Landes grösstem Unglück hatte es damals an Karl IV. einen Fürsten, der als ein heissblütiger Unbestand sich in Alles einliess und in Nichts ausharrte. Ihn wusste der französisshe Minister zu kirren und zu ängstigen, bis er Marsal, Jametz und Sedan abtrat, Darauf wurde er vorgefordert, für das mit Lothringen verbundene Herzogthum Bar in Versailles die Huldigung zu leisten, und als er zögerte, das Ländchen eingezogen. Endlich erklärte Riche-

lieu rund heraus, der König müsse auch Nanzig haben als Bollwerk gegen Spanien und den Kaiser. Der Herzog war umgarnt, überlistet, und in französischer Gewalt. Er hatte seinen Bruder, den unternehmungslustigen Nikolaus Franz, der Bischof von Toul und auch mit dem Kardinalshute geschmückt war, nach Paris geschickt, um zu unterhandeln. Dieser kam mit der trostlosen Erklärung zurück: „Es sei nichts mehr zu hoffen, Lothringens Raub beschlossene Sache. Richelieu werde alles wagen, er lache über Kaiser und Reich.“ Es war ja das Jahr 1634, das sechszehnte des dreissigjährigen Krieges.

Da kam der Herzog auf einen sonderbaren Gedanken. Er hatte zahllose Liebschaften und keine ehelichen Kinder. Nun sollte sein Bruder, der Kardinal und Bischof, Herzog werden an seiner Statt und gleich ihre Nichte Claudia heirathen, die nach beider Abgang das Land geerbt hätte: dann wären alle Erbrechte vereinigt. Der Kardinal war es zufrieden, denn er und Claudia hatten sich gar gern. Karl IV. dankte also ab, wies die Unterthanen an seinen Bruder, den neuen Herzog, und zog sich nach dem Elsass zurück. Wenn der neue Herzog erst einige Zeit regiert hätte, sollte die Vermählung folgen. Richelieu aber hatte den Plan schon aufgespürt, und eines Tages erschien französisches Kriegsvolk in Lüneville, um das Schloss, wo der Kardinal und die Prinzessin wohnte, zu besetzen. Nun schien guter Rath theuer, jedoch nicht lange. Noch am selben Abend liess Nicolaus Franz zwei Theologen, Beide Doctoren des kanonischen Rechtes, in sein Gemach entbieten. Er legte ihnen die Frage vor, ob er als Kardinal und Bischof seine Cousine heirathen könne? Sie gaben das Gutachten: dazu brauche er zwei Dispense, den einen könne er als Bischof, den andern nur der Papst ertheilen; in äusserst dringenden Fällen hätte auch wohl ein Bischof den zweiten gegeben. „Grade in solchem Falle bin ich,“ rief der Kardinal und fertigte sofort die beiden Dispense

als Geber und als Nehmer aus, weil er wahrscheinlich dachte, Keiner wisse besser, als er selbst, die dringenden Gründe. Und als er die Dispense unterschrieben hatte, ging er mit seiner geliebten Claudia und zwei Zeugen in ein abgelegenes Zimmer des Palastes, und liesss ich auf der Stelle von dem Einen der beiden gefälligen Theologen trauen. Am Morgen nach der Brautnacht hörten die Franzosen, was geschehen war. Da nahmen sie das junge Paar gefangen, führten es nach Nanzig, und hatten ein scharfes Auge auf die Prinzessin wie auf ihren Geliebten, der ein anderes Zimmer bekam. Nun dachte auch die schöne Claudia etwas Sinnreiches aus.

Es kam der erste April und damit die deutsche Sitte des in den April Schickens. An diesem Tage mussten die Franzosen sich wohl hüten, Alles zu glauben, was man ihnen aufbinden wollte. Es musste also etwas geschehen, was höchst unglaublich erschien. In der Nacht auf den ersten April verkleidete sich der Herzog-Kardinal als Tagelöhner, und die Prinzessin als Bäuerin, und beide entwichen in das Haus des Oberkämmerlings Bornet. Hier warteten sie heimlich, bis es Tag wurde und die Stadtthore sich öffneten. Dann schritt die zarte Fürstin in der ärmlichsten Kleidung auf die Gasse, auf ihrem Rücken trug sie eine Bütte mit Dünger. Nicht lange darauf folgte der Kardinal mit einer ähnlichen Last. Glücklich kamen die beiden Düngerträger aus dem Thor, aber Claudia meinte hundert Mal, sie müsse umsinken unter der schweren Bütte. Noch eine lange lange Stunde mussten sie gehen, bis sie an die Stelle kamen, wo ein Vertrauter mit gesattelten Pferden ihrer harrte. Sie schwangen sich hinauf und ritten spornstreichs von dannen. Denn schon waren die Verfolger hinter ihnen. Eine Bäuerin, welche in die Stadt kam, hatte die Fürstin erkannt und arglos über dies Wunder gesprochen, das sie mit ihren eigenen Augen gesehen. Lange wollten es die Franzosen nicht glauben, weil Jeder

sich fürchtete, er würde in den April geschickt. Der Gouverneur Brassac wagte es endlich und drang in das Zimmer der Prinzessin, riss die Bettvorhänge aus einander, und sah mit Schrecken, dass sie ihn nicht in den April geschickt hatten. Wüthend liess er die Schlossdiener verhaften, sie sollten auf der Stelle auf die Folter: man sah indessen, die armen Leute hatten wirklich nichts zu bekennen, denn sie wussten selber nichts. Aus allen Thoren flogen nun eilends die Reisigen, um die Flüchtlinge noch zu fangen. Diese aber ritten auf Tod und Leben, und weil die Prinzessin vor Schwäche aus dem Sattel glitt, musste ein Mann hinter ihr aufsitzen, sie zu halten. So kamen sie noch am selben Abend in die Freigrafschaft Burgund, wo sie gerettet waren, und brauchten sich nicht mehr von einander zu trennen. Die Lothringer waren voll Jubels und wurden nicht müde, die gefoppten Franzosen auszuspotten. Karl IV. aber kehrte in das Land zurück, damit es eine Regierung habe.

Richelieu wusste in seinem Aerger nichts Besseres zu thun, als die Festungen Lothringens niederzureissen und das blühende Land zu einer Wüste zu machen. Das sollte seinem Fürsten den Geschmack daran so gründlich verderben, dass er auf Lothringen verzichte und die arme Auvergne dafür annehme. Allein der Herzog widerstand. Nun kam Ludwig XIV. auf einen neuen Plan, den er ohne Scham ausführte. Der König schickte der Geliebten des Herzogs, der schönen Apothekerstochter Marianne Pajol, ein Kommando Soldaten ins Haus und liess sie wissen, sie solle als Herzogin gleich nach Paris kommen, wenn ihr Geliebter ihn selbst zum Erben mache, oder als Büsserin gleich ins Kloster, wenn sie ihn nicht dazu vermöge. Marianne wählte das Letztere, sie wurde nach Paris ins Kloster geschleppt, und die Geschichte endigte damit, dass der König sich leidenschaftlich um ihre Gunst bewarb. Der vielgequälte Karl IV. unterschrieb endlich 1662 den

Vertrag: der König von Frankreich solle sein Erbe sein, wogegen dieser den lothringischen Prinzen die Rechte der französischen einräumte. Da aber traten die Lothringer Landstände auf. Durch keine Noth und Gewaltthätigkeit, durch keine Bestechung liessen sie sich abhalten zu erklären: „Ohne ihre Einwilligung sei der Vertrag null und nichtig, sie aber würden sich niemals vom deutschen Reiche abreissen lassen.“ Ihr Widerstand war so erbittert, dass der König zurückschreckte und von dem Abkommen mit ihrem Fürsten Abstand nahm.

Bald gab die Tücke eine grössere Gewaltthat ein. Im Jahr 1670, als der Herzog auf französisches Andringen all seine Truppen hatte entlassen müssen, wimmelten plötzlich eines Morgens die Wälder um Nanzig von französischen Soldaten. Lothringer Treue warnte ihren Fürsten, mit genauer Noth entfloh der Gehetzte der Gefangenschaft. Der französische General hatte die Weisung, alles Mögliche mit ihm zu verhandeln, alles zuzugestehen, nur müsse es dazu führen, dass er sein Land abtrete; denn der König halte sich nicht mehr für sicher, wenn er nicht ganz Lothringen bekomme. Der Reichstag zu Regensburg wusste nur zu protestiren, Hülfe erschien nirgends. Da griff das Volk selbst zu den Waffen, um das Land seinem Fürsten zu erhalten. Der König befahl, man solle die Aufständischen auf die Galeere schicken. Umsonst, Niemand wollte sich ihm fügen. Jetzt erschien Ludwig XIV. selbst in Glanz und Herrlichkeit, hielt einen pomphaften Einzug in Nanzig, und floss über von Leutseligkeit, Güte und Verheissungen. Die Bürger aber schrien: „Vivat unser Herzog!“, und der Adel blieb starr und finster. Als der Kupferstecher Callot den prachtvollen Einzug bildlich darstellen sollte, erwiderte er: „Lieber wollte er sich doch gleich die Finger abschneiden.“ Nicht ein einziger Lothringer, der zu den Franzosen überging, trotzdem ihr Land nun in deren Gewalt blieb, ächzend unter den Blutsaugern.

Herzog Karl IV. sah Lothringen nicht wieder. Er befehligte in des Kaisers Heer wider seine französischen Quäler. Das Jahr seines Todes 1675 bezeichnete noch seinen Sieg über den Marschall Crequy, der am fürchterlichsten in den Lothringer Städten geplündert hatte. Nachfolger wurde Karl V., der Sohn Claudias und des Kardinal-Bischofs, deren Ehe nachträglich vom Papst bestätigt worden. Dies war der berühmte Feldherr Karl von Lothringen, welcher Deutschland fern im Osten schützte und die Türkenheere schlug. Er war ein kühner und scharfblickender Prinz, am Wiener Hofe von grösster Geltung, und bereitete dort seinen Nachkommen die Stätte vor. Ganz Europa erkannte ihn an als den rechtmässigen Herzog von Lothringen, aber niemals sollten seine Augen das Land seiner Väter schauen. Sehnsüchtig richtete er seinen Plan nach diesem Ziel. Als endlich sein höchster Wunsch in Erfüllung ging, als er siegreich an der Spitze der deutschen Heere zum Rheine zog, und jedes lothringische Herz ihm entgegen jubelte: da starb er. Aber Ludwig XIV. militärische Macht war doch zuerst durch ihn erschüttert, und wenigstens sein Sohn erhielt im Rysswicker Frieden 1697 Lothringen zurück. Fast ein Menschenleben hindurch hatten die Franzosen es besetzt gehalten, verheert und verwüstet, und zum Erbarmen ausgesogen. Noch im letzten Jahr, als man zu Paris darauf verzichten musste, Lothringen fest zu halten, wurde es planmässig ruinirt, den französischen Soldaten jeder Gräuel, ihren Offizieren jede Art Plünderung erlaubt. Wo eine Million Menschen gewohnt hatte, ehe die Franzosen kamen, liessen sie bei ihrem Abzug noch fünfzig Tausend zurück! Es ist entsetzlich, welche Gräuel gegen Gott und Menschen sich die französische Politik von jeher erlaubte. Zuletzt musste man ihnen noch Saarlouis lassen und Nanzigs neue Festungswerke wiederum schleifen.

Der junge Herzog Leopold, eine edle, fried- und segensreiche Natur, liebte sein Land und that Alles in der Welt,

ihm neue Kriegsschrecken zu ersparen. Er ging nach Versailles, die Huldigung wegen Bar zu leisten, vermählte sich mit Elisabeth Charlotte von Orleans, der geistvollen Pfälzerin Tochter, und wusste sich klüglich gegen den französischen Hof zu stellen. Allein er konnte sich nicht mehr verhehlen, dass für ihn und sein altes ruhmreiches Geschlecht nicht mehr Bleibens sei in Lothringen, dass die französische Raubsucht sie früher oder später vertreiben würde. Deshalb erklärte er sich bereit, Lothringen mit Mailand zu vertauschen, und selbst, als der spanische Erbfolgekrieg, in welchem seine Festungen wiederum von den Franzosen besetzt wurden, ihm zuletzt etwas Luft und Sicherheit verschaffte, suchte er noch immer insgeheim, wie er anderswo seinen Kindern eine ehrenvolle Stätte gründe. Bei jeder neuen Wendung der Dinge fürchtete er Gewaltthaten von Paris her. Seinen Sohn Franz Stephan liess er am Wiener Hofe erziehen, und frühzeitig waren beide Höfe einverstanden, er solle Oesterreichs schöne Erbin, Maria Theresia, heirathen.

Doch das Glück des Friedens blieb wider sein Erwarten Leopold treu; denn Frankreich fühlte sich erschöpft und brauchte lange Zeit zur Erholung. So dauerte die friedfertige Regierung Leopolds dreissig Jahre hindurch. Nach langer Noth und Drangsal blühete Lothringen wieder auf, dass es eine Freude war. Das ausgezeichnete Talent seiner Bewohner für Handel und Industrie, sowie ihr verständiger Fleiss im Ackerbau und im Berg-, Forst- und Salinenwesen machten sich geltend. Unter der Gunst und Förderung durch eine weise Regierung, gesichert und gehoben durch eine erleuchtete Gesetzgebung, deren Werk der Papst verfluchte, konnte nun jenes Lothringer Talent sich vollkommen entwickeln, und erfüllte das Land mit Reichthum und fröhlichem Leben. Diese Zeit war des Landes goldenes Zeitalter. Als Leopold 1729 starb, setzte seine Wittwe in geschickter Regentschaft das gute Werk fort. Ihr Sohn

Franz Stephan kam nur von Wien herüber, um Besitz von seinem Herzogthum zu ergreifen, überliess seiner Mutter die Regierung und ging als kaiserlicher Statthalter nach Ungarn in die Nähe seiner geliebten Maria Theresia.

Da sollte Lothringens Schicksal sich an einen früheren polnischen Gutsbesitzer knüpfen, dem in seiner Jugend niemals von Lothringens sonnigen Rebenhügeln geträumt hatte. Jetzt endlich hatten die Franzosen gewonnen, was ihnen wie ein Paradies erschien, wenn sie aus ihrer armseligen steinbleichen Champagne über die Argonnen stiegen, Lothringens schöne fruchtschwere Aecker, seine fettgrünen Wiesen voll Reichthums, seine einträglichen Bergwerke und Salinen, seine herrlichen wildreichen Waldungen.

Keines Fürsten Leben war jemals romanhafter, als das des Königs Stanislaus Leszcynski. Geboren als polnischer reichbegüterter Edelmann schwingt er sich auf zum General und Gesandten, und gefällt überall durch seinen fröhlichen Leichtsinn und hellen Verstand. Karl XII. von Schweden hielt ihn für den einzigen vernünftigen Polen, und liess ihn 1704 vom polnischen Reichstag zum König wählen. Allein bald darauf sass der spartanische Schwedenkönig einsam und gefangen unten in der Türkei. Sein polnischer Schützling flüchtet unter tausend Gefahren, kehrt mit einem schwedischen Heer zurück, schlägt sich wacker herum für seine Krone, und geht endlich als Unterhändler in die Türkei zu seinem königlichen Meister. Der grobe Pascha von Bender fasst auch den liebenswürdigen Polen und setzt ihn fest hinter Schloss und Riegel. Zwei Jahre darauf mit Karl XII. befreit, entgeht Stanislaus kaum einem Mordanfall des schwedischen Adels. Karl XII., bekanntlich ein Wittelsbacher aus der pfälzischen Linie, tritt ihm sein Herzogthum Zweibrücken ab. So kam der Pole in die Lothringer Nachbarschaft. Aus Zweibrücken aber vertrieben findet Stanislaus Zuflucht in Weissenburg im Elsass, welche Stadt ihm der französische Hof anweist. Hier macht seine Tochter ihr

Glück — sie wird Ludwigs XV. Gemahlin. Ihr Vater zieht jetzt nach Chambord. Bei der ersten günstigen Gelegenheit aber reist er als Kaufmann verkleidet nach Warschau, wird jubelnd aufgenommen, 1733 nochmals zum König gewählt, und flüchtet schon im nächsten Jahr in armer Bauernkleidung übers Meer. Das Ende ist, dass er dem Thron entsagt, den Königsschmuck aber behält und sich im herrlichen Lothringen niederlässt, welches der Pariser Hof inzwischen für ihn erhandelt hat.

Es hatte nämlich der Wiener Hof den glücklichen Nebenbuhler von Stanislaus, den Kurfürsten von Sachsen, in Polen unterstützt. Frankreich aber hatte offen für den Schwiegervater seines Königs Partei ergriffen. Da nun der französische Minister, Kardinal Fleury, wohl den Plan merkte, den Erben Lothringens mit der Erbin Oesterreichs zu vermählen, und nichts mehr fürchtete, als dass Lothringen ebenso wie Belgien österreichisches Land würde, so erklärte er dem Kaiser den Krieg und nahm Lothringen weg Oesterreich litt damals schwer unter dieser neuen Kriegsgeissel und wünschte sehnlich den Frieden. Fleury schickte einen Gesandten nach Wien, welcher rund heraus erklärte: „Entweder besteht Frankreich nicht mehr fort als Nation, oder Deutschlands Kaiser wird niemals Herzog von Lothringen und Bar.“ Er bot dagegen an, für Maria Theresia all ihre Erblande, und für ihren künftigen Gemahl, den Herzog von Lothringen, die Erwerbung von Toskana zu garantiren, wenn Stanislaus, auf dass des Königs Schwiegervater in seiner Ehre bleibe, Bar und Lothringen bekomme, um damit, wenn er sterbe, seine Tochter und ihre Kinder auszustatten. Der kluge Fleury bedachte dabei auch, die Regierung des gutmüthigen Stanislaus werde einen allmähligen Uebergang zum französischen Regimente bilden, denn es war ja in Paris nicht unbekannt, dass nichts in der Welt den Lothringern verhasster war. Nun wurde unterhandelt hin und her, drei lange Jahre hindurch. Die Lothringer

geriethen ausser sich, als sie hörten, man wolle sie an Frankreich verschachern. Des Herzogs Bruder, Karl Alexander, erklärte ihm: „Niemals werde er seine Einwilligung geben, dass ein Volk verhandelt werde, das sieben Jahrhunderte lang im Glück und Unglück treu zu ihren Ahnen gestanden, das als die Krone seines Landes betrachte, lothringisch und selbständig zu sein.“ In einem Briefe liess sich des Herzogs Mutter, die Regentin, bitter aus. „Ihr Sohn“, schrieb sie, „müsse behext sein, wenn er den unseligen Vertrag unterzeichne, das hiesse ja soviel, als sich und seiner Familie den Hals abschneiden.“ Herzog Franz Stephan sass in Wien und rang die Hände. Was sollte er thun? Die österreichischen Minister hatten Geld nöthig, Frankreich überschüttete sie mit Gold. Sie bedrängten ihn, dass er unterzeichne. „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!“ sagte Hartenstein. Hier Toskana, das Kaiserthum, vor allem die prangende Jugendgeliebte — in der andern Wagschale die Ehre und Lothringen. Franz Stephan weinte und warf dreimal die Feder weg, dann unterzeichnete er.

So kam die Lothringer Perle, die so oft mit Blut übergossene, zuletzt doch an die Krone Frankreich, und zwar als Heirathsgut der Tochter eines polnischen Wojewoden. Rechtlich aber blieb der Vertrag null und nichtig, und zwar aus zwei Punkten. Denn einerseits die Landstände, andererseits das deutsche Reich, beide gaben niemals ihre Einwilligung.

Ehe Stanislaus Lothringen betrat, musste er vertragsmässig die Verwaltung der Finanzen und Einkünfte, deshalb auch alle Domänen, Forsten und Salinen dem Könige von Frankreich abtreten. Auch für Justiz und Polizei schickte man ihm von Paris einen Intendanten. Stanislaus tröstete sich mit zwei Millionen Livres, welche ihm dafür aus des Königs Kasse gezahlt wurden. Mit diesen schönen Einkünften lebte er ganz vergnügt bald in Nanzig, bald in Lüneville (Lünstadt), wo er sich ebenfalls ein Prachtschloss

erbauete. Nichts ging ihm über den Genuss, rauchend aus einer langen Tabakspfeife mit freundlichen Menschen zu plaudern. Ueber dreissig Jahre lang dauerte noch sein vergnügliches Leben. Seine philosophischen und politischen Schriften tragen den Titel „*Oeuvres d'un philosophe bienfaisant.*" Wirklich war er ein wohlthätiger Lebensphilosoph, herzensgut, voll Geschmack in Kunst und Literatur, ein liebenswürdiger glanzvoller Friedensfürst mit Schlafrock und Pfeife. In der letzten Zeit hatten sich die Jesuiten seiner bemächtigt, doch sollte es nicht lange dauern. Als er ein Siebenziger wurde, kam er eines Morgens dem Kamin zu nahe, sein Schlafrock fing Feuer, und der arme gute Stanislaus erlag seinen Brandwunden.

Er hinterliess Nanzig als eine ganz andere Residenz, als wie er sie gefunden. Die Stadt besitzt gegen 50,000 Einwohner, liegt in einer weiten Ebene voll reizender niedriger Höhenzüge, aus welcher sie die Feldfrüchte nach dem Innern von Frankreich sendet. Auch der Kornhandel von Deutschland und Ungarn her hat hier einen Hauptplatz. Wer Nanzig besucht, unterscheidet sofort die alte Stadt mit ihrem Gewirr von engen und finsteren Strassen, wo die vielen Herren Fabrikanten von Liqueurs und Bieren, von Seife und Lichtern, von Tuchen und Strümpfen wohnen, von der Neustadt. Die Neustadt ist ein lothringisches Versailles, und anmuthiger als das Urbild. Mit ihren Palästen und Gärten, mit ihren Prachtthoren und Springbrunnen stellt sie sich dar wie das achtzehnte Jahrhundert in Pomp und Schönheit. Plätschernde Wasser verbreiten Leben und Frische über weithelle Plätze, die auf dunkle hochschattige Baumgänge ausmünden. Am Ende der Strassen fällt der Blick auf grünbelaubte Anhöhen. Alles athmet hier vornehme Ruhe und Behagen. Der höfliche und gebildete Ton, der in Nanzig dem Fremden so freundlich berührt, ist offenbar noch etwas ein Nachklang aus seiner früheren Zeit.

Die Lothringer haben ihres Polenkönigs gute väterliche

Eigenschaften gern anerkannt: aber er blieb ihnen ein Landfremder, ein Aufgedrungener. Als die Herzogin-Regentin am 6. März 1737 Abschied nahm, war das ganze Land in tiefster Trauer, man hörte nur Klagen und Jammern, und das Volk warf sich mehrmal vor ihren Wagen auf die Knie und hielt die Pferde an. Die französischen Soldaten mussten sich hüten, einzeln sich ausser ihrer Garnison betreffen zu lassen. Die wüthenden Bauern fielen über sie her und misshandelten und erschlugen sie. Auch lothringische Dorfpfarrer thaten desgleichen. Wie oft flammten später noch Feuer auf den Bergen, wenn es hiess, Prinz Karl Alexander ziehe heran mit kaiserlichem Heer! Noch als Stanislaus längst todt war, ging kein ächter Lothringer über den Platz, wo seine Statue steht, ohne von dieser den Kopf abzuwenden. Auf ihre französischen Nachbaren, die Champagner und Burgunder, an welche die Lothringer jetzt angekettet waren, hörte das Schimpfen niemals auf, sie wurden gehasst wie blutige Landesfeinde. Frankreich einverleibt, betrachteten sie sich durch Himmel und Hölle von Frankreich geschieden.

So blieb es bis zur französischen Revolution. Diese änderte ihre Gesinnung. Die grossen Ideen der Freiheit gaben ihnen Ersatz für das Verlorene. Sie und die Elsässer waren ihre begeistertsten Vorkämpfer. Noch mehr durchströmte sie mit französischen Gefühlen die Ruhmeszeit Napoleon I., mit deutscher Treue und Tapferkeit und mit französischer Hitze folgten sie seinen Adlern. Noch in der letzten Zeit stellten die Lothringer gleich den Elsässern die meisten Freiwilligen zum Heer. Auf Lothringens Feldern wachsen ja die französischen Marschälle, und was wäre vielleicht aus Frankreich geworden ohne das lothringische Landmädchen von der deutschen Gränze, Johanna von Orleans?

VI.

Deutsch-Lothringen.

Ein starkes Drittel der Lothringer spricht heute noch deutsch. Früher war es weit mehr. In der französischen Zeit aber hat das Wälsche mehr und mehr Häuser und Dörfer und Städtchen eingenommen. Bald hat es sich an den Rändern der deutschen Landstriche eingefressen, bald sich plötzlich in Thalbreiten vorgeschoben, ganz besonders aber der Gebildeteren in den Städten sich bemächtigt.

Die französische Verwaltung legte sich schon von 1748 an mit allem Nachdruck darauf, die Allemagne — so hiess Deutsch-Lothringen — zu französiren. Im Elsass, das jenseits der Wasgauberge lag und zum deutschen Rheinthal hinblickte, musste man das deutsche Wesen gewähren lassen: in Lothringen aber hoffte man es planmässig auszurotten. Die bisherige Verwaltung musste einer neuen nach französischem Muster weichen, französische Amtssprache wurde eingeführt, das Deutsche auf den höhern Schulanstalten verfolgt, kaum dass es auf der Kanzel unangefochten blieb. Die Revolution griff das Zerstörungswerk im Grossen an, der Konvent hätte alles Deutsche lieber mit Stumpf und Stil vertilgt. Die Rückkehr der Bourbons brachte für Deutsch-Lothringen keine Hülfe. Schärfer noch setzte die

französische Bureaukratie unter Ludwig Philipp ihre Hebel ein, um die unbequeme deutsche Sprache zu verdrängen. Das zweite Kaiserreich endlich that das Aeusserste, und vertrieb sie aus der Volksschule. Wer den geringsten Ehrgeiz fühlte, ja wer nur Geschäfte machen wollte, musste sich als guten Franzosen kundgeben. Das Französische war vornehm und nützlich, das Deutsche verachtet. In den letzten zwanzig Jahren hat die Französirung reissende Fortschritte gemacht.

Und dennoch würde es noch hundert Jahre dauern, ehe das Deutsche auf Lothringer Gebiet völlig erstürbe. Die französischen Beamten, die bekanntlich gut zu schminken und zu lügen verstehen, wagen doch die Erfolge des französischen Volksunterrichts noch nicht höher zu stellen, als dass sie behaupten: in den deutschen Dörfern spreche ein starkes Drittel der Schulkinder schon gut französisch, noch etwas mehr verstehe wenigstens etwas davon, nur der Rest — also noch beinahe ein Drittel — könne gar nichts. Rührend ist es, wie die Geistlichen klagen: sie könnten in wälscher Sprache keine Religion lehren, es komme nicht von Herzen und gehe nicht zu Herzen. Das deutsche Haus und das deutsche Gemüth leisten noch eine lange Zeit den Franzosen Widerstand, so eifrig sie auch arbeiten, alles Deutsche in ihre Stampfmühle zu nehmen und ins Französische umzukneten.

Eines aber hat die Verwaltung über das deutsch-lothringische Volk gewonnen. Von Deutschland war es abgeschnitten wie durch dicke Mauern, deutsche Geschichte ist wie verrauscht und verschollen, und über alles, was in Deutschland vorgeht, befindet man sich in Lothringen in tiefer Unwissenheit. Nur desshalb war es möglich, dass anfangs, als im vorigen Jahr der Krieg ausbrach, die emsig verbreiteten amtlichen Lügen hafteten, die Lügen, es seien die Deutschen nichts als wilde Kriegsknechte, die von Freiheit und Bildung keinen Begriff hätten, und nur zu rauben

und zu plündern kämen. Man bedenke dabei, dass der Bauer im französischen Gränzlande schon wochenlang Frau und Kinder Noth leiden sah, dass fast seine ganze Ernte ruinirt war. Das gibt wenigstens einige Anhaltspunkte, um die schrecklichen Wuthausbrüche gegen deutsche Soldaten zu erklären, deren einzelne Elsässer und Lothringer Bauern sich sollen schuldig gemacht haben.

Die dreihunderttausend Deutsch-Lothringer sind, als unsere Heere das Land wieder eroberten, mit den Elsässern vereinigt unter eine besondere deutsche Verwaltung gestellt. Die Gränze, welche gezogen wurde, trägt der Volkssprache, aber auch strategischen Bedürfnissen Rechnung. Sie beginnt an der Südspitze von Luxemburg, läuft über die Höhen am linken Moselufer hin, geht ein paar Stunden südlich von Metz über den Fluss, zieht sich dann an der Seille hin, beobachtet die Wasserscheide zwischen Murthe und Saar, und endigt am Donongipfel in den Vogesen. Es ist ersichtlich, dass dieses Gebiet nach Richtung der Flussläufe und Höhengänge ganz entschieden zu Deutschland gehört. Es wird sich deshalb auch in volkswirthschaftlicher Beziehung, sobald einmal Handel und Wandel sich wieder frei und kräftig bewegen, gut dabei stehen, dass es politisch wieder mit uns vereinigt ist.

Aber die Gränze schliesst auch über hunderttausend Franzosen ein, sie wohnen besonders in und um Metz und Salzburg (Chateau Salins). Jedermann kennt die Wichtigkeit von Metz, diese Festung entscheidet für oder wider Deutschland, mehr als selbst Strassburg. Durch Verrath uns einst entrissen, durch Blut und Heldensinn ohne gleichen wieder erobert soll Metz unser Ehrenhort sein und unsere Schutzwehr.

Es stimmt dazu wohl jeder freudig bei, der in dieser grossen Zeit auch in seinem eigenen Wesen, mag er hoch oder niedrig stehen in seinem Thun und Wirken, den gewaltigen Herzschlag des deutschen Volkes fühlt. Metz muss wieder unser werden ganz unser werden, früher oder später — dieser

Vorsatz ruht in der Brust jedes guten Deutschen, still und fest wie Granit. Alle fremden Mächte aber würden gern alles Andere uns lieber anbieten, als den Besitz und damit die Germanisirung von Metz.

Wie? Die Germanisirung? Ganz Metz deutsch machen? „Du sprichst ein grosses Wort gelassen aus", sagen die Einen, und die Andern beben entsetzt vor dem freveln Beginnen zurück. Gibt es ja doch genug zarte Gewissen in Deutschland, die sich schon arg beklemmt fühlen durch den bösen Vorsatz Metz, eine französische Stadt, zu behalten. Sie betrachten das als eine Art Sünde wider den heiligen Geist der Nationalitäten, der jetzt Europa durchzieht.

Wir gestehen nun gern, dass unsere Sprachgränze ein wenig unterhalb Metz über die Mosel zieht. Fragen aber möchten wir jene frommen zaghaften Gemüther: wesshalb denn die Metzer Bürger im Jahre 1552 so gern bei dem deutschen Reich bleiben wollten? wesshalb sie damals die Zumuthung verabscheuten, gegen das deutsche Oberhaupt zu kämpfen? wesshalb sie lieber in Massen ihre Vaterstadt verliessen, als dass sie französisch würden? Das musste doch wohl Gründe haben. Nun lässt sich zeigen, dass es vielleicht nicht so gar schwer hält Metz zu germanisiren, dass sich das wahrscheinlich von selbst machen wird, ja, dass Metz, die französische Stadt, zum Theil schon jetzt deutsch ist.

Bekanntlich sind die Dienstboten in Metz fast durchgehends von Geburt deutsche Leute. Sie kommen aus dem nahen Deutsch-Lothringen, um in der Stadt, in welche sie jeden Markttag ihr Korn und Gemüse und Geflügel zu verkaufen gehen, sich als Gesinde zu vermiethen. Manche denken dabei rasch Französisch zu lernen, und weiter nach Paris zu wandern. Rechnen wir nun unter den etwa 55,000 Einwohnern von Metz nur 7000 Familien mit nur einem einzigen deutschen Dienstboten, so haben wir 7000 Deutsche. Den Dienstboten stehen zunächst die Handwerksgesellen,

Fabrikarbeiter, Taglöhner, mit und ohne Familie, die man zusammen recht wohl auf 2000 Köpfe schätzen darf. Sodann kommen kleine und grosse Handwerker, Bahnwärter, die meist Elsässer sind, Kaffeewirthe und Speisgeber, und eine Reihe anderer kleiner und grosser Geschäftsleute, die zu einem ansehnlichen Theil aus Trier, Aachen, den Rheinlanden und aus Westfalen herkommen: zusammen Kinder und Frauen eingerechnet gut 1000 Köpfe. Endlich kommt noch die grosse Menge der Juden in Betracht, die in einer alten Bischofsstadt nirgends fehlen, und in Metz ebenfalls zu einem grossen Theil auch deutsch sprechen, und ihrer ganzen Art und Herkunft nach mehr deutsch als französisch sind: der letzteren darf man wohl 2000 bis 3000 Köpfe rechnen. Selbstverständlich werden aus all diesen Classen viele anfangs vorgeben, kein Wort deutsch zu verstehen, das wird aber von selbst sich ändern. Rechnen wir endlich diese Bestandtheile zusammen, so ergeben sich 12- bis 13,000 Bewohner von deuscher Art und Sprache. Diese von 55,000 der Gesammtbevölkerung abgezogen, bleiben ungefähr 42,000 Franzosen, ein- oder zweitausend darüber oder darunter.

Dieser französische Bestandtheil mindert sich sofort, als die Stadt dauernd unter deutsche Herrschaft fällt, wenigstens um ein Viertel. Zuerst kommt die französische Besatzung von 5000 Mann in Abzug. Sodann werden auch die zahlreichen französischen Beamten, Pensionäre, Gelehrten, Geistlichen, und all die Stockfranzosen fortziehen, welche den verhassten Anblick der deutschen Herren nicht ertragen können: zusammen mit all ihren Angehörigen und Dienern reichlich 5000 bis 6000 Köpfe. Es würden demnach nur noch etwa 30 bis 33,000 Franzosen in der Stadt bleiben.

Dagegen bringe man in Anschlag, wie viel Deutsche etwa in der allernächsten Zeit schon in Metz sich einstellen werden. Mit der deutschen Besatzung von 5000 Mann zieht ohne Zweifel eine deutsche Bevölkerung von Beamten, von

Professoren, Lehrern, Predigern und andern Bediensteten ein, die auch wieder deutsche Dienstboten mitbringen. Wir dürfen diesen Zuwachs recht wohl auf ein paar hundert Familien, im Ganzen etwa auf 2000 Köpfe veranschlagen. Alsdann wird rasch und unausbleiblich eine Einwanderung folgen von Kauf- und Gewerbsleuten, Gesellen und Tagarbeitern der verschiedensten Art, die wir kaum geringer als auf 5000 Köpfe annehmen können. Zum Maasstab nehme man, wie ansehnlich die Bevölkerung ist, welche die niederrheinischen und westfälischen Städte sehr bald aus den alten Provinzen Preussens erhielten, und man vergesse dabei nicht zwei Umstände. Das reiche Absatzgebiet des Metzer Landes öffnet sich nach Deutschland hin, und seine natürlichen Hülfsquellen müssen eben deshalb, sobald es Deutschland einverleibt ist, um so ergiebiger werden. Zusammen würde also Metz eine neue deutsche Bevölkerung von wenigstens 12,000 Köpfen erhalten.

Addiren wir diese 12,000 Zuwanderer mit jenen 12 bis 13,000 Deutschen, die jetzt schon in Metz vorhanden sind, so ergeben sich reichlich über 24,000 Deutsche, welche es doch wohl mit 32,000 Franzosen aufnehmen. Es ist möglich, dass wir uns bei dieser Berechnung in Einzelheiten irren, weil die französische Statistik uns dabei im Stiche lässt: im Ganzen jedoch wird das Ergebniss sich wohl gleich bleiben. Gute deutsche Schulen aber, Volksschulen Bürgerschulen und ein Gymnasium, werden sehr bald bis in den Schooss der Familien hinein ihre Wirkung üben. Demjenigen Element, welches die Regierung ausübt, stehen zahllos laute und stille Vortheile zu Gebot. Haben doch so viel Tausende unserer Landsleute, wie mancher erst bei der grausamen französischen Austreibung der Deutschen erfuhr, unter den schwierigsten Verhältnissen sich im Auslande Verdienst und gute Stellungen erworben, und zwar durch nichts anderes, als durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung; denn an Fleiss und Sparsamkeit steht der Franzose gewiss nicht zurück.

Unter einer deutschen Regierung aber werden sie in Metz sich nicht mehr im abgünstigen Ausland befinden, sondern sich einiger Erleichterung bei ihrer Ansiedlung, der Sicherheit in ihren Geschäften, und einer unparteiischen Justiz erfreuen. Sehr wesentlich wird eine andere Erfahrung hierbei ins Gewicht fallen. Französische Städte, auch Metz, vermehrten in den letzten Menschenaltern nur unbedeutend ihre Bevölkerung, während die deutschen Städte, allen voran die preussischen, sich mächtig hoben. Unzweifelhaft wird auch in Metz, wenn eine weise Regierung die Kriegsschäden zu vermindern, neue Hülfsquellen zu eröffnen, insbesondere den Handels- und Gewerbsverkehr mit Deutschland zu beleben weiss, in sehr kurzer Zeit eine ansehnliche Einwohnervermehrung eintreten, und dieser Zuwachs wird fast allein zu Gunsten der Deutschen ausfallen. Krieg und Belagerung haben viele Geschäftsleute ruinirt: da braucht es neue Kapitalien und neue Arme, und woher sollen sie kommen, als aus Deutschland?

Die deutsche Regierung in Metz wird in den ersten Jahren wohl noch eine geheime Mitregierung haben, die vom bischöflichen Hof ausgeht. Die hohen Prälaten von Metz und Strassburg waren seit der Reformation alleweil gut französisch. Man muss erwarten, was eine offene gerade Verwaltung, die zur rechten Zeit der Kraft und Klugheit nicht entbehrt, ausrichtet, indem ihr die ganze Strömung der Zeit zu Hülfe kommt. Im Uebrigen ist es nicht deutsche Art, eine fremde Nationalität zu vergewaltigen, und auch die französische in Metz kann sicher sein, für ihre wahrhaften Interessen stets Schutz und Förderung zu finden.

Unzweifelhaft aber wird sich die deutsche Ueberlegenheit in Metz ebenso geltend machen wie in Pest und Posen, und kein Verständiger es einer deutschen Regierung verdenken, wenn sie der Verdeutschung von Metz, die sofort nach Friedensschluss ganz von selbst beginnen wird, keine Hindernisse in den Weg legt. Jedes Volk, das gesund ist

und seinen Werth und Beruf auf der Erde fühlt, hegt auch ein gut Stück nationalen Egoismus. Benahmen sich die Engländer etwa zärtlich gegen Irländer und Schotten, die Franzosen gegen Elsässer, Deutsch-Lothringer und Nizzarden, die Russen gegen Polen, Schweden und Deutsche? Sollen Jene noch immer ihre Rechnung bauen auf Deutschlands nationale Demuth, die sie im Stillen als Dummheit verlachen? Für uns handelt es sich doch nur um den Besitz dieser einen französischen Stadt. Diese Stadt brauchen wir, sie muss unter jeder Bedingung unser werden, denn sie ist Frankreichs stärkste Festung, in seinem Besitze stets ein spitzes Schwert in unserer Seite, im deutschen Besitz aber unser bestes Bollwerk.

Es ist eben eine unerbittliche Nothwendigkeit, die uns zwingt, Metz zu unserm Eigenthum zu machen. Die deutschen Siege sind überaus gross und gewaltig, aber Deutschland muss sich schützen gegen die Folgen dieser Siege. Wir haben jetzt die empörten Gallier, ihre Wuth, Verblendung und Tücke kennen gelernt. Es lässt sich noch gar nicht ermessen, was Gottes Strafgericht über diese Nation noch verhängen wird. Denn, wenn sie wahr ist, wäre es eine seltsame Thatsache, ein scharfe Wendung in der französischen Geschichte, die Nachricht nämlich, dass im untern Rhonethal einmal die Idee aufblitzte, sich von Frankreich zu trennen. Es ist aber auch möglich, dass das französische Volk sich in einem Jahrzehnt von seiner jetzigen tiefen Zerrüttung erholt, ja, dass es schon in vier oder fünf Jahren, sobald nur Russen und Italiener helfen wollen, rachedürstend seine letzte Kraft gegen die Deutschen aufbietet. Dann muss Metz so fest deutsch sein, dass der Feind sich den Kopf daran zerschelle.

Würden aber die Metzer Franzosen mit offenen Augen noch immer die wirkliche Lage der Dinge verkennen, wollten sie halsstarrig trachten, uns den Besitz ihrer Stadt verhasst und vergeblich zu machen, nun dann zwingen sie uns, ein

wenig von dem Recht alter Herren und neuer Eroberer anzuwenden. Wir wiederholen es: Metz können wir nicht wieder abgeben, es muss uns schützen gegen die Nachwehen unserer Siegesfluth. Wir haben diese fürchterliche Kriegsfackel nicht angezündet, wir werden sie auch durch die grösste Mässigung unsererseits nicht wieder auslöschen. Sie brennt fort, und wird uns neue Feuersbrunst bringen. Auch wenn wir den Franzosen keinen Fussbreit Landes nähmen, wenn wir auf die Kriegskosten verzichteten, ja wenn wir ihnen all ihren eigenen Verlust ersetzten, auch dann würde ihr tödtlicher Hass Rache an uns suchen. Das eine folgt dem andern, wie die Glieder einer Kette. Die Franzosen griffen uns an mit Eroberungsvorsätzen, deshalb mussten wir sie gründlich schlagen. Ihre entsetzliche Niederlage verblendet sie zu tödtlichem Hass, deshalb müssen wir uns für die Zukunft gegen sie schützen. Der Schutz Deutschlands verlangt Strassburg und Metz, deshalb müssen wir beide zu unserm Eigenthum machen. In unserm Eigenthum aber brauchen wir keine gefährlichen Leute zu dulden.

Jetzt springt noch alles in und um Metz mit Wuth und Geschrei in die Höhe, wenn es heisst: Stadt und Land müsse deutsch werden. Das ist der Franzosen Art so. Wenn der Deutsche das Gefühl der Kränkung und den Rachevorsatz still in sich wachsen lässt, so muss der Franzose gleich in entsetzlichen Tönen und Gebärden sich austoben. Cäsar schilderte die Gallier gerade so, und dennoch liessen sie sich rasch und vollständig romanisiren. Schlimmsten Falls würden mit einer Handvoll Leute diejenigen bald fertig werden, die das unvergleichliche Heldenstück ausführten, eine ganze Armee von 300,000 Franzosen, die ihnen grossprahlerisch den Handschuh ins Gesicht warf, ein Vierteljahr später hinter Schloss und Riegel zu setzen, alle zusammen mit Geschütz und Gepäck, Marschällen und Marketendern.

Wir wagen aber noch einen grossen Schritt weiter zu gehen und behaupten: ganz Lothringen bis zu den Argonnen

wird sich früher oder später wieder dem deutschen Reich zuneigen, es wird in irgend einer Form ein näheres Verhältniss zu ihm suchen, und zwar mit Willen und Einverständniss seiner Bewohner. Wir behaupten dies gestützt auf die Landes- und Volksnatur, gestützt auf die Geschichte.

Wir sagen: bis zu den Argonnen. Die neu gezogene Gränze, welche Deutsch-Lothringen vom übrigen Lande scheidet, lässt sich auf den ersten Blick als eine solche erkennen, die für den Krieg eine gute Vertheidigungslinie bildet. Unsere alte Reichsgränze der Argonnen aber ist von der Natur noch nachdrücklicher vorgezeichnet und noch viel besser zur Vertheidigung eingerichtet. Denn jener lang und breit sich hinziehende Waldgürtel besteht zumeist aus rauhen und öden Waldstrecken, voll Schluchten und Hohlwegen, in deren Tiefen sich die wenigen unwegsamen Kothstrassen winden. Dieser breite Waldgürtel scheidet das deutsche Bergland scharf vom französischen Tiefland. Alle Flüsse drüben — Oise, Serre, Aisne, Aire, Ornain — fliessen dem alten Frankreich zu: diesseits aber zieht die Maas in tiefem Grunde, und nimmt die Mosel jedes Bächlein mit zum sonnigen Rheinland. Lothringen gehörte noch zum römischen Reiche, als die heranwogende deutsche Völkerwanderung schon hinter der langen geraden Maaslinie die Gränze setzte zwischen gallischer und mehr germanischer Volksart. Wie die Gewässer, gehen auch die Höhenzüge Lothringens zum Rheinland hin. „Die Argonnen", sagt de Saulcy, „sind der letzte Wall, welchen die Vorsehung auf dem Wege der germanischen Invasion aufgethürmt hat. Südwestlich ist's Frankreich, nordöstlich ist's das ewige Schlachtfeld für die gallische und germanische Rasse."

So ausgeprägte Naturverhältnisse begründen unauslöschliche Verschiedenheit in den wirthschaftlichen Beziehungen, aber auch in der geistigen Anschauung und Gewöhnung des Volks. Es muss uns doch wie ein halbes Wunder dünken, dass all die französische Macht und Tücke

sich zwei Jahrhunderte lang umsonst abmühete, Lothringen von Deutschland abzureissen, trotzdem dass die drei das Land beherrschenden Festungen Metz, Toul, Verdun französische Besatzung hatten, trotzdem dass das deutsche Reich matt und zersplittert, die rheinische Fürstengesellschaft den Franzosen zugeneigt, und der Kaiser in Wien war und sein bestes Heer im schweren Kampf mit den Türken.

Warum wehrten sich die Lothringer mit so hartnäckigem blutigem Hass gegen die Franzosen? Weil Gefühl und Verstand und Augenschein ihnen sagte, dass sie nicht zu den Franzosen gehörten. Ist es möglich, dass eine so tief wurzelnde Gesinnung bis zum letzten Keime vertrocknet sei? Lassen sich die tausend wirthschaftlichen Beziehungen, welche die Natur vorschreibt, durch Menschenwillkür ändern auf immerdar?

Wenn die Verhältnisse günstig werden, so stellt sich was in Natur und Geschichte tief begründet ist, immer wieder her, muss es auch eine neue Form dafür suchen. Irren wir nicht, so steht die unruhvolle lothringer Geschichte, die seit den letzten Zeiten des Mittelalters fast alle hundert Jahre eine Wendung machte, wieder an einem Wendepunkte. Das ungeahnte Ereigniss, dass Kaiser und Reich der Deutschen wieder da stehen, wird eine Kraft üben, welche mit innerer Gewalt die Lothringer wieder mehr zum Rheine zieht. Mit dem Augenblick aber, in welchem die Wiederverbindung von ganz Lothringen mit dem deutschen Reich, sei es auch nur durch Zolleinigung oder sonst in noch so loser Weise, unabänderliche Thatsache geworden, wird auf seinem ganzen Gebiet ein hin und her Ziehen und Schieben der Gedanken, der Verhältnisse, der Menschen, die mit der Thatsache sich zurecht zu setzen suchen, beginnen. Dann lasse man nur erst das ganze grosse Getriebe des weitbelebten deutschen Zoll- und Handelsgebiets auf die Lothringer einwirken, – man lasse sie nur erst wieder etwas deutsche

Selbstbethätigung und Selbstregierung in Ort, Stadt und Provinz kosten, — man zeige durch das deutsche Beispiel, wie die Volksmasse geistig und sittlich höher zu heben durch gute Schulen und allgemeine Wehrpflicht, — man lasse deutsche Literatur und Wissenschaft auf das gesellschaftliche Leben, das sich in Nanzig aus ganz Lothringen ansammelt, eine Zeitlang ungehindert einwirken, — und es ist unausbleiblich, dass Lothringen sich wieder aufrichtet in seinem alten stolzen Selbstgefühl, in seiner historischen Eigenart, dass es ein rechtes Mittelland des Verkehrs wird, dass insbesondere ein schönes Stück der geistigen Blüthe Deutschlands und Frankreichs dort sich die Hände reicht. Nanzig wird bald nach einer Hochschule verlangen, an welcher deutsche Lehrstühle nicht ausgeschlossen sind.

Nichts aber verwundet ganz Lothringen tiefer, als der Schnitt, welcher die deutschen Striche vom übrigen Lande abtrennt. Was durch Natur und Lage des Landes und durch eine tausendjährige Geschichte zusammen gewachsen ist, das blutet auf beiden Theilen, wenn es gewaltsam getheilt wird. Doch vielleicht rechnen eben deshalb die am klügsten, welche zur Zeit selbst nur so viel nehmen wollen, als rechtlicher Weise zum deutschen Volke gehört. Denn es wäre nicht unmöglich, dass diese Thatsache einmal feststehend, statt die französisch redenden Lothringer um so eifriger nach Frankreich hinzuwenden, das Gegentheil zur Folge hätte.

VII.

Fahrten im schönen Elsass.

Es war zwei Jahre vor diesem Krieg, als ich das geliebte Elsass wieder besuchte. Der kommende Krieg warf schon dunkle Schatten und blutigen Flammenschein in die Gemüther. Er kam unaufhaltsam, das fühlte man in allen Nerven. Die Elsässer fingen gleich frisch davon zu reden an. Man merkte, das Jahr 1866 hatte eine Erschütterung hervorgebracht, welche fieberhaft nachwirkte. Die Elsässer kamen plötzlich auf einen Gedanken, der ihnen bisher nicht eingefallen war: sie erwogen, ob sie wirklich wieder deutsch werden könnten? Die Franzosen hielten anfangs mehr an sich, im Laufe des Gesprächs aber fielen unausbleiblich giftige Seitenhiebe auf Preussen, misstrauische Fragen nach der Stärke deutscher Armeen, Hohn auf die Südstaaten und ihre preussische Freiheit. Es war komisch, wie sie sich abarbeiteten und sträubten, neue Vorstellungen vom deutschen Volk in sich aufzunehmen. Es bleiben ja selbst gebildete Franzosen in der Geographie grosse Kinder. Die gewaltige deutsche Gährung schlug an ihr Ohr, es wurde ihnen höchst unbehaglich bei dem unaufhörlichen Meeresrollen und Rauschen, sie wussten aber nimmer, wie tief und wie gross das Meer sei.

Köstliche Tage hatte ich einst im Elsass verlebt, ach,

es war in blühender Jugend, als ich in Freiburg im Breisgau studirte, es sind an die dreissig Jahre her. „An der Saale kühlem Strande“ hatte ich viele gute Kameraden gehabt und die Zeit lustig verthan. Weil ich nun in den Pandekten redlich nachholen wollte, so ging ich nach dem stillen Freiburg, wo ich sicher war, keinem der alten lieben Verführer zu begegnen. Da war aber der schöne tiefgründige Schwarzwald gar zu nahe, und wenn man aus den prangenden Wiesen und Wäldern heraus war und auf die erhabenen Höhen kam, dann lag das herrliche Rheinthal wie ein offenes Paradies zu Füssen. Kannte man nun die eine Hälfte, so wuchs die Begier, die andere, drüben jenseits der schimmernden Stromlinie, sich auch anzusehen. Wiederholt schob ich damals das dicke Corpus juris unter den Tisch, und strich hinüber über den Rhein in das goldige Land, hinter welchem sich die dunkeln Thäler des Waldgebirgs so verheissungsvoll aufthaten. Ein eigenthümlich wehmüthiger Reiz lag über diesem lachenden lebensvollen Erdstrich. Ein Stück deutschen Volkschlags war fremdartig übersponnen: das lockte immer aufs Neue zu forschen und zu betrachten. Wenn ich auf dem Berg am Freiburger Schwabenthore stand, glänzten dämmerig Strassburgs Thürme und Schanzen herüber, von denen das deutsche Volkslied so viel zu singen hat.

Zu Strassburg auf der Schanz da fing mein Leiden an.

Ich kam öfter hin, das gute Bier in dem uralten Brauhof zu kosten, in welchen der Strassburger Thurm aus seiner schlanken Höhe hereinschauet, öfter als für Zeit und Wechsel heilsam. Denn von Strassburg ging es jedesmal in die tiefschattigen Thalgründe hinein, in welche sich hell und anmuthig die Dörfer betten, Bergzacken und Burgruinen über sich. Wie ruhete es sich dort so prächtig bei dem kühlen duftigen Wein unter den weitästigen Nussbäumen! Wie war das ganze Volk so herzig, so kerndeutsch, und

all die hübschen Mädchen so keck und lauschig und gescheidt, ganz die schöne Schwarzwäldlerart, nur lebhafter und gesprächiger. Wie weltverloren, wie versenkt in lang entschwundene Zeiten kam ich mir da öfter vor. In Deutschland drüben, jenseits des breit schimmernden Rheins, hatte sich so vieles verändert. Französische Heere hatten in Städten und Dörfern bei uns fleissig eingeäschert, und der rasch schaffende Geist der Neuzeit war hinein gefahren. Hier in den geschützten grünen Wald- und Wiesenthälern des Elsasses hatte sich ein Stück deutsches Leben frisch aus dem Mittelalter her erhalten, erhalten in der alten Mundart, in alten deutschen Bräuchen, unter bemoosten Dächern der Häuser und Kirchen. Hier hörte und sah ich nur die Sprache und dörfliche Lust aus Hebels köstlichen allemannischen Gedichten, aber noch viel alterthümlicher, als vor ein paar Jahrhunderten. Es hätte mich nicht gewundert, wenn die Schelle eines Tags die Männer unter die Dorflinde gerufen hätte, um öffentlich Gericht zu hegen nach uraltem Weisthum der Väter.

In den Städten liess sich freilich noch viel mehr lernen, als in den Thal- und Gebirgsdörfern. Die Elsässer Städte haben noch einen Reichthum von mittelalterlichen Reizen und Denkmälern. Das Land wird jetzt bald ein Augenpunkt zahlloser Streifzügler und Künstler aus Deutschland werden, und ich beneide unsere Maler um die vielen anheimelnden Bilder, die sie von hier zwischen ihre Goldrahmen bringen.

Das Strassburger Münster sieht bei aller Majestät Einem doch immer anmuthiger, ich möchte sagen, traulicher in die Augen, je öfter man es wiedersieht. Aber auch die alten gothischen Stiftsthürme in Weissenburg und Schlettstadt verdienen längere Betrachtung, und in Thann hat das Freiburger Münster eine jüngere Schwester von edlem Wuchs. Das altkaiserliche Hagenau gab viel zu denken. Die Stadt ist sehr herunter gekommen, aber es wittert in ihr noch

von deutschem Alterthum. Sie steckt jetzt voll alter Philister, die auf ihre Habe pochen und mit den Zipfelmützen auf dem Kopf in die Kirche gehen; von den Hohenstaufen aber haben sie weder Geschichten noch Paläste mehr. Nur im alten Reichswald rauscht es noch wie Sagen von den grossen Kaisern, gleich wie von den grossen Gothen im einsamen Pinienwald an öder Meeresküste bei Ravenna. Wie reich aber ist noch immer Kolmar, die altberühmte Stadt der Kunst und Lieder und der Strassenkämpfe, an Zeugen einer lebensvollen Vorzeit, trotzdem es sich breit behaglich mit modernen Anlagen umzieht. Noch weiter hinauf, in Mühlhausen nimmt Fabrik und rüstiges Schaffender Gegenwart die Ueberhand und damit auch das Französische.

Der Gegensatz zwischen dem Obern und Niedern Elsass wurde mir damals schon wohl ersichtlich. Im untern Elsass ist alles so reichlich und tüchtig und frohlebig dicht beisammen. Jedes Dorf und Gut und Städtchen hat seine Naturpracht und seine trefflich bestellten Wirthshäuser rings umher. Immer wird man angeregt, spaziren zu gehen, und wenn man draussen ist, setzt man sich zum würzigen Wein unter grünen Linden und Lauben und schwelgt in entzückenden Aussichten. Das ist dort Alles lieb und lachend deutsches Leben, auch etwas breitspurig dazu, wie nur irgendwo in den gesegneten Rheinlanden. Bald hinter Schlettstadt aber, nämlich in's obere Elsass hinein, schien mir das Volk ein wenig mehr südlicher Art, ich möchte sagen burgundischer zu werden. Die deutsche Mundart gab einem Norddeutschen hier öfter zu rathen auf. Ohne Zweifel ist vor Zeiten im Oberelsass die Mischung mit gallischem Blut stärker gewesen, ein Strich Landes, die Poutroye, ist ja auch von Alters her mit wälschem Volk besetzt. Das Ritterthum trat hier trotziger auf, und das Landesfürstenthum konnte in weitern Gebieten um sich greifen, während im Unterelsass das reichsstädtische Wesen die Oberhand behielt.

Romantischer und malerischer ist aber der obere Landestheil jedenfalls. Wie stattlich stellen sich die drei Rappoltsteiner Schlösser dar, das eine hochzackig über dem andern! Lässt sich, wenn man nicht gerade die Alpen aufsucht, eine lohnendere Fahrt machen, als von Kolmar, von dessen einstigen Wällen die Aussicht auf die Berge schon entzückend wird, das halbitalienische Thal der Poutroye hinein, wo die Felder rechts und links die halbe Höhe der Berge umsäumen und die Obstbäume noch kühner emporklettern, — dann über den Berg in das breite Münsterthal voll üppiger Herrlichkeit, in dessen oberen Windungen man die Frische und Kühle und das Brunnengeplätscher der Schwarzwaldthäler wieder findet, — dann immer auf halber Berghöhe über dem Rheinlande hin, die Augen immer voll der Aussichten hernieder auf die schimmernde Rheinebene und nach dem dunkeln Schwarzwald drüben, und hinein in die reizendsten Auen und Grünthäler und Burgen zu Füssen, und empor zu den Ruinen und bleichen Felszacken auf dem Gebirgskamm, — dann von Gebweiler rasch hinan zu der mit Steinblöcken belasteten Kuppe des Sultzer Belchen, von dessen beherrschender Höhe man Lothringen, Rheinland, und Burgund überschauet, weit hinab zu den noch am fernen Horizont auftauchenden Flüssen und hinauf zu den gewaltigen Kolossen der Alpen. Auf der andern Seite des Berges geht's hinunter in das liebliche St. Amarinenthal, und aus diesem wieder hinauf auf die letzte Kammhöhe der Vogesen, und immer auf den Jochen und Einsattlungen des höchsten Bergzuges hin, fast wie auf dem Rennweg des Thüringer Waldes, nur unendlich mühseliger, nur unendlich einsamer in bleicher oft felsenstarrender Gebirgsöde, bis zur letzten weitrunden Kuppe der Elsasser Belchen, jenem stolzen gewaltigen Pfeiler des grossen Völkerthores, welches drüben jenseits der breiten Tiefe der Jura schliesst.

Wenn man in der Jugend wichtige Punkte der Geschichte und uralte Völkerstrassen öfter auf der Landkarte

verfolgt hat, und sieht dann eine berühmte historische Stätte in leibhafter Natur vor sich, so ist man höchlich überrascht und gleich darauf auf's Angenehmste befriedigt. Die Züge der Völker, des Handels und der Kultur treten menschlich näher, und was zuvor dunkle Idee war, gewinnt auf einmal natürliche Klarheit. Mit solchem Behagen überspannten von der Höhe des Elsasser Belchen meine Blicke das grosse Völkerthor zu meinen Füssen, und ich begriff etwas von der eigenthümlichen Bedeutung, welche das Elsass für sich selbst und für Deutschland hat.

Nach dem Rhein zu, in seiner ganzen Länge geöffnet, mit der Rheinpfalz gleichwie mit seiner rechten Fortsetzung zusammenhängend, ist das Land vom französischen Westen abgesperrt durch die lange Vogesenkette, die nur an zwei Stellen, bei Markirch und Zabern, einen fahrbaren Durchlass gewährt. Im Süden des Landes aber schieben sich von der Schweiz her die Querriegel des unwegsamen Jura vor. So blieb bloss das Thalgebiet des Doubs und seiner Nebenflüsschen offen, und diese Verbindung führte gerade herunter in's grosse Rhonethal, dieses aber führte zum Meer und dieses nach Italien. Nun braucht man nur an die griechischen Ansiedlungen unten im Rhonethal, an die sehr stattliche Bebauung der Provence durch die Römer zu erinnern um sich vorzustellen, wie die antike Kultur vor und nach der Völkerwanderung an den Küsten der Provence landete und den Rhone hinauf pilgerte. Dann theilte sich die Strömung. Der breitere Zug ging das Saonethal hinauf und dehnte sich über Frankreich und von da über den Kanal nach England und zu den Niederlanden aus. Der schmälere Zug stieg das Thal des Doubs hinauf, und fand hier durch das grosse Völkerthor zwischen Vogesen und Jura seinen Eintritt in's Rheinthal, in Deutschland.

Wie oft mögen die romanischen Händler an dieser Stelle gebangt haben, ob nicht aus dem finstern Waldgebirg rechts oder links das wilde Volk hervorbreche und ein

Stück der langen Kette reichbeladener Saumthiere abschneide! Wie heisse Gebete schickten die Heidenapostel zum Himmel, erblickten sie von hier aus die prangende Rheinebene und erwogen der Männer Art mit den warmen Herzen und harten Köpfen, die dieses reichste aller Länder bewohnten! Und dann kamen später hier durchgewandert all' die Mönche und Gelehrten und führten in ihren Reisesäcken lateinische Bücher mit sich, altfranzösische Romane, Troubadourlieder, Baurisse, Gartensämereien, Schmucksachen, Arzneimittel und Rezepte, Bewässerungspläne, und noch allerlei Siebensachen, und freueten sich schon zum Voraus, wie man daheim sich darüber wundern und ihnen Gold und Ruhm spenden werde. Nun, das Alles hat Wurzel geschlagen und herrliche Früchte getragen, für das Rheinland zunächst und durch alle deutschen Gefilde hin, bis wo die Wenden, Polen, und Magyaren wohnen.

So wurde also das Elsass durch die Kulturströmung am ersten befruchtet. Aber das Allemannenvolk, das hier recht in der Hülle und Fülle sass, war ein Volk eigener Art. Es hatte genug deutsche Frische und Fähigkeit zur Aufnahme der fremden Bildungsstoffe, aber es war auch in seiner nationalen Kraft und Sitte von so kernigem und schwäbischhartnäckigem Wesen, dass ihm das Gute, welches ihm von aussen zukam, wohl zur innern Stärkung und Veredelung diente, dass es sich aber niemals von dem Fremdartigen überwuchern liess.

Desshalb ist auch die Sprachgränze, welche die Elsässer von den Bewohnern des französischen Hochburgunds scheidet, immerdar festgehalten. Erst in den letzten hundert Jahren wurden ganz am Süden des Elsasses ein paar deutsche Gemeinden französirt, einer Reihe anderer wenigstens ein französisches Aushängeschild aufgenöthigt. Blumberg und Florimont, Geisberg und Chievremont, Kaltenbrunn und Froide-Fontaine mögen ursprüglich schon zweinamig gewesen sein. Wo aber der deutsche Name bloss in einen

französischen verhunzt, die Ortschaft aber noch nicht ganz verwälscht worden, wie Schafnat in Chavannes, Fuchsmang in Foussemagne, Pfirt in Ferette, Schwarz in Suarce, Roth-Menglat in Romagny, Lutter in Luttran, Röschlitz in Rechezy, — da wäre es jetzt wohl an der Zeit, das Rothwälsche des Namens wieder verschwinden zu lassen.

Meine Gefährten auf diesen Streifzügen im Oberelsass waren zwei junge Franzosen, die mit mir im anmuthigen Freiburg studirten. Der eine war aus Grenoble, ein ernster vieldenkender Mensch, der andere ein kleiner schwärzlicher Südfranzose voll Feuer und Galle. Beide hatten sich in deutsche Literatur und Philosophie vertieft, konnten sich nicht sättigen an diesen erfrischenden Quellen, und dachten mit deutschen und französischen Ideen einmal grosse Schriftsteller zu werden. Natürlich hörte das nationale Streiten und Reden niemals unter uns auf. Ich liess es mir nicht nehmen, dass dem deutschen Centralvolk von Rechtswegen die europäische Hegemonie gebühre, weil alle Hauptvölker sich rund um Deutschland gruppirten, weil das deutsche Volk stärker sei als jedes andere, aber auch gerechter, bescheidener und weltbürgerlicher, weil es von allen Völkern stets Zuflüsse empfange, aber auch alle wieder befruchte durch seine geistige Ausströmung, weil wir den Druck von all den Völkern zugleich aushalten, und nothwendig entweder ihr Amboss oder ihr Hammer sein müssten. Mit zahllosen historischen Erinnerungen setzte ich auseinander, wie die Deutschen dieses Anrecht auf die Weltherrschaft von Karl dem Grossen bis auf Ludwig IV. wohl gewusst und geübt hätten. Meine Gegner aber wollten mir nicht einmal Karl den Grossen lassen, sie erklärten ihn für einen französischen König, der die beiden deutschen Hauptstämme, die Bayern und Sachsen, unterworfen. Sie sagten mir ins Gesicht: die Deutschen hätten das Kaiserthum nur gestohlen. Vergebens schleppte ich nun meine Beweise zusammen, dass die Karolinger Sippe eine rein deutsche

gewesen, dass die Franken diesseits der Loire sich eigentlich nur hätten verwälschen lassen, dass die französischen Könige vor der deutschen Kaiser Richterstuhl erschienen seien. Doch die beiden jungen Franzosen hatten gut pochen auf die breiten Thatsachen des 17. und 18. Jahrhunderts, welche Deutschland so tief verdunkelten. Dann liess sich nur entgegnen, dass wir auch in unsern schlechtesten Zeiten noch immer zwei Grossmächte gestellt, und das ganze andere Europa nur drei, und dass wir dabei noch für ein paar lebhafte Kleinstaaten Land und Leute übrig gehabt.

Eines Tags ruderten wir über den Rhein zurück. Eine zahllose Menge niedriger Inseln, welche dichtes Weidengebüsch bedeckt, macht es schwer, den Weg zu finden. Um so wonniger weht die Frische an, wenn der Kahn in's freie lichte Gewässer tritt. Wir landeten am Fuss der grauen Schanzen von Altbreisach, die einst so viel edles deutsches Blut überrieselt hat. Ihre Höhe wurde bestiegen und noch einmal der Rückblick auf das Rheinthal genossen, dieses schöne sonnige Land, wie die Erde in all ihren Welttheilen kein schöneres hat. Der heilige Strom zog so still und ruhig dahin, in seiner blaugrünen Tiefe spiegelte sich rosiges Himmelsgewölk. Drüben auf der Höhe der schwarzen Vogesenwand glühten im Abendroth ein paar Schneestreifen. Wir hatten diese Schneelinien öfter durchkreuzt. Tage lang waren wir umhergestreift zwischen den Zacken und Kämmen des Gebirges, die jetzt so kahl und finster, so ruinenhaft empor starren. Der Wälsche kann den frischen grünen Wald nicht recht leiden, längst waren die Bergseiten links und rechts abgeholzt. Auf den sturmumrauschten, unsäglich einsamen Höhen hatten wir die düsteren Bergseen umwandert, hatten auf den Kuppen in wundervollen Fernsichten geschwelgt, und waren zum Nachtquartier bald auf der Lothringer, bald auf der Elsässer Seite herabgestiegen. Drüben war Alles französisch, hüben Alles entschieden deutsch. Der lang sich hinziehende Ge-

birgskamm macht eine scharfe Gränze zwischen Wälsch und Deutsch. Oefter hatte ich meinen französischen Gefährten den kleinen Spass gemacht, in ihrer Sprache auf der deutschen Seite einen Geissbuben anzureden, der mit seiner Heerde zwischen den kahlen Felsenrippen emporkletterte. Richtig folgte jedesmal die Abweisung, er sei kein Wälscher, freilich in einem Deutsch, das fast noch hässlicher klang, als die berüchtigten Schweizer Gurgeltöne.

Auf der Breisacher Höhe schrieb ich damals ein paar Strophen, deren jede den Schlusssatz hatte:

Nimmer zieht der Rhein die Gränze,
Nein, von beiden Ufern glänze
Licht und weit nur deutsches Land.

Ich gab meine Dichtung zum Besten. Als ich geendet, entstand eine kleine Stille. Dann sagte mein vieldenkender Freund aus Grenoble: „Ach, Sie haben Recht! Es wehte mir in diesen Tagen immer ein fremdartiger Hauch entgegen, wenn wir über's Gebirg wieder in's Elsass kamen. Ich fühlte, was so tief im Grunde deutsch geblieben, wird niemals recht französisch. Wir geben Euch das Elsass zurück, aber", setzte er lachend hinzu, „nur an Ihr grosses deutsches Reich, wenn's wieder aufsteht." „Ei, so nehmt auch gleich den Rhone mit hinzu!" sprang da der kleine Südfranzose auf. „Er hat ja auch einmal zu Eurem fabelhaften heiligen Reich gehört. Aber kämpfen müsst ihr erst darum bis zum Messer, so lange noch ein Soldat die Marseillaise nicht vergessen hat!" „Die Marseillaise?" erwiederte ich, „was wäre sie ohne die Musik eines Deutschen?" „Was wäre unsere grosse Revolution ohne die Deutschen?" höhnte er. „Nicht viel," gab ich heim, „ohne die Ideen Friedrich des Grossen und Kaiser Josephs und ohne die Noth der Bastille."

VIII.

Dreissig Jahre später.

Ich musste an diese Studentengespräche denken, als ich von Weissenburg wieder in das Elsass hineinfuhr. Es war ein Menschenalter darüber vergangen: jetzt endlich näherte sich der Kampf um das Elsass mit Riesenschritten, und den Franzosen war nicht mehr ganz geheuer dabei. Mein armer Freund, der stille Idealist, war längst in einer Grube vermodert, in welche man ihn mit vielen andern Unseligen hineingeworfen: er war in der Junischlacht gefallen. Unser Gefährte aus dem Süden aber machte jetzt ein Haus in Paris, machte in Literatur und auf der Börse, und nebenbei Geschäftchen bei Hofe, von denen man nicht gern spricht. Es hatte sich ja vom napoleonischen Wesen aus wieder ein unsittlicher Geist verbreitet, unter dessen sengendem Hauch das Ehrgefühl in der Brust französischer Männer vertrocknete.

Wie schön und heimisch lächelte mich die Landschaft wieder an, sie schien nur die liebliche Fortsetzung der fröhlichen Pfalz zu sein. Friedensstille und sanftes Abendroth lagen über der segensreichen Ebene und dem dunkeln Waldgebirge, das zur Seite sich hinzog. Die Bauern im Felde hatten den schwäbischen Dreitimp, die Bergecken

ihre Burgruinen, die Städte ihre uralten deutschen Kirchthürme noch nicht verloren.

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Thal,
Hat ganz Elsass überall,

so heisst der alte Spruch noch in voller Wahrheit.

Die Feierstille des Abends wurde nur zu hässlich unterbrochen, wenn der Zug in einen Bahnhof einfuhr. Da war alles französisch. Geschrei, Kittelvolk, schreiende Anzeigen an allen Wänden, hier und dort vielgeschäftige kleine Paschas, aber nirgends mehr das freundliche saubere Wesen unserer Bahnhöfe. In Strassburg angelangt, fuhr ich wieder nach meinem alten Gasthof, der noch blühte, und war gespannt am Morgen mich umzuschauen, in wie weit des Elsasses Hauptstadt sich verändert habe.

Im Strassburger „Rebstöckel" hatte ich vor dreissig Jahren manche lustige Nacht gefeiert. Die Elsässer Weine haben Feuer und Stärke, und es gab ihrer eine stattliche Reihe zu mustern, bis man etwas Gründliches über sie sagen konnte. Auch winkte perlend ächt französisches Gewächs, das von drüben des Wasgau-Waldes kam und welches wir deutsche Studenten ja nirgends billiger haben konnten. Des Gasthofs Keller war noch gefüllt, allein es wollte mir nicht mehr schmecken. War die Zunge nach vieler weingesegneter Erdenplätze Besuch wählerischer geworden? Oder verstimmte mich das Andenken an alte Kameraden, die ihr eisernes Schicksal weggerafft? Es fröstelte mich in dem Hause an, wie französische Glätte, ohne dass sie hier besonders blank erschien. Die hübschen lachenden Schenkmädchen waren verdrängt durch geschniegelte Kellner, denen man ein deutsches Wort zwischen den Zähnen wegreissen musste. Man soll Plätze des Jugendglücks immerdar im treuen Gedächtniss anfrischen, sie aber beileibe nicht wieder aufsuchen, selten ist Gewinn dabei.

6*

Als ich jedoch andern Morgens durch die Strassen ging, war ich aufs Höchste überrascht. In einem Menschenalter — was hatten unsere deutschen Städte nicht erlebt, wie war darin gebaut und eingerissen, wie viel vergrössert und verschönert! Strassburg hatte noch ganz das Aussehen der alten, etwas ergrauten deutschen Reichsstadt. Der glanzvollen Schauläden waren mehr geworden, einige Eckhäuser palastartig umgebaut, an den Thoren standen ein paar neue Häuser. Die Bürger aber erschienen noch gerade so hausväterlich und unter den Frauen noch ebenso viele Kaffeetanten, als sonstwo in alten Rheinorten. Strassburg war, im Vergleich mit deutschen Städten, die sich einer ähnlichen herrlichen Lage erfreuen, weit zurückgeblieben, wenn nicht gar zurückgekommen.

Mein Weg führte mich zuerst zum Bahnhof, ich wollte sehen, ob eine werthvolle Kiste eingetroffen. Was war das nun ein Fragen und Schicken hin und her, eine Unklarheit in den Büchern, ein lotteriges Wesen bei den mittlern und niedern Bediensteten. Faulend Stroh lag zwischen den Schienen, und die meisten Arbeiter schienen aus Kohlenlagern zu kommen. Dabei erscholl überall lautes Fragen und Befehlen, wo drei Worte genug.

Dass Strassburg französische Festungsstadt war, machte sich natürlich aller Orten geltend. Offiziere mit dem Stöckchen in der Hand sah man an den Strassenecken zusammenstehen, scharfe Gesichter voll Ernst und Entschlossenheit, häufig mit etwas gemeinem Zug, selten voll Feinheit und Adel. Die Volksmenge auf den Strassen war durch die Rothhosen wie getupft von bunten Farbenklexen, die bald hier bald da. Die Franzosen wollen bekanntlich den Geschmack in Erbpacht haben, ihre Soldatenuniformen aber sind doch gar zu affenmässig, so grell und bunt ist das Gemenge von Roth und Grün, Gelb und Blau. Merkwürdig ist die ewige Unruhe, welche die französischen Soldaten umhertreibt. Immer sind sie in Bewegung, immer haben

sie ein Geschäftchen auf dieser oder jener Strasse. Wie flink und beweglich und zuversichtlich erschienen sie alle gegenüber dem stämmigen und ruhigen Strassburger!

Diese unruhige Geschäftigkeit der Franzosen ist wohl nichts anderes, als die gallische ruhelose Begierde, die eigene kleine Wichtigkeit bei aller Welt zu zeigen und hervorzukehren. Auch in den französischen Amtsstuben ist die Unruhe auffällig. Alle Augenblicke fällt diesem oder jenem etwas ein, was er zu fragen oder zu besorgen hat, wo er Besuch machen oder Rede stehen soll. Einen ansehnlichen Theil der französischen Beamten findet man beständig auf der Strasse oder in fremden Geschäftszimmern. Trotzdem wird nicht wenig gearbeitet; denn sie haben die vernünftige Einrichtung, die beste Arbeitszeit nicht mitten im Tage durch Mittagessen, Kaffee und Schläfchen oder Spaziergang ein paar Stunden lang zu unterbrechen. Dabei wohnt in den französischen Amtsstuben ein unersättlicher Ehr- und Geldtrieb. Alles will in die Höhe, List und Ränke spielen unaufhörlich. Jeder Höhere ist beständig gewärtig, dass irgend ein Unbekannter ihn fortstösst von seiner Stelle; denn der deutsche Werth des Dienstalters wiegt gar leicht in Frankreich. Aus denselben Gründen muss in diesem Lande der Beamte immer sorgen, dass er nicht nach oben anstösst, und da die allmächtige Schablone durch ganz Frankreich herrscht, und jedem seine Arbeit zugeschnitten wird, wie der Rock dem Schneidergesellen, so ist des Anfragens kein Ende. Wie viel ruhiger, aber auch freier und würdiger ist doch bei all seinen Mängeln das deutsche Beamtenleben.

Zum Lachen aber ist das Ordens- und Uniformwesen auf den meisten französischen Amtsstuben. Wer nicht das rothe Bändchen im Knopfloche trägt, scheint für die Geschmückten kaum der Ansprache werth. Einen Freund besuchte ich, als er gerade mit Rekrutenlisten zu thun hatte. Da sass der hochangesehene Präfecturrath und hatte

seine breite Schärpe dreifarbig um den Leib. Es fiel mir dabei eine Geschichte aus meiner Jugendzeit ein, als ich noch preussischer Referendar bei den Gerichten meiner Heimath war. König Friedrich Wilhelms IV. Vorliebe für Amtstrachten ist bekannt, und man sollte Vorschläge machen, wie der Richterstand recht passend und würdevoll auszustaffiren. Unser Direktor wünschte schwarz-weisse Schärpen um den Leib. Das Unglück wollte, dass in dessen Bericht irgend ein Spottvogel vom Kanzlisten sich verlas und abschrieb „schwarz-weisse Schürzen um den Leib." Welch ein prächtiger Anblick, eine ganze Richterschaar in schwarzweissen Handwerksschürzen! Es kam auch eine strenge Anfrage von Berlin, ob das wirklich des Direktors S. Meinung sei?

In den höhern Amtskreisen in Frankreich, meist auch im Heere, findet man, im auffälligen Gegensatz zu den untern, fast durchgehends feine Umgangssitte und Glätte des Benehmens. Es ist ein Theil der edelsten Auswahl der Nation, der jene Kreise füllt. Im berühmten Lande der Gleichheit kann nämlich, wer nicht von Haus aus viel Geld hat, selten sich zu den höchsten Stellen heraufdienen. In Strassburg waren sie durchgängig mit Stockfranzosen besetzt, der reine Klang ihrer Sprache unterschied sie auf der Stelle mitten im breiten nud langsamen Elsässer Französisch. Um so mehr Elsässer und Deutsch-Lothringer machten ihr Glück im innern Frankreich. In Paris schwillt ihre Anzahl von Jahr zu Jahr, man trifft sie in allen Amtszweigen, zwar niemals — Männer wie Schneider und Haussmann ausgenommen — auf den ersten oder zweiten, desto häufiger aber auf den dritten und vierten Posten. Des deutschen Wissens und Fleisses wie der deutschen Treue weiss sich der Franzose trefflich zu bedienen. Ein Oberelsässer von angesehenem Namen sagte mir damals: „Wenn unser Land jemals wieder zu Deutschland käme, wohin sollten wir mit unsern jungen Leuten? Bei Euch hat alles studirt auf

grossen Universitäten, mit Euch können sie's nimmer aufnehmen, für die Wälschen aber reicht unser Elsässer Wissen zehnmal aus."

Dass man in Strassburg auf den Aemtern, wenn das Zimmer offen stand, kein Wort Deutsch hörte, verstand sich von selbst, es sei denn Boten und Heizer sprachen unter einander. Nur wenn ein gar zu grosser Zorn sich Luft machen wollte, brach die deutsche Seele durch mit einem kräftigen Fluche. Selbst im Leseverein der gebildeteren Bürger und Beamten erschien die deutsche Sprache nicht gebildet genug, und war unsere Literatur von der fremden weit überwuchert. Es war ja natürlich. Die kleinste Pariser Geschichte ging die guten Strassburger mit an. Was aber in Berlin und Stuttgart sich ereignete, lag für sie gleichsam weit hinten in der Türkei. Ganz anders stellte sich die Sache, wenn man auf die Strasse oder vor das Thor kam. Hier verkehrten Bürger und Bauer nur deutsch mit einander, hier wusste man nicht anders, als dass es die rechte Landessprache sei. Aus den Bierhäusern schallte dagegen des Abends das Gebrüll französischer Lieder. Die Sänger waren Soldaten und Arbeiter, das deutsche Lied schien völlig vergessen und verschollen. Es war das alles noch so ziemlich gerade so wie vor dreissig Jahren.

Nur in etwas merkte ich eine Veränderung. Während die protestantischen Prediger das Deutsche noch in Ehren hielten, wurde es von der katholischen Kanzel mehr und mehr verdrängt, und zwar durch die jüngeren Geistlichen. Diese hatten, so schien es, ihr Wort gegeben, sich für beständig als Franzosen zu verkappen. Auch die gebildete Jugend unterhielt sich im Gehen mit offenbarer Vorliebe nicht in der Muttersprache. Die Knaben versetzten sich noch deutsche Püffe und Schimpfworte. Die älteren Gymnasiasten aber verspotteten einander über ihre fehlerhafte Aussprache, urd Handlungsdiener liessen einmal gewiss kein deutsches Wort mehr hören.

Aehnliches fand sich in den Familien. Der Zuwachs französischer Beamten, Pensionisten und Geschäftsleute hatte sich zwar ansehnlich vermehrt, in den Strassburger Bürgerfamilien aber sprach noch alles deutsch, nur dieses liebte man als eigentliche Sprache des Hauses. Besonders die Frauen liessen es sich nicht nehmen, wenngleich es öfter vorkam, dass sie aus dem hässlichen Gurgeln, Quietschen und Rasseln ihrer Mundart erröthend sich unter den Schutz der französischen Sprache flüchteten. Bei den jungen Herren aber kam es noch viel häufiger vor, dass sie auf die herzige deutsche Anrede der Mutter oder Schwester eine wälsche Phrase zum Besten gaben. Ach, das Französische ist gar einschmeichelnd: es ist so kurz und glatt und alles fertig darin. Es fliesst wie von selbst über die Lippen, und man braucht sich mit Denken weniger anzustrengen. Jedenfalls in praktischen Dingen hängt ihm nichts an von deutscher Unbehülflichkeit. Bei unseren Landsleuten in Amerika hört man es ebenfalls jeden Augenblick, dass die Kinder ihren Eltern auf die Muttersprache im Englischen antworten.

In der Schweiz kann man die umgekehrte Wahrnehmung machen. Die Alten sprechen dort noch gern Französisch, die Jüngern lieber Deutsch. Als die Alten noch jung waren, erschien ihnen das Französische als die vornehme, die Herrscher-Sprache, wie es noch bis vor wenigen Tagen im Elsass der Fall war. Die alten Schweizer verstehen nur ihres Ländchens Mundart, und diese wird in den Elsässer Städten sich noch sehr lange nicht verlieren. Die jungen Schweizer aber kamen mehr und mehr unter gebildete Deutsche, und die deutsche Sprache und Literatur kam zu ihnen. Unvermerkt wurzeln sie wieder ein in deutscher Bildung, und fühlen, dass sie ebenso edel und auch gehaltvoller ist, als das französische Wesen.

Hier aber liegt der wunde Punkt bei den Elsässern, — eine Wunde die seit bald hundert Jahren tiefer und tiefer geworden, und sich so leicht nicht wieder ausheilen lässt.

Es ist die Unkenntniss, ja das blinde Vorurtheil gegen Werth Inhalt und Erfolge der deutschen Bildung. Wenige alte Familien des Stadt- und Landadels besitzen so viel edeln Stolz, dass sie die Literatur ihres eigenen Volksstammes hochachteten, und ihre Söhne und Töchter ein reines Deutsch lernen liessen. Insbesondere einzelne vornehme Frauen waren hier Hüterinnen deutscher Sitte und Ehre. Französische Bildung war ihnen schon von früher her leicht gemacht und hatte keinen Reiz mehr für sie. Im Mittelstande sind es vorzugsweise die protestantischen Familien, diese aber durchgängig, in denen deutsche Literatur niemals ganz ausging. Wie ärmlich aber sind die Reste, die noch im ganzen übrigen Mittelstand fortlebten, und gar erst das Landvolk, wie gänzlich war es abgerissen, verstossen und entfremdet von seinem grossen Vaterland! Keine Kunde, kein Ton deutschen Geisteslebens drang zu ihm. Angewohnte Geistesträgheit und französische Regierungsabsichten arbeiteten sich dabei in die Hände. Bei alle dem blieb Herz und Haus der Familie kerndeutsch. Das protestantische Landvolk behielt den unerschöpflichen Schatz seiner deutschen Bibel, das katholische Landvolk wenigstens sein deutsches Gesangbuch und seinen Katechismus. Einzelne katholische Landpfarrer mochten noch so sehr das anbefohlene Verwälschungssystem begünstigen: wenn es an die Verwälschung des Katechismus ging, so fühlten sie plötzlich, dass sie das stärkste und innigste Band zwischen sich und ihrer Gemeinde zerrissen. Die Kinder und die Alten hatten keinen Sinn und kein Ohr mehr für die Religionslehre in fremder Sprache, und jene Geistlichen fingen an, den Massregeln zur Verwälschung Widerstand zu leisten. So ist noch ziemlich im ganzen Elsass ein fester Grund vorhanden, auf welchem, ohne irgend künstliche Mittel zu Hülfe zu nehmen, deutsche Zucht und Bildung wieder fortbauen kann.

Eines Tages hatte ich mit den höchsten Beamten des Departements Niederelsass ein amtlich Festessen. Nicht ein

einzig deutsches Wort wurde laut, ausser dass man spasste über das Kauderwälsch der Ausrufer auf der Eisenbahn, welche statt Hagenau Ageno und statt Wendenheim Fandenam schreien. Jede deutsche Sylbe wäre in diesem Kreise verstummt in eisigem Schrecken. Auch mein alter Freund und Nachbar wagte nur kurz und flüsternd auf meine Frage ein paar deutsche Worte. Tags darauf sass ich mit ganz denselben Herren, soweit sie nämlich geborene Elsässer, zusammen bei einem fröhlichen Abendessen. Da wurde auch nicht eine einzige Sylbe Französisch gesprochen, und als der Hochheimer Domdechant die Runde machte, erklangen plötzlich halb vergessene Bruchstücke unserer Studentenlieder, und ein viel geltender Herr, der ob seiner republikanischen Gemüthsart ganz Deutschland für eine grosse Kaserne von Fürstenknechten ansah, fing auf einmal an, von den verfluchten Wälschen zu sprechen. Noch ist Polen nicht verloren, dachte ich, als ich vor meinem Gasthof von der lachenden Gesellschaft Abschied nahm. Es war wieder ein lustig Gelage gewesen, wie damals vor dreissig Jahren im Rebstöckel. Wo man noch gut deutsch — man verzeihe den Studentenausdruck — zu kneipen versteht, wird wohl auch viel anderes, was gut deutsch ist, rasch wieder aufblühen.

IX.

Strassburg nach der Eroberung.

Ein paar Wochen nach Strassburgs Einnahme kam ich wieder hin. Was vor zwei Jahren wie ein dunkles Verhängniss in der Luft schwebte, was die Einen schon in den Nerven fühlten und die Andern wegspotteten, — der grosse Entscheidungskrieg war gekommen. Das Gewitter hatte sich entladen unter furchtbarem Donner und Wetterleuchten. Wie sehr aber fand ich das Land verändert, welches die dunkle Sturmwoge zu allererst überschwemmte!

In Weissenburg, wo mir bei meiner letzten Anwesenheit der französische Unterpräfekt die altberühmte Stiftskirche und die anmuthige Umgegend zeigte, lag jetzt alles voll deutscher Soldaten. Hatte ich schon in der Pfalz einen Vorschmack der militärischen Völkerwanderung bekommen, hier in Weissenburg, wo der grosse Ausladeplatz, ermass ich erst ihre riesige Ausdehnung. Mehr als anderthalbhundert Offiziere besorgten ständig das Verpflegen und Weiterschaffen der deutschen Krieger und der französischen Gefangenen. Der Bahnhof war umringt mit Jahrmarktsbuden, die kleine Feldbedürfnisse feil boten. Was an deutschen Kranken und Verwundeten in die Heimath ging, zog in Massen vorüber, und grössere Massen noch, die als Ersatz kamen. Obgleich

wir in tiefer Nacht eintrafen, standen noch im Dunst und rothen Licht zahlloser Fackeln die Bataillone aufmarschirt. Ein halbes Hundert Freiwilliger vom Mecklenburger Ostseestrande jubelte im Wartesaal der blutigen Schlachtenlust entgegen, sämmtlich aus dem höheren Bürgerstande, reich und trefflich ausgerüstet, schmucke frische Jungen, dass Einem das Herz aufging. Sie trugen die Nummer Neunzig auf den Achselklappen, — ach, wie Mancher liegt schon eingescharrt fern an der Loire im hartgefrorenen Grab, und wenn im Frühjahr das grüne Gras darüber wächst, wer wüsste es noch zu finden?

Unser Zug stockte wieder, ich konnte mich andern Morgens in der Stadt umsehen, und die drei Pappeln auf dem Gaisberg besuchen. Die Weissenburger schlichen scheu und eilig über die Strassen, auf allen Gesichtern stand verbissene Wuth zu lesen, aber auf vielen auch bleiche Noth. Diese Deutschfranzosen sind ganz überwältigt von den ungeheuren Begebenheiten, gleichsam vor den Kopf geschlagen: aber sie können es nimmer hinunter würgen, dass ihr grosser Götze Frankreich schmählich in Stücke brach. Nie kommt ein Bürger Abends hin, wo Offiziere sitzen: die Weissenburger hocken zusammen in ihren versteckten Bierstuben und helfen einander im Griesgram. So soll es in allen Städten im Elsass aussehen.

Als wir endlich andern Morgens abfuhren, war den ganzen Weg entlang die Bahnverwaltung in Händen von deutschen Offizieren. Und welche Ordnung, welche Klarheit und Raschheit überall! Was hätte das für heillosen Wirrwarr gegeben, wenn hier französische Bahnbeamte hätten schreien und wirthschaften dürfen. Unterwegs war ein Kohlenzug entgleiset, die zerschmetterten Wagen ragten häuserhoch aufgethürmt in die Luft.

Alles musste aussteigen. Die Reisenden vom Zug drüben kamen uns entgegen, und jeden Franzosen konnte man sogleich an der kindischen Freude erkennen, dass dies

Unglück den Deutschen begegnet sei. Es war aber nur ein Kohlenzug gewesen, und verletzt ausser dem Führer nur Einer, der einen Wagen voll Liebesgaben aus Magdeburg brachte. Die Kisten und Schachteln waren auf ihn gestürzt, Kaffeesäcke geborsten, auch aus dem Wagen heraus, und die Bauernkinder suchten emsig die Bohnen in ihre Töpfchen. Eines aber freuete mich. Es standen aus den Dörfern hübsche Mädchen an den Halteplätzen und scherzten mit den deutschen Soldaten, die Kinder sprangen lustig dazwischen umher, und die Bauernbursche, die sich etwas abseits hielten, schmauchten gemüthlich ihre Pfeife. Das sah doch nicht aus wie unausrottbarer Völkerhass.

In Strassburg war mein erster Gang natürlich zum Münster. Er grüsste mich von seiner erhabenen Höhe heiter und vertraut, als freuete er sich, dass er schlimmer Gefahr entgangen. Die Orgel und das Fenster gegenüber sind arg zerfetzt, auch in den übrigen alten Glasmalereien schimmern Kugellöcher durch, der Dachstuhl braucht vielfach Ausbessern: im Ganzen und Grossen aber war Alles, was Erwins erhabenes Steingedicht erlitten hatte, nicht der Rede werth.

Jedoch an andern Gebäuden, ei, wie hatten da die deutschen Bomben schrecklich gewirthschaftet. So genau, als hätten sie Augen, waren von ihnen die Regierungsgebäude ausgesucht, zertrümmert, ausgebrannt, einerlei, ob sie allein oder zwischen Häusern standen. In der Nähe des Steinthors und der Citadelle glich die Stadt einem Felde der Verwüstung, auf welchem ein plötzliches Erdbeben Alles mit einander niedergeworfen. Auf den Wällen sah es aus, als hätten zahllose wilde Eber gewüthet, und von den Mauern hingen die Fetzen herunter. An einigen Stellen der Festungswerke wurde schon wieder gebauet. Auch an den Bürgerhäusern war das Meiste, was die Geschosse ein- oder abgeschlagen, schon wieder ausgebessert. Dächer mit rothen neuen Ziegeln besäet erschienen gar nicht selten, auch zahl-

lose Thüren und Fenster der Erdgeschosse sind heillos zertrümmert worden. Soviel aber war auf den ersten Blick klar: die Beschiessung traf Bürgerhäuser nur dann, wenn sie den Wallthoren und öffentlichen Gebäuden zu nahe oder sonst in der Schusslinie standen.

Ganz verändert aber erschien die Bevölkerung auf den Strassen. Alles hatte ein deutsches Aussehen, und man hörte kaum ein französisches Wort mehr. Verschwunden waren die unruhigen Rothhosen, verschwunden die geputzten geschwätzigen Französinnen, aber verschwunden auch der grösste Theil der Vornehmeren. Der Mittelstand und die ärmeren Klassen, und da es gerade Sonntag war, Massen von Landvolk nahmen die Strassen ein. Man sah auch Viele in zerrissener Kleidung und mit abgehärmten Gesichtern, der Verdienst hatte ja eine lange schwere Zeit hindurch aufgehört und wollte noch immer nicht wieder reichlicher fliessen. Jeder ächte Strassburger aber erschien wie in lauter Groll und Aerger eingewickelt, sein Gesicht finster, seine Rede kurz und rauh. Auf deutsche Anrede antwortete er deutsch, nur noch das „mercy" und „bon jour" war in Uebung und wurde mit einem gewissen Grimm hervorgestossen. Man merkte bald, hier stand Alles auf Spitz und Knopf, wie man sagt, es brauchte nur ein Funken in's offene Pulverfass zu fliegen. Einstweilen aber hielten die Strassburger an sich, weil sie wohl wussten, das Andere würde ihnen schlecht bekommen. Unsere wackeren Landwehrmänner wandelten zu zwei oder drei ruhig, siegesgewiss und festen Schrittes umher, machten den vielen schwarzgekleideten Frauen höflich Platz, und lächelten höchstens, wenn ihnen hier und da ein feines Bürschchen mit riesiger Halsschleife in Roth-weiss-blau begegnete. Das Landvolk aber strömte haufenweis in die Thore, und beschauete sich verwundert die Trümmerstätten, ohne sich einen Augenblick in seiner Fröhlichkeit stören zu lassen.

Ich besuchte nun alte Freunde. Alle ohne Ausnahme

hatten schwer gelitten, viele Schreckliches geschauet und erduldet, als sie in den Kellern vor dem fürchterlichen Sausen und Platzen der Bomben Zuflucht suchten, und die Lebensmittel immer knapper wurden. Kaum eine Familie, die nicht in ihrem Vermögen schwer beschädigt war. Das gesichertste Einkommen hatte mit einemmal aufgehört. Man schwieg und duldete mit edlem Stolze.

Mein erstes Fragen geschah nach den wissenschaftlichen Schätzen. Ich hatte immer gehofft, dass aus der verbrannten Bibliothek die besten Stücke gerettet seien. Leider war es nicht so. Alles, Alles war vernichtet, von achttausend handschriftlichen Werken, die sich im Chor der Neuen Kirche befanden, nichts als Asche und Kohle übrig. Der Bibliothekar hatte wohl an Bergung gedacht, fand aber, dass der Bürgermeister sich den Kuckuck um die alten Bücher scherte. Nun hätte er bei dem Stadtbauamte dringend anklopfen, hätte selbst das Vorzüglichste in die Keller retten sollen, ja er konnte die Hauptsachen, wenn er ihren grossen Werth kannte, unter dem Arme forttragen. Doch nicht ein einziges Stück soll gerettet sein, nicht einmal das kostbare Buch der Herrade von Landsberg, in welches die vielkundige und liebenswürdige Aebtissin für die Damen ihres Zeitalters — um 1170 — mit Bienenfleiss den besten Wissenshonig ihrer Zeit zusammen trug und mit vielerlei guten und schlechten Bildern illustrirte. Das Unglück wollte, dass die Stadtbibliothek eines der ersten Opfer der Beschiessung wurde. Am Montag war sie angekündigt, in der Dienstag Nacht nahm sie den Anfang, und schon in der nächsten Mitternacht, als man noch immer glaubte, es sei wohl nicht so schlimm gemeint, fiel das zündende Brandgeschoss auf die Neue Kirche, und in einem Augenblick stand das ganze Gebäude von oben bis unten in Flammen. An Rettung war jetzt nicht mehr zu denken.

Die beiden Strassburger Archive aber sind — Dank der Fürsorge ihrer kundigen und eifrigen Archivare — mit all

ihren historischen Schätzen vollständig gerettet. Der Präfektur-Archivar beeilte sich, den besten Theil in den Keller zu flüchten, da liess aber der Präfekt in diese selben Räume Branntweinfässer und Kisten mit Mehl und Zwieback bringen. Erst sein Nachfolger, der republikanische Präfekt und berühmte Schwimmer, gab auf des Archivars Bitten den Befehl, die Urkunden wenigstens von den Branntweinfässern zu erlösen. Das Stadtarchiv hatte zum grossen Glück vor ein paar Jahren die lange Bändereihe mit Abschriften und Originalen der alten städtischen Urkunden und Verträge, die Brief- und Bürgerbücher, auch das Original der Capitulation von der Stadtbibliothek in der Neuen Kirche heraus bekommen. Da es dem Archivar bei dem Bürgermeister nicht besser erging, als seinem Collegen, so wandte er sich an die Militärverwaltung und erhielt von ihr eine Menge von Säcken, und Soldaten, um sie rasch mit Erde zu füllen und zur Deckung der Gitterfenster in den unteren Räumen zu brauchen; denn hier herunter flüchtete der Archivar die Urkunden mit Hülfe der Soldaten. Da nun dieses Erdgeschoss wohlverwahrt schien, so verlegte der Stadtrath, als die deutschen Bomben immer wüthender wurden, seine Sitzungen in das Archiv. Eines Abends jedoch, als die Herren um den grünen Tisch sassen, fuhr ein Geschoss durch's Gitter, als wenn es Drath wäre, riss den Fussboden auf und zermalmte in einem Wandkasten die armen Urkunden: die Stadträthe aber flohen mit tobendem Entsetzen.

Im Verlauf meiner Unterhaltung mit Leuten aus verschiedenen Ständen hörte ich bald heraus, dass der Abgrund des Deutschenhasses, wenn man Fragsteine hineinwirft, doch keinen so tiefen Klang giebt, als wäre er unausfüllbar.

Noch ist allerdings die Erbitterung des Beschiessens wegen heiss und glühend und allgemein. Keinem Strassburger ist klar zu machen, dass kriegerische Nothwendigkeit die Bomben in die Stadt trieb, nicht Rache, nicht Strafbedürfniss. Der Eindruck solcher Ereignisse mildert sich aber

stets mit der Zeit, wenn Anderes dazwischen und darüber kommt.

Allein, es gibt einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung, der schwerlich jemals für Deutschland zu gewinnen. Der eigenthümlich französische Geist ist solchen Elsässern von Kindesbeinen an in alle Poren eingedrungen, und sie können ihre Natur nicht mehr ändern. Alle Welt hat ja jetzt zur Genüge die hartnäckige Natur dieses feurigen und quecksilbernen französischen Geistes kennen gelernt, der in Eitelkeit und Verblendung beharrt. Im Niederelsass reicht diese Art Leute kaum über die höheren Stände hinaus: im Oberelsass, wo leider die Religion mit in's Spiel kommt und die deutschen Heere der feindseligen Hetzerei viel zu lange Zeit gönnten, steigt jener französische Charakter auch in die mittleren und niederen Kreise hinab. Fühlen sich einst die Dörfer und Städte in dem reicheren unteren Landestheil längst wohl und zufrieden, so wird uns das obere Land noch viel zu schaffen geben. Indessen wird es doch wohl nicht ganz an Mitteln fehlen, die bitterbösen Deutschfranzosen allmählich so einzuengen, dass sie nicht viel mehr schaden. Ihre Kinder aber werden deutsche Luft einathmen.

Zur Zeit geben diese Unversöhnlichen, weil Unfassbaren, den Ton an, und sind ein Herz und eine Seele mit den Stockfranzosen, die noch aller Orten sitzen. Jedoch schon jetzt ist eine andere Gruppe ebenso zahlreich, wir meinen Solche, die schon jetzt ungescheut sich für die Wiedervereinigung mit Deutschland aussprechen. Es sind dies nicht bloss Protestanten oder auf deutschen Universitäten Gebildete, sondern Männer aller Stände, die nachdachten über die Gründe Dessen, was das letzte Kaiserreich und dieser Krieg zu Tage förderten.

Zwischen den geschilderten zwei Gruppen bewegt sich die Hauptmasse der städtischen Bevölkerung. Sie weiss ihrer Erbitterung gegen die deutschen Heere kein Maass und Ziel, aber — sie macht bereits beide Augen auf. Die französische

Eisrinde, die ihre Herzen umzieht, ist von aussen noch hart wie Stein, leise fängt sie von inwendig an zu thauen. Man spricht sich bereits lobend über das ehrenwerthe Benehmen unserer Soldaten aus, und erkennt an, was die deutschen Beamten für's Land thun. Auf die Frage, ob das Elsass zur französischen Republik gehören solle, würde Alles mit hellem Klange Ja rufen, aber hinzudenken: einer ehrlichen Republik. Die Zweifel, welche nach und nach an der staatlichen Tüchtigkeit der Franzosen aufgetaucht sind, lassen sich nie wieder ersticken.

Wenn man die Elsässer vor hundert Jahren gefragt hätte, ob sie von Frankreich wieder los sein wollten? Kein Zweifel, es hätten — abgerechnet einige Handelsleute und Beamte — Bürger und Bauer mit Jubel dem Wälschthum den Abschied gegeben. Und doch erschienen deutsche Zustände damals gar nicht lockend. Heut' aber, wo sich das deutsche Volk aufrichtet voll jungen Feuers und in alter Grösse, heute haben wir soviel Noth und Mühe mit diesen Deutschfranzosen, ehe sie wieder die Unsrigen werden. Allein, kann es denn anders sein? Sie müssten ja ihre deutsche Natur ausgezogen haben, wenn sie anders verführen.

Wenn den Altpreussen oder Hannoveranern oder Bayern plötzlich ein Kriegsheer in's Land fiele, um sie abzureissen von ihrer angestammten Regierung, würden sie nicht mit Grimm und Härte sich dawider setzen? Wir aber überschwemmten das Elsass als Feinde, zwangen die Bauern zu Kriegsfuhren, bombardirten die Städter. Da loderte auch ihr kriegerischer Stolz auf. Denn der Elsässer ist ein stolzer, stämmiger Geselle, trotzig und grosssprecherisch, und schlägt zehnmal lieber um sich, ehe er einmal ein gutes Wort gibt. Sehr würde sich irren, wer bei ihm das weiche zartbesaitete deutsche Gemüth suchte: ärgern könnte man sich eher über sein hinterhaltiges Wesen. Die Elsässer haben nun einmal seit ein paar Menschenaltern sich gefühlt als französische Staatsbürger, haben mit Frankreich Ruhm und Gefahren

und die tägliche Strömung der Ideen getheilt, sie haben ebenso lange stolz auf Deutschland herabgeblickt: sollten sie nun auf einmal wie Feiglinge oder Verräther zu Frankreichs Feinden übergehen? Treue ist ein deutscher Charakterzug. Hat der Deutsche Partei gewählt, so hält er fest daran, und thut und duldet lieber das Aeusserste, als bis er zugibt, er habe Unrecht. Schweizer und Deutsch-Amerikaner — wie verbittert reden sie sich in die Hitze gegen deutsches Wesen hinein, wäre es auch nur, um die innere Stimme des Volksgewissens zu betäuben!

Bei den Deutschfranzosen kam Furcht und Unwissenheit hinzu, grobe Unkenntniss deutscher Verhältnisse, die beständig durch die französische Literatur genährt wurde, und schwere Furcht vor unvermeidlichen Schäden und Verlusten, welche die Loslösung von Frankreich mit sich bringe. Ganz unverständlich ist ihnen die ungeheure nationale Bewegung, die in Deutschland plötzlich aus des Volkes geheimnissvollen Tiefen mit der Grösse und den Schrecken einer Naturgewalt hervorbrach. Ueberraschte sie doch bei uns selbst alle Die, welchen in der Brust nicht die heissen Wellen des Nationalgefühls pochten, wie seit Jahren in Stolz und Jammer es der Fall war bei unserer Jugend und unsern besten Männern. Als in Frankreich plötzlich Hunderttausende unserer Krieger eindrangen, Deutschland aber unerschöpflich noch immer neue schmucke Heere schickte, machten sich die Franzosen die seltsamsten Vorstellungen und Ausreden. Der Beherrscher der Perser — Preussen, wollt' ich sagen — hätte all seine Unterthanen unter fünfzig Jahren entboten: zitternd hätten sie gehorcht: bei dem kleinsten Unglück würden sie sich auflösen wie Schnee in der Sonne. Es ist seltsam, nachdem halb Frankreich erobert war, von den drei grossen Gränzfestungen zwei gefallen und der dritten, Befforts, Loos unausweichlich, als in Paris der Hunger schrie, glaubte die grosse Menge der Franzosen noch immer an irgendein wunderbares Etwas, das plötzlich ihre Unbesiegbarkeit bekunden

sollte. Elsässer und Lothringer aber haben so lange in diesem französischen Dunstkreis geathmet, dass sie mit befangen waren. Die Bauern fürchten von den Deutschen endlose Steuern und Frohnen und entsetzlichen Militärdruck. Die Katholiken fürchten protestantische Unterdrückung. Die Fabrikanten fürchten Verarmung bei Einbusse des französischen Absatzgebiets. Der gescheidteste Elsässer aber hält von der Freiheit in Deutschland ungefähr dasselbe, was in den dreissiger Jahren unsere Liberalen selbst davon hielten. Hätten diese nicht damals für ein Körbchen voll französischer Freiheit mit Vergnügen ganze Wagenladungen Deutschthum geopfert?

Wie bald werden all diese Nebel und Aengste verschwinden! Es könnte gehen, wie vor einigen Jahren im erzfranzösischen Mühlhausen. Professor August Stöber hatte dort für einen sehr kleinen Kreis die Schiller-Feier angeordnet. Als sie aber bekannt wurde, genügten kaum zwei grosse Säle all den festlichen Theilnehmern. Und doch stand auf einem Schild: „Uns alle zieht das Herz zum Vaterland!", und doch klang aus der Festrede Stöbers vernehmlich das deutsche Nationalgefühl hervor. In zehn Jahren, ja vielleicht schon viel früher wird Elsass und Deutsch-Lothringen nicht mehr von uns lassen wollen. Aber Eines ist dazu nöthig und unerlässlich. Zur Verwaltung darf man auch später niemals hölzerne Büreaukraten, niemals hochmüthige Stockmilitärs schicken: es gibt genug feinsinnige und gescheidte Männer zum Regieren im deutschen Reich, die solcher Streiche nicht fähig sind, wie sie in Hannover und Kurhessen viel böses Blut gemacht. Die Elsässer sind rheinländischer Natur, die Lothringer sind noch viel hitzköpfiger und wetterwendischer. Nun sei die Erinnerung an die erste Zeit der preussischen Verwaltung der Rheinlande, welche ihre Bewohner zur Verzweiflung brachte, nicht verloren! Man thue so ziemlich das Gegentheil von dem, was damals geschah, und Elsass-Lothringen wird sich rasch und gut wieder zu

Deutschland stellen. Man bemerke wohl, die deutsche Verwaltung hat gleich zu Anfang wenigstens im Elsass einen der grössten Erfolge erreicht. Der Heerbann aller französischen Männer, welchen die Regierer zu Paris und Tours aufriefen, der unsere Legionen überfluthen und verschlingen sollte, — in der kriegerischesten Provinz, welche in ihrem Gebirge die schönsten Hinterhalte hatte, verpuffte diese Massenerhebung so ziemlich vollständig.

Noch immer sind die Bewohner dieser ehemals deutschen Länder deutsch in den Tiefen der Volksseele. Sie leben ja im Grunde stets im geistigen und sittlichen Zwiespalt mit dem Wälschen. Dieser ist gewohnt, sie über die Achsel anzusehen, spottet über den deutschen Dummkopf und Klotzkopf (*bête allemande* und *tête carrée*), und betrachtet sich — bei aller Achtung vor deutscher Tüchtigkeit und Treue — doch als eine feinere und edlere Natur. Er entsetzt sich über die eigenthümliche Schriftsprache des Elsässer Französisch, erkennt es auf der Stelle in einem Buch und mag es gar nicht lesen. Der Elsässer und Deutsch-Lothringer aber hegt ein heimliches tiefes Misstrauen gegen den Franzosen, er fürchtet sich, im Geschäft von ihm betrogen zu werden, und ärgert sich über dessen Windbeuteleien. Hält jener sich für klüger, hält dieser sich für besser. Ein alter Elsässer Bauer, der von den Soldaten oft genug gehört hatte, was kriegerisch auf französisch heisst, gab seine ehrliche Herzensmeinung dahin ab: „Die Wälsche sind pelliköh, aber Viechkerl.“ Das Misstrauen und hinterhaltige Wesen der Deutsch-Franzosen, ihre Lust, in Handel und Wandel den Andern über's Ohr zu hauen, ihre Gemüthshärte und Neigung zu unbarmherzigem Spott, und worüber man sonst noch klagt, ist eben alles natürliche Folge ihrer Verquickung mit dem Wälschthum und ihres inneren Widerstandes dagegen.

X.

Elsass in der grossen Kaiserzeit.

In ganz Elsass wurzelt aber bei allem grunddeutschen Wesen eine starke und zähe Abneigung gegen uns in zwei Hauptrichtungen des Daseins, in staatlicher und in geistiger Richtung. Manchen Elsässer erfasst ein wilder Aerger schon bei dem Anblick deutscher Beamten und Offiziere, all seinen Landsleuten aber ist das Ganze unserer Einrichtungen und Gewohnheiten in Gesetz und Gericht, in Heer und Verwaltung, entweder verhasst oder verdächtig oder wenigstens schwer verständlich. Die zweite Art des Widerwillens beruht auf einer gewissen Gewöhnung, welche in das innere Denken und Treiben beständig scharfe Luft, kaltes Licht einströmen lässt. Gegenüber den innigen Wallungen des deutschen Gemüthes, gegenüber den Tiefgründen unserer Philosophie, Religion und Wissenschaft, gegenüber den geistigen Höhen unserer Kunst und Poesie verhält sich der Elsässer als leidenschaftlicher Rationalist.

Es ist nöthig, sich die Art und Gründe solcher Abneigung klar zu machen, man muss ihre historischen Wurzeln blosslegen, um das Volk richtig zu verstehen und richtig zu behandeln. Was die Elsässer erlebt und geworden, das ist es „was die Wiedervereinigung der Landschaft mit Deutsch-

land," wie ein Kenner des Landes erklärt, „zu einer schwierigen, zu einer hochpolitischen Aufgabe macht, die nur der unbefangensten Staatsweisheit, der gründlichsten Kenntniss der Geschichte, der Zustände, und der Bedürfnisse dieser schönen Provinz zum Heil Aller gelingen kann."

Des Elsässers Abneigung aber gegen jene zwei hervorragenden Eigenheiten ist um so merkwürdiger, als seine ganze Geschichte bis ins 17. Jahrhundert rein deutsch war, und auf allen Höhenpunkten unseres geistigen und politischen Lebens das Herrlichste leistete.

In der That, wie in eine weit erfüllte herrliche Landschaft, blickt man in die frühere Geschichte des Elsasses hinein. In immer grösserer Tiefe erheben sich hinter einander ragende Dome, stolze Ritterschlösser, berühmte Forsten und Berge.

Alle grossen Wogen kulturhistorischer Bewegung, die über des weiten Deutschlands Fluren dahinrollten, brachen und brandeten an der Hochmauer der Wasgauberge. Jedes nationale Beginnen fand hier, wo ein beherztes und fröhliches Volk von deutscher Gemüthstiefe wohnte, sich kräftig ausgeprägt. Gerade hier in der wälschen Nähe, ausgesetzt dem Einströmen romanischer Bildung, wollten die Elsässer zeigen, was sie aus gutem deutschen Kern und Wesen vermöchten, und strengten sich freudig an, ihr Bestes zu leisten.

Es war ein rechtes Unglück, dass Cäsar so viel von der Rheingränze sprach. Seitdem meinten die Gallier ein Recht darauf zu haben. Es war aber nur für seine kriegerischen Pläne der Strom eine schwierige Linie, für die deutschen Völker war er es nicht. Es wäre wider alle geschichtliche Erfahrung und wider den eigenthümlichen Zug im Wogen und Wandern der Völker, wenn ein Fluss Jahrhunderte lang Gränzstrom bliebe. Deutsche wohnten schon zu Cäsars Zeit in Massen am linken Ufer. Die deutschen Triboker im Elsass aber waren zu schwach, um zu hindern, dass Strassburg eine der wichtigsten Festungen der Römer wurde, ein Schütz-

und Stützpunkt für ihre Strassen, ins Rhone- und Rheinthal wie durch die Vogesen und den Schwarzwald. Die römische Eroberung schritt vor bis zur Donau, dann wurde sie von den Deutschen zurückgeworfen, und den Römern auf dem Fusse folgten die Allemannen. Kaiser Julian kämpfte im Jahr 357 mit ihnen in schwerer blutiger Schlacht auf den Schicksalsfeldern bei Strassburg, deren Besitz so oft grosse historische Geschicke entschied: deutsche Hülfsvölker aus den Niederlanden gaben wider die Deutschen den Ausschlag. Etwa funfzig Jahre später war alles Mühen und Arbeiten der Römer umsonst, sie mussen weichen, der lange Bergzug der Vogesen wurde die Romanengränze, und der Rhein spiegelte an beiden Ufern fortan nur deutsche Krieger und Anbauer.

Aus jenem wild verworrenen Ziehen und Streiten der Völker klingt noch von den Höhen des Elsasser Wasichensteins unsere Heldensage herüber. Dort kämpfte die langen Tage Walther von Aquitanien, und sein Gegner der grimme Hagen soll aus dem elsässischen Tronia gewesen sein. Wenn's wahr ist, ist er ein hünenhaftes Urbild seiner Landsleute gewesen, unverrückbar in der höchsten Treue, der Tapferste der Menschen, voll Stolz, Herzenshärte und den Feind verhöhnender Schlauheit.

Einverleibt ins Frankenreich gestaltet sich das Elsass sofort zu einem eigenen Herzogthum. Die Karolinger nehmen es alsbald selbst zu Handen. Karl der Grosse hatte eine Reihe von Pfalzen im Elsass, auf denen er gern wohnte, die bedeutendsten waren Schlettstadt und Kolmar. Wiederholt bestimmte er hier seinem Heerbann den Sammelplatz. Auf dem „Lügenfeld“ bei Sigolsheim gerieth Kaiser Ludwig der Fromme, von all seinem Gefolge verlassen und verrathen, in seiner Söhne Gefangenschaft. Das Elsass folgte nun den wechselnden Schicksalen des lotharingischen Zwischenreichs. ein vielbegehrtes Land, welches die Zeitgenossen als einen blühenden Garten schildern, das in seinem Ueberfluss ersticken müsse, könnte es ihn nicht auf der grossen Strasse

abführen. Wiederholt rissen es die westfränkischen Könige an sich: es war für Elsass aber bezeichnend, dass im Frieden von Meersen 876, als das westfränkische Reich sich vom deutschen schied, das Land bei dem letztern verharrte, dass seine Bewohner sich 912 für den neu gewählten König der Deutschen, Konrad I., erklärten, dass endlich König Heinrich I. allen Ansprüchen der Franzosen leicht und endgültig ein Ende machte.

Nun entwickelten sich hier in den gesegneten Gauen des Oberrheins in grösster Kraft und Menge all die mannichfaltigen und wunderlichen Staatsbildungen des deutschen Mittelalters. In der Ueppigkeit des Bodens schien ein jegliches zu vorzüglicher Wucht und Saftfülle zu gedeihen. Einem jeglichen hing auch etwas absonderlich Elsässisches an. Das Volk war allemannischer Art und Abstammung: die Namen in den ältesten Urkunden zeigen für Gau und Männer des Elsass (*Alisazgowe*, *Alisatia*) ganz dieselbe Form und Schreibart wie für Land und Volk der Allemannen. Was drüben Mannen hiess, nannte sich hier Sassen: denn das Elsass, durch das breite rheinische Wildwasser vom übrigen allemannischen Gebiete getrennt, musste sich ja etwas eigenthümlich entwickeln.

Zuerst erhebt sich das geistliche Fürstenthum. Es findet die Aecker und Forsten und Dörfer im Besitz von grossen Landherren und altfreien Bauern. Seiner stets ausschauenden Politik, der ein guter Haushalt zur Hand geht, gelingt es, mehr und mehr Güter und Herrschaften an sich zu bringen, und durch Ueberredung oder durch Gewalt die Adelsherren zu vermögen, ihr Gebiet den Stiftsheiligen zur Lehnsfolge zu verknüpfen. Der Bischof von Strassburg wurde alsbald einer der mächtigsten Reichsfürsten, seine Herrschaft erstreckte sich auch auf ein ansehnliches Stück am rechten Rheinufer. Gleichwie aber das Elsass den Uebergang bildet von den Rhein-Franken zu den schweizerischen Allemannen, so griff vom Norden die Thätigkeit des Speierer, vom Süden

her die des Baseler Bisthums weit ins Land hinein. Letzteres rechnete zu seinem geistlichen Sprengel fast das ganze Ober-Elsass, welches ja auch so viel der schweizerischen Natur und Sitte Verwandtes kundgiebt. Die Aebte von Murbach, Weissenburg, Münster, Maurusmünster und andern alten Klöstern, deren Ursprung sich hoch in die Merowinger und Karolinger Zeit hinauf schreibt, ahmten dem grossen Prälaten in der Landmitte nach. Während im zehnten und eilften Jahrhundert die Reihen der uralten Landherren und vollfreien Bauern sich lichten, vermehren die geistlichen Stifter unglaublich rasch ihren Reichthum, und säumen nicht, ihre Gebiete scharf als Immunitäten, als befreiten und gefeiten Bezirk von der Gewalt der öffentlichen Beamten auszuscheiden und auch im Volksmund als „Mundate“ hinzustellen. Bald kann der Abt von Murbach zwölfhundert Reisige stellen, er nimmt mit dem von Weissenburg und den beiden Aebten von Fulda und Kempten die vier vornehmsten Plätze ein unter den fürstlichen Klosterprälaten des Reiches. Kaiser Heinrich II. würdigte das Strassburger Domkapitel so hoch, dass er sich selbst unter die Mitglieder wollte aufnehmen lassen.

Es war eben das zehnte und eilfte Jahrhundert die Periode, wo die Bischöfe als Reichsminister und kaiserliche Gesandte die grosse Rolle spielten, zu Zeiten auch den Harnisch anschnallten und sich an die Spitze ihrer reisigen Dienstmannen setzten. Ein rechter Held und Staatsmann zugleich war z. B. Bischof Werner von Strassburg, ein geborener Habsburger, gleich gross im Felde wie im Rath seiner kaiserlichen Herren, Heinrich II. und Konrad II. Schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts arbeitete er daran, das herrliche burgundische Rhonethal, in welches die Elsässer von der Höhe ihrer Berge hinabsahen, dem deutschen Reiche anzugliedern, und zwar mit Glück und Erfolg. Der zweite Bischof Werner, ein Graf von Achalm, stand mit eiserner Treue zum Kaiser Heinrich IV., und hielt sein Haupt hoch

trotz Bann und Flüchen, die von der römischen Partei auf ihn niederregneten. Aber auch das ganze Elsass, vor allem die Städte, hielt zu ihm und schwang das kaiserliche Banner.

Denn schon blühete am Rhein aller Orten eine neue Macht empor, das Bürgerthum. Es sind die stattlichen Reste der gemeinen Freisassen, die in den Städten, umgürtet von Wall und Mauer, die alte germanische Gemeinde wiederholen, ja sie in kräftiger Selbstverwaltung, im freien Genossengericht, im geheiligten Markfrieden verjüngen. Wo eine neue gute Stätte der Art emporkommt, ziehen sie hin, massenhaft besonders im dreizehnten Jahrhundert. Nun hatten die Kaiser noch von den ältesten Zeiten her gerade im Elsass viele Pfalzen, mit Gütern und Forsten, voll Wein und Wild. Schon die Salier erfreuten sich dort der Lust und Schönheit und Lichtfülle des Rheinlandes, und die Hohenstaufen, deren Vorfahren, soweit wir ihre Linie verfolgen können, stets sich Herzoge von Schwaben und Elsass nannten, schienen im Elsass sich rechte Heimstätten gründen zu wollen. Auf ihrem eigenen Grund und Boden, dessen Bewohner bloss unter des Kaisers Schirm und Gericht standen, förderten die Hohenstaufen gern das Emporkommen eines kraftvollen und reichen Städtevolkes. Gleich nach Ausgang der grossen Kaiserzeit standen sieben Elsässer Reichsstädte, Strassburg, Kolmar, Schlettstadt, Breisach, Hagenau, Weissenburg, Lauterburg, unter den vordersten im rheinischen Städtebund, welcher mit kräftiger Hand den Landfrieden schützte und den Zerfall des Reiches abwehrte. Aber noch eine ganze Reihe von Reichsstädten trat hervor, von denen Kaisersberg, Münster, Ehenheim, Rosheim, Türckheim, später mit Landau und den vorgenannten ausser Strassburg und Breisach, den Zehn-Städte-Bund schlossen, während Mühlhausen der Schweizer Eidgenossenschaft beitrat, Seltz und Hagenbach ebenfalls zu einer Art von Reichsunmittelbarkeit, und viele andere Städte zu grösserer oder geringerer Freiheit gediehen.

Neben den Städten aber prangten noch immer in uraltem Adel und grossem Reichthum fürstliche und ritterliche Geschlechter, als da waren die Pfirt, Habsburg, Rappoltstein, Horburg, Hanau, Fleckenstein, Dagsburg, Ochsenstein, Geroldseck, Lichtenberg, Oettingen, und viele andere, die sich nach der Schweiz, nach Lothringen und Ober- und Mitteldeutschland hin verzweigten. Von geistlichen und ritterlichen Klöstern und Orden hatte man im Elsass die schönste Auswahl. Der niedere Adel, soweit ihm nicht die Beherrscherin des Oberelsasses, die österreichische Macht, entgegentrat, liess es sich natürlich nicht nehmen, Mann für Mann sich in stolzer reichsritterlicher Selbstherrlichkeit zu entfalten.

Und damit auf der bunten politischen Musterkarte ja nichts fehle, so zählte der Elsässer Bauernstand der in uralten Dörfern in derber Kraft und strotzender Fülle sass, auch ein paar Reichsdörfer. Zur reichstädtischen Bedeutung hatten diese Reichsdörfler es nicht gebracht, von einer adeligen oder geistlichen Herrschaft aber liessen sie sich nicht unterjochen: sie verblieben in ihrer stolzen Armseligkeit Kaiser und Reich, und suchten seines Herrn Landvogts zu Hagenau Gericht.

Es war demnach das Elsass, dessen Bewohner jetzt den deutschen Beamten nicht mögen, früher eine rechte Bruttstätte aller Art von deutscher Beamtenschaft. Die ganze deutsche Rechtsgeschichte liess sich in Allem, was sie hervorbrachte, hier wie an einem übervollen Blumenstrauss studiren, in welchem keine Blüthe fehlte, eine jede vielmehr scharf und hell hervorschimmerte. Da gab es Reichs- und Land- und blosse Vögte, Land- und Markgrafen, einen Bundesstaat von zehn Freistädten, einen andern Bundesstaat von Reichsrittern, Ober- und Untermundate, Meyerthümer und Grossmeyerthümer, Sesslehen und Beutellehen, Staffelgerichte und Waldämter, Stiftungen aller Art, und der Weisthümer vielgestaltige Menge. Welch ein schönes und ein-

trägliches Amt war nicht das Pfeifferkönigthum der fürstlichen Herren von Rappoltstein, welche die grosse Musikanten-Genossenschaft des Elsasses als ihre Richter und Lehnsherrn verehrte! Noch sind eine Menge Urkunden über die Einrichtungen, die Hof- und Rechtstage dieses lustigen Musikantenstaates vorhanden, die wohl des Drucks werth wären. Landvögte vom Elsass waren in der Regel Herren aus hohen fürstlichen und königlichen Häusern, auch zu französischen Gouverneurs glaubte man später nur Herzoge, Kardinäle und Marschälle machen zu dürfen. Der Schultheiss von Hagenau aber übte noch in Gericht und Finanzen altkaiserliche Macht und Hoheit, als die Reichsgewalt selbst schon in die Brüche ging.

Bei so viel Eigenart und Eigensinn im Lande, bei so vielfach schwellender Macht und Ueppigkeit erfüllte nun von der Hohenstaufen Zeit an bis zum westfälischen Frieden ein Getümmel von Fehden, ein Gewühl von Verschwörungen und Unruhen das Elsass. Mit grosser Leidenschaft, aber auch im grossen Styl, führte man die bürgerlichen Kämpfe durch.

Vor allen standen hier die Streiter dicht gedrängt in jeder Kaiserfehde. Dem Bischof, der seit den Hohenstaufen fast immer des Papstes Freund und des Kaisers Feind, gelang es, in den glücklichen Kriegen mit den grossen Lehnsherren sein hochfürstliches Ansehen noch immer zu mehren. Wollte er aber gegen des Kaisers Hoheit auftreten, so erinnerten sich die Strassburger Bürger, wie Kaiser Heinrich V. sie gefördert, Kaiser Lothar ihnen Freigericht, Heinrich VI. ihnen Freiwahl ihrer Obrigkeit gewährt, König Philipp sie aller Herrensteuer entlastet, Kaiser Friedrich II. ihre Handelszüge im ganzen Reiche beschützt habe. Auch die andern Reichsstädte hoben ihre kaiserlichen Privilegien in die Höhe.

Friedrich Rothbart baute das Jagdschloss, das er von seinem Vater in dem viele tausend Acker grossen Hagenauer

Reichsforst hatte, zu einem stolzen und festen Palast um, in welchem er seine Gelder und die Reichskleinodien niederlegte. Weithin über die unabsehlichen Baumwipfel blickten die vier gewaltigen Eckthürme, und auf dem Haupt- und Mittelthurm glänzte der Adler. Auch an den Eingangspforten prangte des Kaisers und Reiches Wappenbild, und darüber waren drei Kapellen gewölbt, in denen die altehrwürdigen Reichsinsignien und kostbare Heiligthümer lagen. Friedrich II. brachte aus Sizilien den Kaisermantel mit der arabischen Handschrift hinzu. Im Hagenauer Pallast erschien gehorsam König Richard Löwenherz, vor des Reiches Fürsten seine Sache zu führen. Er blieb dort gefangen, bis er sein Lösegeld gezahlt hatte. Hierher führte Kaiser Friedrich II., der geniale Ritter, seine junge Gemahlin, die englische Prinzessin, um nach wonnereicher Rheinfahrt im grünen Walde die Honigmonde zu feiern. Da zogen herbei Fürsten und Herren aus aller Welt, dem hohen Kaiserpaar zu huldigen, und mit ihnen kamen die Fürsten von Provençe und Toulouse, um sich belehnen zu lassen, und die Gesandten aus Kastilien, ihrer Königin Ehrengeschenke zu bringen. Als der grosse Kaiser gestorben, wollte das Elsässer Volk es nicht glauben. Die Einen sagten, er harre des Auferstehens unter dem Felsblocke auf dem Ochsenfelde, die Andern meinten, er walte noch insgeheim in der Kaiserburg zu Hagenau. Das ehrwürdige Gebäude erlebte vielerlei Schicksal, aber sein riesiges Gefüge dauerte noch bis zur Zeit Ludwig XIV. Dieser französische König, der den Kaiserdom zu Speier schänden liess, befahl auch, die berühmte Hagenauer Kaiserburg abzubrechen, die Steine liess er zum Fort Louis verwenden. Die Jesuiten aber kamen und errichteten eine ihrer Residenzen auf der Stelle, wo der von der römischen Kurie am wildesten Verfluchte einst in Pracht und Herrlichkeit Hof gehalten als der König der Könige.

Die Stadt aber, welche sich bei der Kaiserpfalz an-

siedelte, erhielt 1164 vom Kaiser die reichsstädtische Freiheit und gedieh zu grossem Ansehen. Ihre Abgeordneten hatten auf dem Reichstag die Ehre, neben den Frankfurtern zu sitzen. In treuer Pflege hielten die Hagenauer auch des grossen Rothbart Stiftung in ihren Mauern, ein Spital für Alle, die Noth und Hunger litten, aus der Heimath und der Fremde. Seines Enkels Landvogt, Albin Wölflin, ritterlich und hochgemuth wie sein Herr, der Kaiser, wusste die Elsässer Städte mit wahrer Begeisterung für Kaiser und Reich zu erfüllen. Er zog starke Mauern um Kolmar und Schlettstadt und verschaffte beiden Städten das freie Bürgerrecht. Auch erbauete er eine Stadt, welche dem Bischof zum Trotz den Namen „des Kaisers Berg" erhielt. Jedoch wusste sie ebensowenig sich ihres hohen Namens würdig zu gestalten, als die Stadt, wo die „Königsburg" stand, welche die Habsburger zu Ensisheim, dem Sitz ihrer Regierung, aufführten.

Hatten nämlich die Salier und Hohenstaufen im geldreichen Elsass vorzugsweise das untere Land in's Auge gefasst, so setzen sich die Habsburger im oberen fest. Dort gehörte ihnen die weitgedehnte Landgrafschaft, und zwar urkundlich schon vom Beginn des zwölften Jahrhunderts an bis hinab zum westfälischen Frieden, und wachsam und mit grossem Nachdruck hielten sie darauf, dass das reichsstädtische und freiritterliche Wesen, welches im untern Elsass in voller Blüthe stand, im obern Lande nicht um sich griff. Wie die Hohenstaufen Hagenau ihre Schatzkammer nannten, so hiess bei den österreichischen Habsburgern Thann ihre „Legestatt" und Rechnungskammer, und sie begabten diese Stadt mit Münzfreiheit, Salzmonopol, und einem Freihof, in welchem sogar die vom Kaiser und Reich Geächteten Zuflucht fanden. Gründete sich doch auf Elsässer Geld und Kriegsvolk der Ruhm, welcher Rudolf von Habsburg zum Kaiserthron führte. Als der von Kolmar vertriebene Bürgermeister Rösselmann sich Nachts in einer Tonne versteckt wieder hineinfahren liess, seine Freunde

weckte und ein Thor aufbrach, wartete Graf Rudolf draussen, um mit dem Siegesgeschrei „Habsburg, Habsburg!“ hinein zu stürmen. Deutschlands König, welcher das Interregnum beendigte, war Strassburger Bürger, und konnte sich rühmen, dass seine Mitbürger ihm, wenn er winke, mit 2000 Reisigen aufritten. Auch die Elsässer Ritter auf dem Lande sassen gleich zahlreich im Sattel, wenn der Habsburger rüstete. Freuete sich doch das ganze Elsass seiner Erhebung auf den Kaiserthron!

XI.

Reichsstädtische Periode.

Im reichen untern Elsass kam, seit der letzte Herzog, der edle Konradin, in Neapel unter Anjou's Richtbeil blutete, kein Landesfürst mehr empor, der Gewalt und Gericht über das herrliche Gebiet bekommen hätte. Wenn auch nicht Herzogs Recht, doch herzogliches Ansehen genoss hier Strassburg, die grosse lebenerfüllte Reichsstadt. Einen harten Strauss hatte sie um diese Stellung mit ihrem Fürstbischof kämpfen müssen. Als Walter von Geroldseck, ein kühner und hochstrebender Geist, auf den Bischofsstuhl gelangte, fing er damit an, verschollene Herrenrechte in der Stadt hervorzusuchen. „Herr im Münster und in seiner Pfalz ist der Bischof, in unserer Stadt sind wir allein Meister", antworteten die Strassburger. Zwei Jahre lang wüthete die Fehde, da stellten sich die Heere zum Streite im Jahr 1262 bei Oberhausbergen, wo vor neunhundert Jahren Römer und Allemannen kämpften. Fast die ganze Adelsmacht des Landes hielt zum Fürsten, in der Stadt aber stürmten die Glocken, und die Frauen standen angstvoll an den Thoren und sahen Männer und Jünglinge hinaus strömen, zu kämpfen „starken Muths und unerschrocken für ihrer Stadt Ehre und für ihre und ihrer Kinder und Nachkommen ewige Freiheit."

Graf Rudolf von Habsburg befehligte die Strassburger. Die starken Männer stachen die Hengste der Ritter nieder und schlugen und bändigten die Herren, und gross war des Bischofs Niederlage. Keiner seiner Nachfolger durfte mehr hoffen, der Strassburger mächtig zu werden. Die Bischöfe nahmen alsbald ihren ständigen Wohnsitz in Zabern.

Schon zu jener Zeit war der Kampf zwischen demokratischen und aristokratischen Grundsätzen ausgebrochen, welcher bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts sich durch die gesammte Reichsgeschichte zieht. Jahrzehnt auf Jahrzehnt füllte dieser Kampf die Elsässer Städte mit blutigen Fehden und Aufläufen, mit geheimen Verschwörern und rascher Thätigkeit der Henker. Dieser Prinzipienstreit nahm bald die Form des Krieges gegen Bischof und Adel an, bald zerfleischten sich Zünfte und Patrizier, bald die Bürgerschaft getheilt unter feindliche Adelsgeschlechter. Welche Reihe von Dramen spielte sich allein in Kolmar ab unter Rösselmann's Nachkommen, sowie unter den Parteien der Rothen und Blauen! Mit welchem Mordgrimm wüthete der gemeine Mann gegen den Stadtadel in Mühlhausen! Die Schlettstädter vergassen nicht, dass, so häufig die Kaiser im Elsass waren, sie doch besonders gern bei ihnen wohnten, und waren die Ersten, die mit Feuer und Heldenmuth für Kaiser Ludwig IV., den redlichen Bürgerfreund, die Waffen ergriffen.

Das Ende des langen Kampfes war nicht, wie in Frankreich und England, des Königthums Erhebung auf Kosten von aller Stände Freiheit, sondern der wohlgeregelte Eintritt des dritten Standes in die städtische Regierung. Als in Strassburg im Jahr 1332 die feindlichen Adelsgeschlechter bei einem Turnier-Gelage wieder an einander geriethen, ihre Knechte und Anhänger mit Waffen herbei stürmten, und das Schreien und Toben und Waffenklirren sich durch die Strassen wälzte, bis von beiden Seiten eine Anzahl im Blute lag, da besetzten die Zünfte die Thore, geboten Ruhe, und

ordneten eine neue Stadtverfassung an, in welcher auch der gemeine Bürger Sitz und Stimme in Rath und Obrigkeit erhielt. Fort und fort wuchs nun der Einfluss der Zünftigen, bis 1482 die Strassburger Verfassung — eine weise Mischung, wie fast in allen deutschen Städten, aus adeligen und zünftigen Elementen — mit den Artikeln abgeschlossen wurde, welche beinahe ungeändert galten bis zur französischen Revolution, bewundert von allen Gelehrten und Staatsmännern.

Bewundernswerther aber möchte sein, wie Strassburg, die Riesenperle unter den deutschen Städten des Mittelalters, gleich Anfangs sich des höchsten Verdienstes des deutschen Bürgerthums, seines leuchtenden sozialen Berufs, wohl bewusst ist. Wir haben von Strassburg eine der allerältesten Aufzeichnungen von Stadtrecht, und ihr steht klar und deutlich folgender Satz an der Spitze:

> Jn glicher wiz, als andre Stete Reht uf geliht sint, so sint dirre Stete von Strasburg Reht uf gesetzet, also daz sie vri si, und ein iglich mensche, ez si vromede oder von der Stat, ze allen Ziten vride hab.

In diesem ersten Artikel des uralten Strassburger Stadtrechts bemerke man wohl die drei Hauptsätze, welche das freie Bürgerrecht begründeten, von unberechenbarem Einfluss auf das Zeitalter. Erstens: die Stadt ist frei. Das ganze Land mag Fürsten und Herren mit Zins und Dienst hörig sein, die Stadt gehört sich selbst und regiert sich selbst. Zweitens: die Stadt hat Frieden. Soweit ihr Weichbild geht, ruht alle Fehde. Auf diesem gefeieten Bezirk gilt nur öffentlich Recht und Gericht, und keine Eigenmacht und Gewaltthat. Drittens: Stadtluft macht frei. Sobald ein Fremder das städtische Gebiet berührt, steht er im Schutze des Stadtfriedens. Kein Herr darf seinen hörigen Mann, der hierher flüchtet, verfolgen und antasten, es sei denn, er beweise förmlich vor der Stadt Gerichten, dass er ihn nicht mit Unrecht bedrücke.

Solche Grundsätze hätte man dem Bürgerrecht nicht gleichsam als seinen Kopf aufgesetzt, wenn sie nicht ihre Stärke und Stütze in grosser waffengeübter Bürgerschaft, in sturmfester Umwallung fanden. Vielleicht vermochte nur noch Lübeck für sich allein solche Kriegsmacht aufzubringen, als die vielreiche Königin des Oberrheins. Unter den zehn Grossstädten des deutschen Mittelalters werden in einem bekannten Verslein drei besonders gerühmt, und zu diesen gehörte Strassburg mit seiner gewaltigen Artillerie.

Nürnberger Witz,
Strassburger Geschütz,
Augsburger Pracht,
Venedigs Macht
Den Teufel und seine Kunst verlacht.

Es war deshalb auch bei wenigen anderen Städten das Ausbürger- und Pfalbürgerwesen so im Schwange, als bei der Hauptstadt des Elsasses. Kaum gab es einen grossen Herrn am Oberrhein, der nicht Ehre und Vortheil darin gefunden, Ausbürger von Strassburg zu sein. Aber auch Leute minderer Art kamen in die Stadt, liessen sich als Bürger einschwören, gaben eine Steuer und blieben draussen auf ihren Höfen sitzen als der Stadt Pfalbürger, geschützt gegen Zwang und Hörigkeit.

Den Frieden aber, welchen die Städte für ihre Bürger wahrten, haben sie nach und nach dem ganzen Reiche verschafft. Durch Bündnisse unter einander, durch wiederholte Städtetage und geschickte Unterhändler, durch stets bereite Kriegsmacht schützten sie Handel und Verkehr auf des Reiches Strassen. Sie nöthigten die Fürsten, sich durch Landfriedensbündnisse förmlich zu verpflichten, auf bestimmte Zeit und innerhalb bestimmten Gebiets sich jeder Selbsthülfe zu enthalten. Diese Landfriedensvereine wurden in Fristen und Ländern immer weiter ausgedehnt, bis endlich ein ewiger Landfrieden, welcher ganz Deutschland umfasste, nicht mehr etwas Unerhörtes schien. Gerade von

Strassburg kam wiederholt dazu Antrieb. Diese Stadt zeichnete sich stets durch erleuchtete und gewandte Staatsmänner aus, und ihre Lage war so günstig, dass sie die eine Hand den rheinischen und fränkischen, die andere den schwäbischen und Schweizer Städten reichte.

Wenige haben heutzutage noch eine deutliche Vorstellung davon, welch hohen Schwung, welch reizend lebendige Fülle das Dasein in unsern Reichsstädten hatte. Der Welthandel, der damals über ihre Strassen zog, und das Mitrathen und Mitthaten in den Reichshändeln gab den Geistern eine grössere Sehweite. Das Gefühl der Freiheit aber und die Gewohnheit der Waffenehre stählte die Herzen, und durchströmte sie mit Frohsinn und hohem Muth. Auch an Uebermuth fehlte es nicht. Zeugt es nicht von wilder jubelnder Kriegslust, wenn die Strassburger Bäcker, nachdem sie eben die stolze Wasselnheimer Burg niedergeworfen, ihren Tanzsaal mit dem Spruch schmücken:

Schiessen und Werfen
Lasst euch nicht dauern,
Wir wollen brechen
Thürme und Mauern.

Wie jammervoll tönten noch lange die Klagen der Bürger von Metz, Toul und Verdun, der Ausgewanderten und der Daheimgebliebenen, um den Verlust der Freiheit ihrer Vaterstadt! Auf dem Reichstag zu Augsburg 1559 fleheten sie um Gotteswillen um Hülfe: man sollte doch so alte edle Reichsstädte nicht länger schänden lassen. Ja noch im Jahr 1603, als die Franzosen schon längst sich des guten Königs Heinrich IV. freueten, standen die Metzer auf dem Punkte, sich von Frankreich wieder loszureissen.

Sonst hörte man, seit die lothringischen Reichsstädte französisch wurden, wenig mehr von ihnen. Diese stille Zeit begann für die deutschen Reichs- und Hansestädte erst nach dem dreissig-jährigen Kriege: bis dahin war vorzugsweise in ihren Mauern das Edelste, was die Nation er-

zeugte, wie zu Hause. Hier freuete man sich dessen im beständig regen Verkehr und Verständniss. Kein Fürstenhof zog die Aufmerksamkeit davon ab. Wie viel funkelnde Diamanten setzten allein die Elsässer Städte ein in das Gewebe der deutschen Kunst-, Kirchen- und Literaturgeschichte!

In der erhabensten Kunst erreicht Erwin von Steinbach den Gipfel. Doch das Strassburger Münster ist ja nicht allein im Elsass bewundernswerth. Man sehe sich nur erst die alten Kirchen an in Thann, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weissenburg. Die Menge ihrer guten Glasgemälde, Bildhauer- und Holzschnitzer-Arbeiten lässt uns ahnen, wie reich und fröhlich die Kunst hier blühete. Martin Schön oder Schöngauer, der Kolmarer, bleibt bei all seiner süssen schwärmerischen Innigkeit, welche den Köpfen eine entzückende Verklärung einhauchte, Rumpf und Glieder aber dem Seelenausdruck nur so anheftete, doch einer der grössten Maler.

War es aber zufällig, dass in der ritterlichen Kunst des Minnegesangs Elsässer Reichsstädter das Herrlichste leisteten? Das kaiserliche Hagenau hatte schon Heinrich den Glichezäre gestellt, der die germanische Thierfabel vom Fuchs und Wolf verdeutschte; in Reimar von Hagenau aber, über dessen Liedern ein schlichter Glanz von Seelenadel liegt, verehrten die Dichtergenossen ihren feinsten Meister. Aber wahrhaftig, als aller Töne Meister erscheint uns noch jetzt Gottfried von Strassburg mit seinem köstlichen Gesang von Tristan und Isolde. Welch eine Weite der Weltanschauung, wie viel sonnige Freiheit des Geistes, und welch ein wunderbarer Tiefblick in die Geheimnisse der Natur und des Herzens wohnte in diesem Strassburger Stadtschreiber, — ein Mann, der mit den Ersten seiner Zeit auf gleichem Fuss verkehrte.

Wenden wir uns aber zu den Prosaikern, so nennt Strassburg uns zwei Mitbürger, von denen unsere Prosa erst geformt und gebildet wurde, und zwar zu dem Ziele, die tiefsten

und seligsten Gedanken darin auszudrücken. Es sind Eckard und Tauler. Wer könnte noch jetzt in Tauler's Predigten lesen, ohne dass ihn ein milder Zauber von Herzensreligion unvergesslich anwehte! Auch ihr Freund, der Strassburger Kaufmann Rulman Merswin, ist nicht zu vergessen, der in dem Buche von den neun Felsen ein Werk schuf, das sich in manchen Stücken wohl mit Dante's göttlicher Komödie vergleichen lässt.

Neben Hagenau und Strassburg glänzte Kolmar. Ein fröhlich fleissiges Leben entfaltete seine Meistersängerschule. Auch entstand in Kolmar eine Weltchronik voll anmuthreicher Erzählungen, wie die Reichsstädter gern sie hatten zu froher Erbauung. Das erste deutsche Geschichtsbuch aber verfasste der Strassburger Fritsche Closener, dessen Landsmann, Jakob Twinger von Königshofen, alsbald eine Weltchronik lieferte, die durch ihren natürlichen und kernigen Ton, durch ihre behagliche Schilderung der Zeiten, durch den gut bürgerlichen Verstand, der sich auf allen Seiten kund gab, sich den Weg in alle deutschen Lande bahnte und aller Orten anregte, auch etwas so Gutes zu schreiben.

Das Erscheinen dieser Chronik im Jahr 1390 fiel gleich nach dem ersten Ausbruch des grossen Kriegs zwischen Fürsten und Städten. Das städtische Wesen hatte immer weiter um sich gegriffen, die Fürsten sahen sich bedroht auf allen Punkten ihrer Herrschaft. Die Frage, ob denn ganz Deutschland sich in Schweizer-Kantons verwandeln sollte, trat näher und heischte zuletzt ihre blutige Lösung. Die Streithaufen suchten sich, wie später im Bauernkrieg, hier und dort in Deutschland, unzählige Schlachtfelder gab es, zehn oder fünfzig oder hundert Stunden auseinander entfernt: nirgends aber war der Krieg tobender und hasserfüllter als im Elsass. Der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden, der Graf von Leiningen und andere Fürsten und Herren schienen sich im Sengen und Brennen

nicht sättigen zu können, anderthalb hundert Dörfer gingen in Flammen auf. Das Ende war wie gewöhnlich in Deutschland: beide Theile blieben einander zu stark, nach vielem Streit und Blutvergiessen musste man sich vertragen lernen. Fortan vollzog sich die Reichseinigung auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Städte und Fürsten.

Ueberblickt man nun die fünf grössten und erfülltesten Jahrhunderte der Elsassgeschichte, aus der wir hier Einzelnes berührten, so steht unter allem Wogen und Wechseln der Ideen und Gesinnungen, bei all dem selbstsüchtigen, jähzornigen, gewaltthätigen Wesen, das wir so oft wahrnehmen, doch in keiner Provinz das deutsche Nationalgefühl herrischer und stolzer gefestet, als im Elsass. Niemals hatten die Wälschen hier Anderes zu erwarten, als Spott und Missachtung. Als der französische König Karl VII., eben wie durch ein Wunder des Himmels den englischen Waffen und dem Verderben entronnen, im Jahr 1445 mit 50,000 Mann Armagnacs und entsetzlichen Gräueln das Elsass überschwemmte, weil „Frankrych musze das Land bis an den Rhine haben", wie trotzig und gewaltig loderten die Bürger und Bauern auf! Die Strassburger erklärten: des fremden Volkes Uebelthat und böse Sachen müssten mit dem Schwerte gerichtet werden, die Frauen sangen deutsche Kriegslieder, wenn sie zur Kirche zogen, und die Bürger, so erzählt ein Zeitgenosse, „wollten schlagen und frei sein und den Kaiser gen Rom führen." Als Erzherzog Karl Sigmund von Oesterreich 1474 die Landvogtei mit dem Sund- und Breisgau an das rasch aufblühende burgundische Zwischenreich verkaufte, erklärten die Strassburger: nimmer mehr reisse man das Elsass von Kaiser und Reich ab. Ihr Schultheiss trug das kaiserliche Banner vor Neuss, ihre Reisigen halfen wacker mit bei Granson, Murten, und Nanzig, bis der wilde Herzog von Burgund erlag.

Ein anderer hervorstechender Zug in der Elsässer Geschichte ist folgender. Bei aller Lebhaftigkeit des provinziellen Lebens, bei der grössten Zersplitterung in kleine eigen-

artige Staatsbildungen geht niemals das Gefühl, der Blick für's grosse Ganze verloren. Immer kehrt ein echter politischer Sinn wieder, Anschluss und Hochachtung für das Reichshaupt. Beständig eifert der Hass gegen die Fürsten, welche die erhabene Kaisermacht zerstören und des Reiches Einheit untergraben. Das grosse Ansehen, in welchem sich die österreichische Landgrafschaft im Oberelsass befestigte, hing zusammen mit der Fortdauer der Landvogtei im Unterelsass: beide gehörten dem deutschen Kaiserhaus.

Endlich entsteht jedesmal eine heftige Strömung, sobald irgend etwas die freie Bethätigung, die Selbstverwaltung, ja nur den Eigenwillen der Bauern, wie der Ritter und Städter behindern will. Wer immer, sei es ein Fürst oder auch ein Beamter des Kaisers, diesen politischen Eigensinn beleidigt, ruft sofort Grimm und Widerstand hervor. Sobald Bischöfe und Aebte, Kaiser und Landherren davon abstehen, lässt man Jeden in Ruhe und Ehren.

Mit einem Wort, es ist im Wesentlichen reichsstädtische Gesinnung, welche das ganze Elsass erfüllt, auch die Gebiete der Fürsten. Vor allem ist es Strassburger Bürgersinn und Bürgerstolz, gegen dessen Einfluss selbst die österreichische Regierung in Ensisheim sich nicht verschliessen konnte. Die Strassburger Bürgerschaft, deren Eigengebiet vier reiche Amtsbezirke umfasste, nahm vom 12. Jahrhundert an im Elsass die breit vorherrschende Stellung ein, welche in den Zeiten der sächsischen und salischen Kaiser dem Strassburger Bischof gehörte.

XII.

Zeitalter der Reformation.

Die reichsstädtische Bedeutung der Elsässer Städte legte sich niemals breiter aus, niemals übte Strassburg als der Hauptort des Oberrheins grösseren Einfluss, als in der Reformationszeit. Doch diese Periode, die etwa 1450 beginnt und 1650 schliesst, hatte ihren eigenthümlichen Inhalt.

Ideen waren es, neue Anschauungen, welche diese Zeit erfüllten und die Menschen neuen kirchlichen und staatlichen Geschichten und Einrichtungen zutrieben. Denn wie ein Buch lag wieder aufgeschlagen vor den erstaunten und gierigen Blicken die geistige Welt des Alterthums, die antike Kunst feierte jubelnd ihre Auferstehung, kühne Schiffsfahrer brachten unerhörte Kunde von Ländern jenseits der Meere, und Alles fühlte sich angeregt zum Forschen und Finden in nächster Umgebung. Dies aber traf zusammen mit den reformatorischen kirchlichen Ideen und Wünschen, die auf den letzten grossen Konzilien unterlagen und, von der Kirche zurückgedrängt, um so leidenschaftlicher das Volk bewegten. Es war ein reiches unruhvolles Leben, wogend und wagend, das in den grossen Städten seine Hauptheerde hatte, ganz besonders freudig aber und kraftvoll sich entwickelte in den Reichsstädten des Elsass. Was man hier dachte

und anfing, pflanzte sofort sich weiter nach Franken, Schwaben und der Schweiz.

Diesmal führte die alte Kaiserpfalz Schlettstadt den Reigen an. Ein Westfale, Ludwig von Dringenberg, hatte schon um 1450 das Schulwesen in dieser Stadt auf gute Grundlagen gestellt. Aus seiner Schule gingen vier ausgezeichnete Schlettstädter hervor, drei grosse Gelehrte, Beatus Rhenanus, welcher die Anfänge der deutschen Geschichte ergründete, Jakob Wimpheling, der geist- und funkensprühende rastlose Humanist, Martin Butzer, ein ebenso praktisch geschickter als energischer Geist, endlich der kaiserliche Sekretär Spiegel. Diese Männer gründeten zunächst in ihrer Vaterstadt eine höhere Schule und ihr Wort und Beispiel rief in andern Elsässer Städten Trieb und Lust des Lernens hervor. Auch das alte römische Seltz, einst ein Lieblingssitz der Kaiserin Adelheid, die sich die Stadt von ihrem Gemahl, dem grossen Otto, schenken liess und hier eine Abtei bauete, blühete später auf als eine Art Ritterakademie. Vor allen aber ragte Strassburg als eine hohe geistige Warte empor, als ein grosser Kultursitz voll treibenden Lebens, wo Alles, was der deutsche Genius erzeugte, begeisterte und üppige Pflege fand. Hier gründete Wimpfeling die erste literarische Gesellschaft, die Schwester der Heidelberger, und eröffnete der Kanonicus Wolff, auch ein Schüler Dringenbergs, sein Haus einem „Symposion von Weisen." Hier predigte Geiler von Kaisersberg, und sein erschütterndes Wort, welches der Werkheiligkeit und allem falschen Schimmer die Maske abriss und auf das Aechte und Wahrhafte in Religion und Leben zurückführte, schallte rheinauf- und rheinabwärts. Hier dichtete Sebastian Brant sein Narrenschiff, das den Zeitgenossen einen lustigen, aber untrüglichen Spiegel vorhielt. Auch er war Strassburger Stadtschreiber und nicht wenig froh, als er dies Ehrenamt gegen eine Professur in Basel vertauschte. Noch andere Volksbücher, die in ganz Deutschland hinausgingen, entstanden

im Elsass, die lehrreichen Erzählungen von Johannes Pauli, der hübsche Kinder-Festkalender von dem Hagenauer Dankrotzheim, die vielgepfefferten Schriften des Strassburger Franziskaners Thomas Murner, in dessen satyrische Ader sich gar viel Gift und Galle mischte. Solche und andere Gelehrte und Schriftsteller fanden in Strassburg viele Gönner, die reich an Geld und Verständniss: die Rathsherren der mächtigen Reichsstadt gehörten zu den Gebildetsten ihrer Zeit.

All' diese Männer warben und arbeiteten mit vollem Herzen für die Verbesserung des Kirchenwesens, allein eben so wenig aus ihrem, wie aus dem Nürnberger Kreise Pirkheimer's, wäre die Reformation hervorgegangen. Für die Süddeutschen war die alte Kirche zu innig mit dem alten Reiche verwachsen, beides umfassten sie mit ehrfürchtiger Liebe und Duldung: norddeutsche Kraft sollte die Axt ergreifen und zu weitschallenden Schlägen ausholen.

Die Strassburger vernahmen aus ihrer Nähe eine Warnung, wie leicht die grosse Aufregung der Geister, die sie alle fühlten und förderten, gefahrvolle Bahnen einschlage. Die Bewegung ging in die Volkstiefen hinein, setzte sich hier aber in die nächsten handhaften irdischen Ziele um. Diese Ziele gingen auf Abwerfung des Druckes, welchen die Geschichte allmählig über die niedern Klassen abgelagert hatte, wie auf Herstellung bürgerlicher Gleichheit, dass alle gleich an Rechten seien, alle gleich frei von Herrendienst und Herrenzins. Nun darf man sich die deutschen Bauern jener Zeit nicht als arme gedrückte Schlucker vorstellen, am wenigsten die Elsässer: sie waren wie die Handwerker in den Städten, die zum grossen Theil gleichen Sinnes mit ihnen, sesshafte Männer voll Kraft und Witz, die wohl wussten, was im deutschen Reiche uralten Rechtes sei. Um so mehr erwogen sie das allmählige Abbröckeln und Untersinken der germanischen Freiheit. Im Oberelsass, wo die Menge der Ritter und Klöster sich aus-

breitete, fühlte manches Dorf jedoch auch schmerzhaften Druck.

In der Gegend von Schlettstadt entstand eine geheime Verschwörung von Bauern und Bürgern, an ihrer Spitze der Reichsstadt Bürgermeister Hans Ulmann. Man kam nächtlich zusammen, und verpflichtete sich mit schweren Eiden, den Frohnden und Zinsen und Zöllen und dem neuen römischen Rechtswesen ein Ende zu bereiten, mit Güte oder mit Gewalt. Erst wollte man sich der Städte bemächtigen, dann mit geeinigter Kraft das gesammte Herrenwesen umstürzen. Zur Fahne wurde ein deutliches Erkennungszeichen erkoren für alles Volk, das zu Fusse reiset und arbeitet. Der gemeine Mann wusste auf der Stelle, was der Bundschuh gegenüber dem Ritter und Patrizier zu Pferde mit Stiefel und Goldsporen bedeute. Die furchtbare Verschwörung verzweigte sich in tiefer Stille weiter und weiter, kam aber zu früh aus, und wurde im Blute erstickt, jedoch nicht ausgerottet. Fürchterlich brach sie hervor, als der Bauernkrieg sich durch ganz Deutschland in wüthender Lohe erhob. Gleich standen im Oberelsass an zwanzig Tausend Bauern bewaffnet im Felde und wählten Anführer. Auf allen Dörfern läutete es Sturm. Unruhig wurde es in den niedern Bürgerschaften: bereits ging Weissenburg zu den Bauern über. Alle Städte geriethen in's Schwanken, nur Strassburg nicht. Der Rath unterhandelte zum Frieden, allein die Wüstheit der Bauern, weintrunken und siegesberauscht, nahm keine Vernunft mehr an. Sie wurden endlich besiegt, nicht durch Elsässer, sondern durch die Kanonen und Reisigen des grimmen Lothringer Herzogs. Man hielt ihnen keine Treue, als wären sie verruchte Ketzer, und erschlug sie wie wilde Thiere zu ungezählten Tausenden. Fortan zogen sich die Fesseln der Hörigkeit eiserner um die unglücklichen Dörfer.

Erfolgreicher, als die soziale, war die kirchliche Bewegung, weil Männer von grossem Willen, von Klarheit

und Stärke des Willens sie leiteten, und weil eine kluge und kraftvolle Regierung sich ihrer annahm. Blitzschnell zündeten in Strassburg Luther's Artikel, die ganze Bürgerschaft war davon wie überwältigt. Man verschlang des kühnen geistgewaltigen Mannes Schriften, und strömte in die Predigten des Meister Mathis, wie man Mathias Zell aus Kaisersberg nannte, der jetzt anfing, sich schlicht und freimüthig über das Unwesen der Geistlichkeit zu ergehen, und aus der Bibel die reine evangelische Lehre darlegte. Bald erhielt er Helfer an dem hochgebildeten Wolfgang Köpfel (Capito), einem Hagenauer Schmiedssohn, am klar blickenden Butzer, einem Küferssohn aus Schlettstadt, an einem andern gelehrten Elsässer Büchlein (Fagius), und an Caspar Hedio aus Baden, der bald ebenso herzlich wie die Andern am geliebten Strassburg hing. Rastlos arbeiteten sie durch Predigten, durch Reisen, durch schriftlichen Verkehr, ihre religiöse Ueberzeugung auszubreiten, und nach Butzers Rath die neu entstehende deutsche Kirche auch sofort in Verfassung und Rechten zu gestalten. Der ihre Thätigkeit aber im Stillen leitete, sie nach innen und aussen vertrat, war wieder einer der vorzüglichen Staatsmänner, deren Schule in Strassburg nicht ausging, Sturm von Sturmeck, der langjährige Ammeister (Bürgermeister). Er und der Stadtrath schirmten erst die evangelische Predigt und Schrift, — dann den deutschen Kirchengesang, für welchen Arm und Reich Lieder dichtete und in Musik setzte, — dann die Priesterehen, — dann das Hereinziehen der Geistlichen in die gemeine Bürgerpflicht, — endlich schloss dieser Stufengang mit einer feierlichen Abstimmung im Rath, deren Ergebniss der Ammeister, indem er aufstand und seinen Hut lüftete, mit den Worten verkündigte: „Bei Schöffen und Rath einer löblichen freien Reichsstadt Strassburg: die Messe ist aberkannt.“ Dieser geschäftsmässigen Veränderung der Religion und Kirche, der heiligsten und ältesten Verfassung, in welcher die Menschen lebten, ohne Fürst und

Waffen, bloss durch den Willen der Gemeinde, machte in ganz Deutschland einen grossen Eindruck, und unberechenbar ist, in welche Weiten das Beispiel der Strassburger wirkte. Auch bei ihnen gab es Religionshass: Sturmeck aber wusste geschickt seine Ausbrüche und allen Tumult zu hindern, kein geringes Verdienst in seiner Zeit und in einer Bürgerschaft voll derben Kraftgefühls und jäher Entschlossenheit, in welcher noch das Andenken nicht erloschen war, wie einst in der ersten wilden Kreuzzugsbegeisterung Tausende von Menschen mit Frauen und Kindern aus den Thoren zogen, und später Waldenser und Juden in Schnelligkeit grossen Einfluss erhielten, dann aber fürchterliche Hinrichtung erfuhren.

Während jedoch die grosse kirchliche Parteiung Deutschland erschütterte, richtete sich der französische Nachbar in die Höhe: jetzt, wenn das deutsche Reich in schweren inneren Krieg zerfalle, dachte er den Rhein zu erobern. Da sollte nun, in einem Augenblick der Verzweiflung, des Reiches stolzeste und treueste Stadt dem Wälschen, wenn auch nicht die Hand, doch einen Finger bieten, ein schweres Unrecht, das schwer gebüsst wurde. Die Strassburger waren dem schmalkaldischen Bunde beigetreten, hatten den Zusammenhalt der protestantischen Fürsten und Städte wesentlich gestärkt, des Kaisers grössten Zorn auf sich geladen. Die Verbündeten warteten bekanntlich zu lange mit dem Angriffe, das Waffenglück wandte sich, Ulm, Augsburg, Frankfurt fielen, die Fürsten wichen aus nach Norden, der geächtete Bundesgeneral Schärtlin von Burtenbach trat zum französischen Könige über. Sollte der Strassburger Stolz sich dem kaiserlichen Sieger unterwerfen, die alte Freiheit der Vaterstadt mitsammt dem Evangelium verderben lassen? Man beschloss endlich, sich mit dem Könige von Frankreich in Verbindung zu setzen, bei ihm einen Rückhalt und des Scheins wegen ein Darlehen von 80,000 Goldgulden zu suchen: dann werde der Kaiser sich be-

denken, ehe er Strassburg zum Aeussersten treibe. Das war der Pariser Politik Wasser auf die Mühle, es erschien ein französischer Gesandter in Strassburg, und hochtönend klang seine Rede von der alten Freiheit der Deutschen und der unerträglichen Tyrannei des Kaisers. Karl V. verstand den Wink, er stellte billige Bedingungen, die Strassburger behielten ihre Verfassung.

Sie mussten sich zum Interim bequemen. Butzer und Büchlein zogen ab in's ferne England, die katholische Geistlichkeit kehrte in das Münster und die Stiftskirchen zurück. Sleidanus, der Strassburger Gesandte, meldete von Trient, alle Hoffnung sei eitel, für die evangelische Lehre etwas vom Konzil zu erreichen. Sie schien verloren. Alles zitterte vor dem Kaiser, der Kurfürsten in's Gefängniss warf. Da erscholl plötzlich die Kunde: Kurfürst Moritz ziehe gegen den Kaiser, sein Verbündeter, König Heinrich von Frankreich, habe Metz und Lothringen erobert, sein Heer stehe schon in den Vogesen, um das Elsass und seine Freiheit gegen den Kaiser zu beschützen. Was thaten nun die Strassburger? In Eile nahmen sie 5000 Kriegsknechte ein, zogen die Kanonen aus den Zeughäusern, und Gross und Klein, Arm und Reich eilte an die Wälle, zu schanzen und zu graben, bis die Festungswerke stark genug erschienen. Schon waren die französischen Gesandten in der Stadt, zwei Herren vom höchsten Adel, und flossen über von den süssesten Worten: „welch' herzliche Zuneigung ihr König zur deutschen Nation habe, wie er nur komme, ihre alte Freiheit zu retten. Unbedingt könnten sie ihm als ihrem treuesten Freunde vertrauen. Nichts als den blossen Durchzug durch ihre Stadt verlange er, um wider den Kaiser als Rächer der deutschen Freiheit zu kämpfen." Die Strassburger schlugen sein Begehren rund ab. Sturmeck und Sleidanus aber gingen als Gesandte nach Zabern, den König zu einem Imbiss auf dem Rathhaus einzuladen, jedoch sei es der Ruhe und Ordnung wegen unerlässlich, dass er nicht

mehr als vierzig Ritter mitbringe. Während der Unterhandlungen um Lebensmittel liess der König plötzlich eine Abtheilung seiner Truppen einen Handstreich machen, um die Festung zu überrumpeln: die Konstabler auf der Schanze aber schliefen nicht, lustig feuerten sie, bis die Franzosen Fersengeld gaben. Der alte Schärtlin warnte: „So wir herein kämen in Strassburg, mit Liebe kämen wir nimmer heraus.“ Die Franzosen waren in übelster Lage. Der Hunger wüthete in ihren Reihen. Das ganze Landvolk war im Aufstand und brannte lieber seine Scheuern nieder, als dass es den Franzosen Korn verkaufte. Die ergrimmten Bauern stachen und schlugen Alles nieder, dessen sie Herr wurden: von zehn Mann, die ausgeschickt wurden, kehrte oft nicht Einer zurück. Der König zog ab. Seines Feldzuges Frucht war ein Frühstück in Strassburg, und der Ruhm, dass er seine Rosse im Rhein getränkt habe. Den rheinischen Kurfürsten aber schrieb er: „Durch seine unermüdlichen Anstrengungen habe er das deutsche Reich wieder aufgerichtet, und damit die neu erstandene Freiheit nicht schmählich wieder verloren gehe, sollten sie mit ihm einen rheinischen Bund errichten.“ Nur der Ausbruch der Religionskriege verhinderte Frankreich, sich wiederholt auf's deutsche Reich zu werfen: allein mitten in ihren Schrecknissen und Gefahren stand die Pariser Politik stets, wie die Magnetnadel im Sturm unverrückt nach Norden weist, auf dem Gedanken, den Rhein und die Kaiserkrone zu erobern.

Die Strassburger aber liessen durch ihren Landsmann Daniel Specklin ihre Stadt neu befestigen. Das Werk gerieth so meisterhaft, dass des Erbauers Name hoch gefeiert wurde, und alle Welt ihn haben wollte, um Festungen zu bauen. Wo es ein weltberühmtes Trutzwerk gab, in Malta, in Gibraltar, ja im afrikanischen Tanger, sollte der kunstreiche Elsässer es gebauet haben. Erst als Specklin 1589 starb, erschien sein epochemachendes Werk „Architektura

von Festungswerken“, und es wäre wohl an der Zeit, gelegentlich einmal das Verhältniss zwischen ihm und Vauban näher aufzuklären. Der Franzose hat ja einmal einen Vortheil, welchen wir ihm lassen müssen. Sein Volk hat die leichte schöne Geselligkeit ausgebildet, und was in seiner Sprache geschrieben ist, wird sofort Gemeingut der ganzen gebildeten Welt, und behält den französischen Anstrich, gleichviel wo die Quellen lagen.

Noch andere berühmte Männer fanden damals in Strassburg ihre Heimath. An der aufblühenden Hochschule glänzte der grosse Rechtsgelehrte Philipson aus Sleida in der Eifel, genannt Sleidanus, der unter Sturmeck's Förderung den Stoff und den Geist fand für sein Werk über den schmalkaldischen Krieg. Unser bester Satyriker Johann Fischart mochte lieber in Strassburg, als in seiner Vaterstadt Mainz, seine vielen witz- und wortgetränkten Bücher aussinnen. Dort ruhete auch, neben seinem Gesinnungsgenossen Schwenkfeld, der Wiedertäufer Sebastian Frank, der Verfasser des trefflichen Buchs „Chronika Zeitbuch und Geschichtsbibel“ und der „Schöne weise herrliche Clugreden und Hofsprüche“, von seinen vielen Verfolgungen aus. Calvin lehrte und lernte ebenfalls in Strassburg, jedoch nicht die edlen Grundsätze der Duldung und Humanität, durch welche sich dieses Gemeinwesen leuchtend hervorthat. Wer aus der Heimath flüchtete und kein gemeiner Verbrecher war, der vornehme wie der geringe Mann, konnte in Strassburg ein neues Leben beginnen. Diese Stadt war die grosse protestantische Freistätte für alle Länder diesseits und jenseits des Rheins. Für den armen und kranken Flüchtling aber sorgten Hospitäler, in welchen Fremde das Jahr über zu Tausenden Herberge fanden.

Dasselbe Prinzip der Duldung und der Rechtsachtung bewirkte, dass die Strassburger Niemand ihre religiöse Ueberzeugung aufdrängten. Im Oberelsass hielt die österreichische Herrschaft mit blutiger Strenge die Reformation

nieder: deren Vertreter wurden, gleichsam als die schädlichsten Männer des Aufruhrs, einer nach dem andern dem Henker überliefert. Dadurch sahen sich die Bischöfe von Strassburg, Speyer, Basel und mehrere weltliche Reichsfürsten unterstützt zu gleichem Streben. Das Elsass behielt eine kirchlich sehr gemischte Bevölkerung. In Strassburg einigte man sich 1561 dahin, dass die Protestanten wieder in den Dom und in die alte und neue Peterskirche einzogen, die katholische Geistlichkeit aber deren Einkünfte behielt, obwohl fast die ganze Stadt lutherisch war. In Neuweiler ging die uralte Stiftskirche in Theilung: die vierzehn Kanonici behielten den Chor, die Protestanten das Schiff, zwischen beiden wurde eine Mauer gezogen.

Die deutschen Heere, welche den Huguenotten zu Hülfe zogen, sammelten sich im Elsass und brachten dem Lande wiederholt arge Verheerung. Im Volk selbst loderte nur am Schlusse des Jahrhunderts noch einmal die Kriegsflamme um der Religion willen empor. Es galt gegen den Kardinal von Guise die protestantischen Domherren zu schützen, die einen fünfzehnjährigen Brandenburger Prinzen, der gerade in Strassburg studirte, zum Gegenbischof kürten. Der Brandenburger liess zuletzt sich abkaufen, der Lothringer begütigte die Strassburger mit Privilegien und Gebietsvermehrung, und die Protestanten behielten ihre Dompräbenden. Auch der Jülich'sche Erbfolgekrieg liess das Elsass schwere Kriegsleiden kosten.

Im Grossen und Ganzen herrschte jedoch seit dem schmalkaldischen Kriege an die siebenzig Jahre Frieden im deutschen Reiche, eine lange und gedeihliche Zeit, die noch nicht genug gewürdigt wird. Dass aber der Frieden waltete, dass, wo sich Aerger und Zwiespalt erhub, die Sache auf endlosen Reichs- und Städte- und Fürstentagen wieder ausgeglichen wurde, darum hat das Strassburger freie und starke Gemeinwesen sich ein schönes Verdienst erworben.

XIII.

Erste französische Verwaltung.

Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schrieb der vielkundige und beredte Sebastian Münster, der von seiner Professur im nahen Basel sich gewiss öfter im schönen Elsass erholte, in seiner Cosmographie Folgendes:

„Wie fruchtbar das Elsass sei, magst du daraus merken, dass in dem engen Begriff alle Jahr ein solch gross Gut von Wein und Korn gefällt, dass nicht allein davon seine Einwohner, deren trefflich viel sind, zu leben haben, sondern man führt daraus mit Schiff und mit Wägen den köstlichen Wein in Schweizerland, Schwabenland, Bayerland, Niederland und in England. Im Sundgau, ja im ganzen Elsass auf der Ebene wächst ein gross Gut von Korn, davon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben. An dem Berg kocht sich der gute Wein, und auf der Ebene wächst das Korn und viel fruchtbarer Bäum. Man findet auch ganze Wälder mit Kastanienbäumen in den Bergen. Dazu weiss man wohl, wie so gross Gut jährlich an Silber in dem Leberthal gegraben wird. Es sind da nicht weniger dann dreissig Silbergruben, die haben alle ihre besondere Namen. Weiter, was köstlicher Weide in diesem Gebirg gefunden wird, zeigen an die gute Münsterkäse, so man daraus bringt,

und dass ich es mit kurzen Worten sage: es ist in dem ganzen deutschen Lande keine Gegend, die diesem Elsass möchte verglichen werden. Man findet wohl Länder in Deutschland, da besser Wein wächst, der sich dem Elsässer vergleicht, sie haben aber nicht dabei solchen vollen Brodkasten und lustige Obstgärten, wie das Elsass, denn in diesem Lande findest du im Gebirg kein Ort, das nicht erbauet sei mit Flecken, Weingärten oder Aeckern. Aber am Rheine ist es an manchen Orten sumpfig, hat daselbst gute Weide für das Vieh. Dies Land ist also wohl mit menschlichen Wohnungen erbaut, dass darin sechsundvierzig Städte und Städtlein, die alle ummauert sind, gefunden werden, und funfzig Schlösser auf den Bergen und in der Ebene gebaut. Der Dörfer aber und Weiler ist keine Zahl. Das arbeitsame Volk, so darinnen ist, verzecht gemeiniglich all sein Gut, spart nicht in Zukunft, und darum, wenn etwa durch Reif, Kälte oder Krieg ein Unfall in Wein oder das Korn kommt, leiden sie Mangel und schwere Theuerung. Doch hilft man den Armen und streckt ihnen vor von dem gemeinen Speicher oder Kasten. Man findet nicht einerlei, sondern mancherlei Volk in diesem Land. Aus Schwaben, Bayern, Burgund und Lothringen laufen sie herein und kommen selten wieder heraus. Die Schwaben werden am meisten da gefunden. Man lässt Jedermann darin sitzen, der das Erdreich will helfen bauen."

Wie hatte sich das Alles verändert im dreissigjährigen Kriege! Das schwere Schicksal, das so lange finster drohend über unserm Vaterlande hing, dem jeder redliche Mann mit all seines Herzens Kräften vorzubauen strebte, hatte sich endlich gesenkt. Weit und breit ergossen sich die Ströme der Verwüstung, immer wüthender wälzten sich die feurigen Wogen daher und vertilgten Leben und Wohnungen der Menschen. Wer in diesem Jahr in Frankreich gewesen, hat schaudernd in innerster Seele Elend gesehen: in Deutschland erneuete es sich ein Menschenalter hindurch mit jedem Jahr.

Im korn- und männerreichen Elsass herbergten und schlugen sich aller Völker Heere am liebsten, das Plündern und Einäschern hörte nimmer auf. Weissenburg hatte zuletzt noch 140, Schlettstadt noch 150 Bürger. Im oberelsässischen Ritterland stand Burg an Burg nur noch als Ruine und reckte die ausgebrannten Thürme in die Luft. Fast anderthalb hundert Dörfer waren verschwunden, Gebüsch stand auf ihren Feldern. Der Hunger trieb elende Leute Nachts auf die Kirchhöfe, frische Leichen auszugraben. Die Strassburger Klugheit erwies auch jetzt sich wieder: die Stadt litt im Verhältniss am wenigsten. Was aber besonders traurig, ein genialer deutscher Fürst hatte im französischen Sold mit deutschen Waffen das Elsass erobert und musste den Franzosen sein Heer, seine Eroberung, und vielleicht, als er zu gefährlich wurde, auch sein Leben lassen. Mit den Schätzen in der Habsburger Legestadt Thann war es vorbei, und es wurde dem Kaiser in Wien nicht so schwer, nach zweijährigen Verhandlungen auf das Land seiner Ahnen zu verzichten. Man glaubte, das Elsass lasse sich nimmer wieder herstellen. Der Kaiser nahm drei Millionen Livres Entschädigung für des Erzherzogs Leopold Söhne und trat Alles ab, was er in seinem und des Reiches Namen im Elsass besass, die Landgrafschaft im obern und untern Elsass nebst dem Sundgau und der Stadt Breisach, sowie die Landvogtei über die zehn Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weissenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Rossheim, Münster und Thüringheim.

Die erste französische Zeit war schwer und bedrängt. Der Kaiser hatte dem König nur zweierlei abgegeben, die erblichen Besitzungen des Hauses Oesterreich, welche man als Landgrafschaft im Oberelsass und Sundgau bezeichnete, und das landvogteiliche Recht über die zehn Reichsstädte, mit ihren zweiundvierzig Dörfern, das er als Reichsoberhaupt übte. Mit der Vogtei über die Reichsstädte hatte König Rudolf von Habsburg die Landgrafschaft im untern

Elsass vereinigt, die jedoch nur noch wenige Reste von alten Reichsrechten und Einkünften umfasste. Ausdrücklich war im westfälischen Frieden bestimmt, dass in ihrer bisherigen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit verblieben sowohl Strassburg und die zehn andern Reichsstädte, ferner die Bischöfe von Strassburg und Basel, die Aebte von Murbach, Ludern und St. Gregori, die Aebtissin zu Andlau, die Pfalzgrafen von Veldentz, Zweibrücken und Lützelstein, die Grafen und Herren von Hanau, Fleckenstein, Oberstein, endlich all die zahlreichen Reichsritter. Die Elsässer, voll Stolz und deutscher Derbheit, empfanden es als tiefe Schmach, unter wälsches Regiment zu kommen. Besonders in den Reichsstädten, bei den Reichsrittern, noch mehr bei den Protestanten, war dieses bittere demüthigende Gefühl allverbreitet. Sie vor allen traf der Hass des Despoten. Ludwig XIV. trat die freien Reichsbürger unter seine Füsse, liess ihre Geschütze von den Wällen abfahren, ihre Mauern und Thürme niederreissen, und stiess die flehenden Abgeordneten von seinem Angesichte. Die armen Spiessbürger! Sie wagten es noch, sich darauf zu berufen, dass der Landvogt von Hagenau ein blosser Beamter des deutschen Reichs und nicht ihr Herr und König gewesen. Ihre Häuser und Strassen wurden ihnen eingeäschert, damit sie verstehen lernten: Recht sei fortan des Königs Belieben, und wer sich widersetzte, ein nichtswürdiger Rebell. Die Elsässer Reichsritter aber begriffen nun mit innerem Bangen, was es bedeute, wenn der König verlange, ihr Schutzherr zu sein.

Alsbald begannen seine Reunionskammern zu Dornik (Tournai) für die Niederlande, zu Metz für Lothringen, zu Breisach für Elsass, zu Bisantz (Besançon) für Burgund zu spielen. Mit räuberischer Hand hatten die französischen Generale die Archive ausgeleert, wohin sie nur kamen. Nichts war leichter, als unter den alten zusammengeplünderten Urkunden ein vergilbtes Pergament zu finden, wel-

ches noch aus früheren vergessenen Jahrhunderten stammte, und Zeugniss gab, dass damals ein jetzt französischer Bischof oder Herzog Lehensansprüche gehabt auf deutsche Herrschaften, Städte, und Fürstenthümer. Man griff zurück auf Vogteirechte und Gerichtsbarkeiten, von denen kein Mensch mehr wusste, denn sie waren im langen stillen Wechsel der Jahrhunderte erblichen und verschollen. Schwerer aber war es, den Gegenbeweis zu bringen, dass solche ehemalige Rechtsverhältnisse durch Vertrag oder Reichsgesetz zu Grunde gegangen. Ganz Luxemburg, ganz Saarbrücken, Zweibrücken, Veldenz, Sponheim, alle Ortschaften und Herrschaften im Elsass, auch Mömpelgard, wurden als französische Lehen erklärt. Das ganze Unternehmen schien eine juristische Tollheit, — was ihr aber auf dem Fusse folgte, gab handgreifliche Klarheit. Die Grafen und Herren und Städte wurden vorgeladen, dem Gerichtsspruch gemäss dem Könige zu huldigen: gehorchten sie nicht, so standen Executionstruppen bereit, „der Rebellen“ Stadt und Land zu besetzen.

Jammer und Klagen erfüllten den Reichstag zu Regensburg. Schon ergingen von Frankreich Staatsschriften, welche erklärten: der grösste Theil Deutschlands sei rechtmässiges Erbe der französischen Könige. Die Franzosen waren im Glück, und das Unverschämteste schien ihnen ganz recht und natürlich. Es gibt solche Naturen, welche bei Glückeslächeln gleich unermessliche Zuversicht erfüllt, so dass sie das Glorreichste von sich selbst verkünden. Der Grund ist heisses Blut und phantastische Eitelkeit. Die alten Gallier waren eben so, und wer jemals mit dem Franzosenvolk lebte, dem theilte sich diese Neigung mit. Dagegen hilft nichts, als für Kinder die Ruthe und für Männer das Schwert. Die deutschen Fürsten aber waren in jener Zeit keine Männer des Schwerts: sie wollten, wie ein Aufruf in Regensburg sagte, lieber Hühner sein mit dem Hahn, als Adler unter dem Adler. Während sie mit den französischen Gesandten zu einem Kongress um Abhülfe

zusammenkamen, geschah das Allerfrechste. Strassburg wurde weggenommen, seinen Reichsbürgern in französischer und lateinischer Sprache der Eid vorgelesen, welchen sie dem König schwören mussten. Verzweifelnd blickten sie nach dem Helfer aus. Es kam keiner. Wie eine schwere lähmende Krankheit lag es auf dem deutschen Volke. Zwei Jahre nach Strassburgs Fall wurde Wien von türkischen Horden umlagert. Die meisten deutschen Fürsten waren froh, als endlich im Ryswicker Frieden (1697) die Reunionskammern ihre fernere Thätigkeit einstellten. Das Meiste, was sie geraubt hatten, und damit die Oberherrschaft über das ganze Elsass, verblieb der französischen Krone. Noch nicht eine Viertelmillion Elsässer hatte der westfälische Friede an Frankreich überliefert, durch die Reunionskammern und ihr Gefolge aber hatte es mehr als das Doppelte gewonnen.

Als der Ryswicker Friede am 30. Oktober sollte unterzeichnet werden, gelang es der List und Frechheit der französischen Unterhändler, noch in der letzten Nacht den Artikel hinein zu bringen: die katholische Religion solle in allen reunirten Ortschaften im dermaligen Zustande bleiben. Das bezog sich auf etwa 2000 Ortschaften. Den erhabenen Strassburger Dom hatten die Protestanten gleich nach dem Fall ihrer Vaterstadt räumen müssen: das aber war noch das Geringste. Sofort begann im ganzen Elsass eine Gegenreformation, deren Mittel und Hebel an die englischen Tyrannen Irlands erinnern. Von 1680 an mussten alle Stellen bei den Aemtern und Schultheissen auf dem Lande, selbst ihre Schreiberstellen, mit Katholiken besetzt werden. Sogar in den ganz protestantischen Städten und Dörfern sollten die Magistrate, Stadträthe und Gerichte wenigstens zur Hälfte katholisch sein. Wer sich vom Protestantismus bekehrte, erhielt auf drei Jahre Freiheit von Steuern, Einquartirung, und Schuldklagen. Wuchs die Zahl der Katholiken in einem Ort nur auf sieben Familien, so musste

man ihnen den Chor der Kirche abtreten. Uneheliche Kinder fielen der katholischen Kirche anheim, gemischte Ehen durften nicht stattfinden, die protestantischen Konsistorien keine Ehe mehr scheiden. Im Jahr 1727 wurde selbst in das Direktorium der Reichsritter jedem Protestanten, und in allen katholischen Ortschaften jedem Pächter, wenn er die Glaubenseinheit trübte, der Eintritt verboten. Als Ludwig XIV. durch einen türkischen Streich, wie Leibnitz ihn nannte, sich Strassburgs bemächtigte, versammelten sich die Protestanten zum letztenmal im Münster, und sangen: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!“ Die französische Regierung gab ihnen noch öfter Anlass, diesen Psalm zu singen. Man begann bereits mit Dragonaden, die protestantischen Prediger wurden aus mehreren Dörfern ausgetrieben, die Schulen geschlossen, die Kirchen katholisch gemacht. Die Ausdehnung dieser Maassregeln wurde nur durch die Nähe Deutschlands verhindert. Um so eifriger donnerten im Münster die vorgeschriebenen Bekehrungspredigten der Jesuiten, deren Akademie von Molsheim nach Strassburg verlegt wurde, um der protestantischen Hochschule ein Gegengewicht zu bilden.

Die deutsche mittelalterliche Weise, das Land einzutheilen und zu verwalten, blieb bestehen; jedoch sorgte die französische Regierung, dass sie durch ein neues Beamtennetz, welches sich leise und unscheinbar über das ganze Land ausdehnte, dasselbe fest in ihrer Gewalt behielt. Des Königs Statthalter war der Gouverneur, stets ein fürstlicher Herr aus altfranzösischem Adel, der in dieser einen Provinz ein Heer von nicht weniger als 24,000 Mann befehligte, welches sie gleichsam stets unter militärischer Zucht hielt. Die alte deutsche Neigung, des Landsknechts Spiess auf die Schulter zu nehmen, wurde möglichst begünstigt, damit die Elsässer Regimenter stets nach dem Innern Frankreichs Ueberschuss abgeben konnten. Für Justiz, Polizei und Steuern war ein Intendant da, welcher

die Gliederung der Landreiter kommandirte, die als Polizeileute durchs ganze Land vertheilt waren. Dem obersten Gerichtshof zu Kolmar, welcher der hohe königliche Rath hiess, war alles Gericht unterthan; er kassirte die Urtheile, welche in Paris nicht gefielen. Des Königs Prätor, der in Strassburg an den Magistratssitzungen theilnahm, sorgte schon dafür, dass nichts vorkam, was wider des Königs Interesse schien. Von Steuern war die Stadt frei: die „freiwilligen Geschenke“ aber erreichten allmählig eine artige Höhe. Als der Nymweger Friede Frankreichs Elsässer Besitz stillschweigend bestätigte, betrugen die gesammten Steuern nur 70,000 Livres; nach und nach wusste man sie in einer Provinz, welche 70 grosse und kleine Städte mit reichen Leuten zählte, auf 4 Millionen zu bringen.

Im Uebrigen behielt Alles sein deutsches Aussehen, sein Recht und Herkommen, und seine mittelalterlichen Einrichtungen. Die Bischöfe und Reichsäbte, die ehemaligen Reichsritter, Reichsstädte und Reichsdörfer, sowie die fürstlichen Herren von Zweibrücken, Hessen-Darmstadt und Württemberg, Leiningen u. s. w., verwalteten ihre Besitzungen in der alten gemüthlichen und etwas hölzernen Weise, die Keinen mit neuen Dingen behelligte, und Allen Musse liess, ihr Hab und Gut behaglich zu geniessen. Vorübergehende Kriegsnoth abgerechnet, gehörte das Elsass bei seinem natürlichen Reichthum und der Frohlebigkeit seiner Bewohner zu den glücklichsten Ländern.

Die Städter und Bauern konnten leicht ihre Steuern und Frohnen tragen. Das Land war nicht übervölkert, und die französische Regierung sorgte, dass es seinen Ueberfluss abführen konnte. Elsass, Lothringen und Hochburgund bildeten ihr eigenes besonderes Zollgebiet. Die zahllose Menge der Zwischenzölle, die im alten deutschen Reich noch den Handel lähmte, war gefallen. Kanäle wurden gezogen und gute feste Landstrassen erbaut, was in vielen Gegenden Deutschlands noch unerhört war, und die Land-

reiter säuberten sie vom Gesindel. Die Regierung führte den Anbau von Tabak, Krapp und anderen Handelsgewächsen ein, auch der Weinbau machte wieder Fortschritte. Um die vielen Ländereien, die noch vom dreissigjährigen Kriege her wüst lagen, wieder in Anbau zu bringen, wurde kurzweg befohlen: der Eigenthümer solle sie in drei Monaten beackern und besäen, oder jeder Fremde habe das Recht, sie zwölf Jahre lang für sich zu brauchen. Neue Ansiedler erhielten sechs Jahre Steuerfreiheit, und konnten sich Bauholz nach Belieben schlagen. Da kam eine Menge Franzosen herein gewandert, besonders im Oberelsass: der deutsche Bauer duldete sie, ging aber mit keinem Wälschen um.

Auch die Strassburger Hochschule, zu welcher Sturm von Sturmeck den Grund gelegt und Kaiser Max II. die Universitäts-Bulle geschickt hatte, fand bei der französischen Regierung wiederholt Pflege und Förderung. Es freuete in Paris, dass Frankreichs deutsche Universität so hoch in Blüthe und Ansehen stand. Wie einst Guttenberg nach Strassburg gekommen, um Verständniss und Förderung für seine Lebensaufgabe zu finden, so wurden alte und junge Leute von dem Rufe der neuen Lehr-Anstalten angezogen, welche man für Natur- und Arznei-Wissenschaften in Strassburg errichtete. An dieser protestantischen Hochschule lehrte und sprach Alles deutsch, ebenso an den protestantischen Gymnasien zu Strassburg und Buchsweiler, während die Jesuitenschulen das Französische in Sprache und Einrichtung möglichst vorzogen. Eine Reihe berühmter deutscher Professoren zierte die Elsässer Universität, vor allen Schöpflin, der Vielkundige und Viellehrende, — Schilter und Scherz, die mit Schöpflin die deutsche Vergangenheit voll ernsten Eifers ergründeten, — dann Schöpflins Schüler in der Geschichte, Oberlin, Lorenz, Koch, — die Philologen Schweighäuser und Brunck, — die Naturforscher Hermann und der Ammeister von Dietrich, — der Mathematiker

Herrenschneider, und noch mehrere Andere. Wir verdanken dem Elsass auch einen nationalen Sittenschilderer wie Moscherosch, einen Erneuerer des innern religiösen Lebens wie Spener, und einen Dichter voll der körnigen Laune wie Pfeffel.

Damals strahlte auch das Strassburger Domkapitel noch in einer Art von fürstlichem Glanze, und reiche Elsässer Herren fand man in allen Bädern am Rhein. Im Unterelsass hatten sich noch 32 Häupter aus der sogenannten unmittelbaren Ritterschaft erhalten. Ihrem Verband konnte die französische Regierung noch 19 neue einschreiben, während sie die 15 ritterschaftlichen Herren des Oberelsasses um nicht weniger als 23 vermehrte, die zum grössten Theil aus Frankreich herüber siedelten. In Allem besass die Ritterschaft eine Stadt und 90 Dörfer, dazu 200 Schlossstätten, die jedoch seit dem dreissigjährigen Kriege fast sämmtlich nur alte Ruinen zeigten.

In Strassburg, welches sein schönes Landgebiet, die vier Aemter, behielt, und den übrigen Städten blieb das ganze mittelalterliche Verfassungsgerüste bestehen. Hochmüthig schritt einher, was von Patrizierart stammte. Die Zünfte aber hielten streng auf ihre alten Bänne und Gesetze. Man unterschied Altbürger, Neubürger, Schirmer (Schutzsassen), und spöttelte über die „hergelaufenen" französischen Beamten, die in Menge sich einwöhnten, nimmermehr aber bürgerrechtswürdig erschienen. Diese hatten die Macht in Händen, siedelten sich überall, besonders in Kolmar, der Stadt des höchsten Gerichtshofes, gerne an, wussten in kurzer Zeit reich zu werden, und entfalteten das liebenswürdigste Benehmen. Gleichwohl blieb eine tiefe Kluft zwischen ihnen und ihren Kindern und den Elsässern bestehen. Man schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn eine vornehme Elsässerin sich entschloss, einen Franzosen zu heirathen. Ueberhaupt rieb und nagte gern die französische Verwaltung unaufhörlich an allen scharfen Ecken des deutschen Volks-

thums, vermochte aber nichts über seinen inneren Kern. Die Elsässer blickten stets über den Rhein und nicht hinter sich über die Vogesen. Die alten Volkslieder, Sitten und Aufzüge waren des Volkes Freude, deutsche Sprache, deutsche Geschichte und Literatur fand gerade im Elsass liebevolle Pflege, und während die alte Zunftstube der Meistersänger, „Zur Laterne" genannt, noch fröhlich in Strassburg beisammen war, bildete sich hier bereits einer der ersten deutschen Sprachvereine, „die aufrichtige Tannengesellschaft."

Die Strassburger betitelten ihre alte Reichsstadt noch immer als „souveräne Republik", und der eigenthümliche Stolz der Elsässer gefiel sich jetzt darin, dass sie so viele alte Freiheits- und Ehrenrechte hätten, die dem Franzosenvolke fehlten, und als die Revolution die ersten Fesseln sprengte, da hatten sie keine dringenderen Wünsche, als die Wiederherstellung ihrer provinziellen Selbständigkeit, der freien Wahl von Vertretern der Provinz und der Gemeinden, der Freiheit der Bürgersöhne vom Militärzwang, Wegfall jeder Belästigung ihrer alten Gerichtsbarkeit, ihres alten Zunftwesens, ihrer alten Finanzverwaltung.

Bei alledem konnte sich auch das Elsass der Zeitrichtung nicht entziehen. Es liegt über dem vorigen Jahrhundert etwas wie leiser Modergeruch. Städte und Dörfer waren bedeckt mit mittelalterlichen Einrichtungen, die innerlich morsch und faul waren. Langsam neigten sie sich zum Fall, und hauchten eine dumpfe Luft aus, dass jeder kräftige Mensch die Sehnsucht fühlte, einmal einen recht frischen Athemzug zu thun. An allen Ecken in der verwickelten Enge alter Gerüste und Vorurtheile gehemmt und gestossen, schwangen sich die Geister in die Freiheit der Ideen, und träumten von seligen Naturzuständen mit unschuldigem natürlichem Recht und allgemeiner Gotteskirche.

Bei den gebildeten Elsässern machte sich dieses un-

behagliche Gefühl stärker und widerwärtiger, ja peinlicher geltend, als irgendwo im ganzen deutschen Reich. Der Grund lag in der Zwitterstellung von Land, und Leuten. Politisch an Frankreich gefesselt, geärgert durch wälschen Uebermuth, fanden sie in der Regierung einer Maintenon, Pompadour, Dubarry durchaus Nichts, was anziehen und erheben mochte. Die kleinlichen Tücken um der Religion willen hörten ebenso wenig auf, als die Schwindeleien französischer Beamten, die sich rasch zu bereichern trachteten. Was aber hatte Deutschland den Elsässern zu bieten? Aus Schwäche hatte das Reich sie den Wälschen überliefert, und diese hörten nicht auf, über seine Ohnmacht und Zerrissenheit zu spotten. Ganz Europa aber lag in den Banden der französischen Literatur und des Geschmacks von Versailles. Wie sonnige Erquickung erschienen in deutscher Ferne die Gestalten von Friedrich dem Grossen, Maria Theresia und Kaiser Joseph. Nur aus des Letztern Umgebung, und nur einmal, kam eine dunkle Sage herüber: der Kaiser denke daran, nicht nur Strassburg, sondern auch Lyon wieder zu erobern. Die Sage verscholl, und die Elsässer wussten sich wieder Frankreich einverleibt auf immerdar. Aber gerade desshalb erschien ihnen die Verschrobenheit und Unnatur ihrer politischen und sozialen Einrichtungen um so auffälliger. Bestimmung und Privilegien all der Reichsfürsten, Reichsäbte, Reichsstädte, Reichsritter wurzelten im heiligen römischen Reiche deutscher Nation: sie hatten aber mit diesem Reiche gar nichts mehr zu thun, sie waren an die Franzosen gefesselt, welchen all die vielästige Reichsherrlichkeit ebenso lächerlich als unverständlich erschien. Weil das deutsche Gemüth immer etwas haben muss, was seine Lage verklärt, so fingen die Elsässer Gelehrten in ihrer Verzweiflung an celtisch zu studiren, und sich in eine Zeit zu vertiefen, wo Deutsch und Französisch noch nicht geschieden waren.

XIV.

Goethe's Strassburger Zeit.

Als der junge Goethe — es sind gerade hundert Jahre her — in Strassburg studirte, war in den Elsässer Städten und Dörfern fast Alles noch so deutsch wie in Frankfurt oder Rüdesheim. Die volksthümliche Gewöhnung war übermächtig, und das Französische hatte noch gar grosse Scheu vor diesem kernfesten Stück Deutschland, und fasste den Gedanken nicht, es verwälschen zu wollen.

„Elsass war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als dass nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann." So war damals nach Goethe's Schilderung noch die Stimmung der Strassburger. Auch gab es neben dem Landvolk, das in seiner deutschen Natur unverwüstlich, und neben dem Bürgerstand, der noch in reichsstädtischen Ansichten feststand, noch eine Anzahl fürstlicher Gebietsherren, wie die Wittelsbacher von Rap-

poltstein, die Hessen-Darmstädter von Hanau-Lichtenberg, die Leiningen und andere, welche mit dem deutschen Reich auf das Engste zusammenhingen. Elsass gehörte noch zu Deutschland, bloss äusserlich war es Frankreich angeheftet. Für seine Verwaltung bestand noch eine besondere deutsche Kanzlei in Versailles.

Vor Augen hatte man stets die andere Seite des Rheinthals, das tägliche Gespräch erging sich über diessrheinisch und überrheinisch. Beide Thalhälften gehörten nun einmal zusammen wie die duftenden Hälften einer köstlichen Aprikose. Goethe selbst schrieb nicht anders, als dass die berühmte Zaberner Steige, welche über die Vogesen führt, erst den Eingang in das französische Königreich eröffne. Und gar behaglich, durchaus deutsch anmuthend, schildert er, wie die hübschen Bürgermädchen in Strassburg, selbst in einigen vornehmeren Familien, ihre deutsche Landestracht mit der französischen nicht vertauschen wollten, wie die Strassburger leidenschaftliche Spaziergänger waren, wie man an keinem der unzähligen Lustörter vorbeischlenderte, ohne einen fröhlichen Haufen bei Musik und Walzer zu finden, wie die Pfänderspiele und das Lachen und Jubeln des jungen Volks anfingen, wenn das Tanzen aufhörte. Seitdem ist die deutsche Freudigkeit an Natur und Menschen im Elsass bedeutend kälter geworden. Es siedelte sich dafür der französische trockene Geschäftsernst an, der auf praktischen Gewinn gerichtete Hab- und Ehrtrieb, welcher schon damals Goethe in Strassburg belehrte: er müsse in der Rechtswissenschaft seine vielen Ideen zu Hause lassen, und sich bloss an das Gegebene und Nothwendige halten. Wo gäbe es jetzt in Strassburg, obgleich die Tischgesellschaften unter jungen Leuten noch wie früher bestehen, eine so fröhliche und geistig angeregte Genossenschaft von Studenten, wie Goethe sie mit seinem Lerse und Weyland, Engelbach, Jung-Stilling und den Andern bildete? Professoren aber, wie Schöpfler, Lobstein, Oberlin, Koch, müsste man bald mit der Laterne

suchen. Nur die Neigung zum scharfen Spott, zur bittern Lauge, mit welcher damals die Strassburger den Pariser Hof und die Minister übergossen, dauert wohl noch unverändert fort, und wird sich jetzt mehr in östlicher Richtung äussern.

Goethe war bei seiner Ankunft in Strassburg kaum im Gasthof abgestiegen, als er schon zum Münster eilte, und von der Plattform des Thurms die ansehnliche Stadt überschaute, die weit umher liegenden mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, die, dem Laufe des Rhein's folgend, die Ufer, Inseln und Werder schmückt und hervorhebt, und all' die reizende Abwechslung von Wald und Wiese und tiefem Thalgrund und Gebirge. „Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Maierhöfe bezeichnet, und eine solche grosse und unübersehliche wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begränzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

Seine Vorahnung trog ihn nicht. Er erlebte hier die erste reine Liebe, gegen deren himmlisches Glück doch Alles, was das Leben später bringt, Ruhm und Reichthum und der Anblick des Schönsten und Herrlichsten auf der ganzen Welt, nimmermehr Ersatz bietet. Jedes Wort, das Goethe von dem lieblichen zarten Kinde zu Sesenheim, das mit seiner fröhlichen friedensstillen Seele Alles so bald in's Leichte und Gleiche brachte, geschrieben, floss ihm aus tiefstem Herzen. Noch jetzt ist ein süsser wohlthuender Zauber in seiner Schilderung, es weht darüber hin die

leichte lichte Rheinluft, das heitere Himmelsblau, das am Oberrhein so hoch und strahlend sich wölbt.

„Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu geniessen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte." Ja, das ist das herrliche Land am Oberrhein. Jeden muthet es an in dieser Schilderung, der einmal dort ein paar Tage glücklich gewesen.

Wer aber könnte verkennen, dass in Goethe's Strassburger Zeit edle und mächtige Antriebe entstanden, welche in Literatur und Leben unseres Volkes zu bedeutenden Erfolgen gediehen!

Hier, als sein junges männliches Herz die Seligkeit ächter Liebe erfüllte, lehrte sie ihn dichten, süss und lauter und ungekünstelt, wie innere Melodie und Drang ihm geboten. Hier trafen ihn Herders grimmberedte Worte, die alles falsche Schimmerwerk zusammenrissen und ihn gleichsam hinstiessen auf Natur und Wahrheit. Herder wollte in Strassburg durch berühmte Professoren sich von einem hässlichen Augenfehler operiren lassen, ihm winkte in der Ferne ein geliebtes Mädchen, von welchem er mit unverzerrtem Gesichte das Jawort zu holen dachte. Die schmerzhafte Kur gelang nicht, und sein verbittertes Gemüth ergoss sich mit unbarmherzigem Spott über Goethe's poetische Anfänge, die sich noch vor Boileau fürchteten. Goethe

ertrug Herders gallige Redeströme in Geduld und Hoffnung sie waren ihm wie ein heilsames Bad, denn es ging ihm dabei die freudige Erkenntniss Dessen auf, was ewig schön und wahr bleibt.

Nun verstand er vollends das hochgewaltige Gedicht, das in Stein täglich vor ihn stand, den Münster, der täglich ihn wieder anreizte zum Beobachten, Messen, und Nachdenken. Unter Tadlern der gothischen Baukunst war Goethe aufgewachsen, wie er erzählt, und hatte seine Abneigung gegen die vielfach überladenen verworrenen Zierrathen genährt, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Charakter ihm höchst widerwärtig machten. Jetzt aber glaubte er eine neue Offenbarung zu erblicken, er erkannte, dass im Strassburger Dom das Erhabene, ja das Ungeheure mit dem Gefälligen in Bund getreten war. Nun horchte er auch auf Oberlin, der ihn zu den Denkmalen des Mittelalters hinwies und mit ihren Resten und Ruinen, Siegeln und Dokumenten bekannt machte, es sogar wagte, ihm Neigung zu den alten deutschen Minnesängern einzuflössen.

Zwei mächtige Gestalten, die den Jünglingen und Männern unserer Nation so vertraut werden sollten, als wären sie Familiengenossen, — der Götz und der Faust — senkten sich während seiner Strassburger Zeit tief und tiefer in Geist und Seele ein, um daraus in köstlicher und tiefsinniger Dichtung emporzublühen.

Warum aber war hier die erste Heimath dieser poetischen Gebilde? Warum nicht in Leipzig oder Frankfurt, die ja auch noch mittelalterliche Anregung in Hülle und Fülle bieten? Die Antwort muss eine doppelte sein. In Allem, was Goethe damals in Strassburg sah, ja in der Luft, die ihn umgab, lag etwas von der Romantik, wie von dem tüchtigen Streben des späteren Mittelalters. Die Volkslieder, welche in keiner anderen Gegend Deutschlands so reich und volltönig und klagend erklingen, wie im schönen Rheinthal von Basel bis Köln, fing Goethe in Strassburg an zu sam-

meln, und ihre edle schlichte Natürlichkeit floss bildend über in sein eigenes poetisches Talent. Ihm selbst aber hatte damals eine beseeligende Liebe die tiefsten Fühlfäden der Seele berührt und gestimmt, dass in schöpferischem Frohsinn Alles Klang und Farbe erhielt, was er sah und erlebte. Seine ganze Schilderung der Strassburger Zeit sagt uns in jeder Zeile, wie sie ihm bedeutungsvoll wurde für sein ganzes Leben. So sehr, dass noch in seiner spätesten Zeit ein Elsässer Jugend-Eindruck sich ihm lieblich lebendig gestaltete. Bekannt ist die Sage von der heiligen Ottilie, der Herzogstochter, die wie ein Röslein auf der Haide aufwuchs, schön und rein wie Morgenthau auf Blumen. Wie eine himmlische der Erde wohlthuende Blüthe erschloss sich ihre junge Seele, voll inniger Gottesgläubigkeit und Nächstenliebe. Bei Schlettstadt lebte und starb die Heiligschöne auf dem väterlichen Schlosse Hohenburg, und dort auf weit blickender Höhe wird noch alljährlich am Ottilienbrunnen ihr Fest gefeiert. „Einer mit hundert," erzählt Goethe, „ja mit tausend Gläubigen auf dem Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

Frucht- und segenschwer, wie das schöne Land selbst, war Goethe's Strassburger Jugendzeit: die Hauptentscheidung aber, welche für ihn und für die ganze Nation, die durch seine Schriften genährt und gebildet werden sollte,

die wichtigsten Folgen hatte, war diese, dass sein Genius dort, wo er den Münster „an alter deutscher Stätte gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen fand," wieder deutsch wurde, grunddeutsch, soweit das Grunddeutsche Recht auf der Welt hat, indem es sich veredelt und bereichert durch die Bildungsschätze des Christenthums und der alten und neuern Völker.

Das Französische war Goethe von Jugend auf lieb und vertraut wie eine zweite Muttersprache: weil er sich ihrer mit grösserer Leichtigkeit bedienen wollte, hatte er Strassburg all den andern deutschen Hochschulen vorgezogen. Nun ärgerte ihn den ganzen Tag, wenn er etwas Gutes auf Französisch sagen wollte, wie man ihn immer und immer auf den Ausdruck zurückwies: die Form schien Alles zu gelten, die Sache wenig. Er erfuhr, dass der Franzose den Fremden nur dulde, ihn aber keineswegs in den Schooss der einzig sprachseligen Kirche aufnehme. Selbst der vornehme Schöpflin konnte es mit seinen glänzenden französischen Reden Niemandem recht machen. Ihn so gut als Friedrich den Grossen behandelten die Franzosen als einen Eindringling, dem es, wie jedem Deutschen, ewig an Geschmack fehle. Goethe und seine Genossen ärgerte diese pedantische Ungerechtigkeit. Sie überzeugten sich, dass alles Mühen vergebens sei, um den Franzosen durch die Sache genug zu thun, und fassten den Entschluss, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und sich mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen, in dieser aber nichts gelten zu lassen, als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen derben Ausdruck desselben. Da erkannten sie die französische Literatur als eine vornehme bejahrte Matrone, die französische Kritik als eine bloss verneinende und missredende. Der allmächtige Voltaire erschien jetzt den Jünglingen, welchen als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen sich selbst und andere vor Augen schwebte, nackt in seiner parteiischen Unred-

lichkeit, Diderot dagegen in Allem, worin die Franzosen ihn tadelten, als ein wahrer Deutscher. Schlugen sie einen Band des ungeheuern Werks der Encyklopädisten auf, so meinten sie, in einer grossen Fabrik zu sein mitten zwischen schnarrenden Spulen und Webstühlen, und das berühmte Système de la nature kam ihnen so grau und todtenhaft vor, dass sie wie vor einem Gespenste schauderten. So waren sie denn „an der Gränze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig."

Das war vor hundert Jahren. Das Zeitalter Ludwig's XIV. überströmte noch Europa mit seinem Glanze, Paris war die Meisterin aller schönen Künste, Schöpferin alles Wissens. Wer in Europa sich gebildet nannte, steckte tief im Franzosenthum, und gut französich reden erschien schon für sich allein als Diamant höchster Veredlung. Damals geschah es auf dem gesegneten Boden Strassburgs, welches hoffnungslos dem Feind überantwortet war, dass deutsche Jünglinge zu dem Entschluss kamen, das französische Wesen abzuwerfen. Sollten nicht auch die jetzigen Strassburger eines Tags diesen Entschluss fassen können? Sollte es auch ihnen nicht endlich wie Schuppen von den Augen fallen?

Die Sachen stehen doch jetzt anders, als zu Goethe's Zeit. Elsass wurde glorreich von den Deutschen wieder erobert. Dank, tausendfachen Dank unsern Tapfern und dem schwungreichen und stahlscharfen Geist ihrer Führer: wir dürfen jetzt nicht mehr mit geheimer Trauer im Herzen am Rheinufer stehen. Von jeder Berghöhe hüben und drüben „wiederholt sich dem Auge das herrliche Elsass, immer dasselbe und immer neu; ebenso wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk übersieht, nur seine Nachbarn am deutlichsten, so ist es auch hier mit Büschen, Felsen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wiesen und Ortschaften in der Nähe und in der Ferne." Jetzt mag der Deutsche frohen Sinns hüben und

drüben von den Höhen niederschauen, er überblickt im schönsten Lande diesseits der Alpen nur deutsches Eigenthum, verherrlicht durch alte reiche Geschichte, durch erhabenste Schönheit der Kunst, durch neuen Ruhm unsterblicher Siege.

Alles Franzosenthum hat eine Niederlage erlitten, so tief und so weit, dass keine noch so ungeheure Lüge diesen Abgrund mehr verdecken kann. Die „beste Armee der Welt" vermochte nicht ein einziges Gefecht zu gewinnen, „das Volk an der Spitze der Bildung" erwies sich als ein Sumpf voll Fäulniss und Verwilderung. Man sah wieder einmal recht deutlich, wie wenig eigentlich an ausdauernder Stärke, an Weisheit und echter Humanität hinter den Franzosen steckt. Das Volk der geduldigen Arbeit aber hob sich mit einemmal hochgewaltig empor, und unberechenbar sind die kulturhistorischen wie die politischen Folgen dieser Tage.

Jetzt könnten der deutschen Thatkraft wohl zwei Dinge in Strassburg gelingen, welche den Bewohnern dieser Stadt wie ein Wunder erscheinen würden. Das eine wäre ein Baudenkmal würdig dieser grossen Zeit, das andere eine Veränderung der Stadt, wie sie ihren Eintritt in ein machtvolles, freies, und rüstig aufstrebendes Volk bezeichnen müsste.

Goethe wünschte, dass man Studien und Original-Baurisse über unsere Dome recht veröffentliche, „damit uns die grosse und riesenmässige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange, und wir uns einen Begriff machen könnten von Dem, was sie wollen durften." Nun gelang es, den Kölner Dom in unsern Tagen auszubauen, und es lässt sich die gar nicht mehr lange Zeit berechnen, wann das Kreuz auf den Thürmen errichtet wird. Vielleicht liesse sich, was am Kölner Dom gelernt wurde, sowohl im Beschaffen von Geldmitteln als in ihrer gedeihlichen Verwendung, am Strassburger Münster bethätigen. Er hat bloss

einen Thurm, der andere fehlt noch immer. Auch der stehende Thurm bedarf in seiner Höhe eine andere Krönung. Die ursprünglichen Baurisse waren früher noch vorhanden: hoffentlich wird nicht auch ihren Untergang der unselige Mensch auf dem Gewissen haben, der in seinem ächt französischen Hass gegen die alten Handschriften, die er nicht verstand, sie verbrennen liess. Natürlich aber dürften wir an ein so grosses Werk nicht eher denken, als bis tausend andere Schäden, welche der Krieg verursacht hat, beseitigt wären. Der Entschluss aber, den Strassburger Dom nach des grossen Erwin von Steinbach Plänen auszubauen, würde ein königlicher Schmuck des Jahres 1871 sein, in welchem Strassburg wieder deutsch geworden.

Ueber solch' einen Entschluss würden die jetzigen Strassburger die Hände über den Kopf zusammenschlagen, sie würden sich beugen vor der Majestät des deutschen Volksgeistes. Jedoch nach einer andern Wohlthat sehnen sie sich noch mehr. Das neunzehnte Jahrhundert durchzieht eine andere Luft als Goethe's Zeit. Das gemüthliche Stillleben, das wonnige friedvolle Lagern an den Bächen der Poesie und Wissenschaft ist dahin. Volkswirthschaftliche Aufgaben schwellen immer riesenhafter empor, fordern Arbeit, bringen Unruhe und Glück und Elend für ungezählte wachsende Geschlechter. Keine Stadt liegt nun günstiger und zukunftreicher als Strassburg, keine ist verhältnissmässig mehr zurückgeblieben. Man blicke hin, was Köln in den letzten fünfzig Jahren geworden, und vergleiche. In den Händen der Franzosen blieb Strassburg eingeklemmt von Festungswerken, und sah sich wenig gefördert in seinem gewerblichen Aufschwung. Das würde sich wenig ändern, wenn die Franzosen die Stadt noch fernerhin als ihr Ausfallthor gegen Deutschland besetzt hielten. Ganz anders, wenn Strassburg unserer Vertheidigung dient, wie Köln. Die einstige Königin des Ober-

rheins muss werden, was Köln am Niederrhein. Vielleicht lässt sich die Stadt als Festung ebenso gut durch weit nach aussen gelegte Forts behaupten, wie Mainz, oder es erschiene ein grosses verschanztes Lager an einem Haupteingang des Wasgau-Waldes ebenso vortheilhaft. Gewiss aber darf die enge Umgürtung der Stadt wegfallen, Strassburg Licht, Luft, Freiheit erhalten. Wie bald werden dann junge Kauf- und Gewerbsleute aus Deutschland herbeiströmen, um Strassburgs herrliche Lage an der grossen Weltstrasse von Wien nach Paris auszunützen, um die unerschöpfliche Fruchtfülle des Elsasses zu verwerthen. Wie bald würde die Strassburger Neustadt ihre Prachtstrassen bis zum Rhein vorschieben! In der Altstadt möchten unterdessen die alten grimmigen Halbfranzosen poltern, solange es ihnen noch Spass macht.

XV.

Französische Revolution.

In das dumpfige Stillleben, wie es im achtzehnten Jahrhundert mehr und mehr um sich griff, prasselte plötzlich die Revolution hinein wie ein luftreinigendes Gewitter. Unter hallenden Donnerschlägen sank all das staatliche beengende Unwesen zu Boden, und die zuckenden Blitze beleuchteten ideale Höhen, die des Lebens und Streitens werth. Die Elsässer fühlten sich plötzlich wieder im Besitze hoher geistiger Güter, sie hatten wieder einen Hort, für den sie kämpften, dessen Ausstrahlung sie stolz machte über alle Völker. Diesen Besitz, diesen Kampf, diesen Stolz theilten sie mit den Franzosen, tief unter ihnen lag Deutschland, welches sie des revolutionären Gewinns berauben wollte, — jetzt wurden die Elsässer Franzosen. Wenn sie auch noch nicht französisch sprachen, sie dachten doch von jetzt an französisch, bald fühlten sie einen und denselben Herzschlag mit den Franzosen.

Aus voller Ueberzeugung machten sie die Revolution mit, sie waren ja nicht mit französischer Geschichte verwachsen, was kümmerte sie Frankreichs Adel und Königshaus? Sie stellten der Revolution die redlichsten und ausdauerndsten Soldaten, gerade wie die Pennsylvanier

Deutschen, die mit England nicht zusammenhingen, die tapfersten und zähesten Kämpfer für Amerikas Unabhängigkeit waren. Ausserdem ist der Deutsche ja von Haus aus ein Idealist, er steift sich auf seine Grundsätze, und ist nicht darüber und darunter zu bringen. So waren auch die Elsässer die rechten Doktrinäre der Revolution — ein Muster der unglückliche Strassburger Bürgermeister v. Dietrich, der kaum ein Girondist zu nennen — die Tollheiten machten Eingewanderte. Diese Fremden waren es, welche den Strassburgern die Schreckenszeit heraufführten: auf der deutschen Seite Eulogius Schneider, der öffentliche Ankläger, der andere Domvikar Simond, Butenschön, Cotta, Clauer, auf der französischen Seite der junge feurige Savoyarde Monnet, der Fanatiker Teterel aus Lyon, Laurent, Laveau, Mainoni und all die andern „Beller", wie die Deutschen sie nannten.

Nun war es auffallend, wie selbst in den heissen Wettern der Revolution der nationale Gegensatz hervorstach. Die streng konstitutionellen Strassburger wurden durch die fremden deutschen Jakobiner gestürzt, diese fremden deutschen Jakobiner durch die fremden französischen, diese französischen Jakobiner aber durch die dem Elsass noch fremderen Konventsdeputirten, deren gewöhnlich ein halbes Dutzend hier war, unter ihnen besonders St. Juste, Lebas und Hérault-Séchelles, zu immer schrecklichern Maassregeln getrieben. Aus Hagenau, Weissenburg und der Umgegend zog 1793 dem österreichischen General Wurmser das Volk mit weissen Fahnen entgegen, und als die Oesterreicher sich zurückzogen, wanderten 50,000 aus. Darob traten die Franzosen im Klub zu Strassburg auf das feindseligste gegen die Deutschen auf. „Sie wären", hiess es, „nur widerwillig bei Frankreich, sie alle freuten sich, die deutschen Heere im Lande zu sehen. Die deutsche Sprache sei barbarisch und die Sprache des Despotismus, sie müsse soviel irgend möglich ausgerottet werden, denn sie erhalte den

deutschen Sinn im Volke." Es wurde durch Gesetz verboten, das Deutsche in Akten und Verträgen ferner zu gebrauchen, selbst die Schilder der Handwerker mussten in's Französische umgeschrieben werden. Der Strassburger Münster war den französischen Schreckensmännern ein Dorn im Auge. Erst wurde er zum Tempel der Vernunft erklärt. Man verwandelte das Innere in ein Amphitheater und verdeckte den Chor durch einen bretternen Berg, von welchem Felstrümmer und Ungeheuer mit Menschengesichtern im Priesterornat herabstürzten, auf der Höhe des bemalten Bergs aber thronte die heilige Isis mit den vielen Brüsten und die Freiheitsgöttin. Unter all den donnernden Natur- und Vernunftrednern war Eulogius Schneider noch der gemässigtste, indem er die gesammte neue Volksreligion in den drei Sätzen zusammenschloss: „Bete einen Gott an, sei gerecht, liebe dein Vaterland." Als auch die Wetterfahnen von den Dächern geworfen waren, weil sie an die Feudalzeiten erinnern sollten, geboten St. Juste und Lebas: wer einen Hammer führen könne, müsse kommen, damit alle Steinbilder am Münster herabgeschlagen würden. Der ärgste Deutschenfresser Teterel stellte allen Ernstes den Antrag: den Münsterthurm abzutragen, weil er die Ideen der Gleichheit verletze. Bitter wurden die Protestanten verfolgt, die Universität und das protestantische Gymnasium waren dem Untergang geweiht. Dagegen musste auf öffentliche Kosten in jeder Gemeinde eine Freischule für die französische Sprache eingerichtet werden. Selbst den deutschen Frauenhauben wurde der Krieg erklärt. St. Juste und Lebas liessen verkündigen: „Strassburgs Bürgerinnen sind eingeladen, den deutschen Moden zu entsagen, weil ihre Herzen französisch sind." Richtig trat andern Morgens mit feierlichen Mienen eine Menge Frauen zum Vaterlandsaltar und opferte den altdeutschen silbernen und goldenen Kopfputz. Was Ludwig XIV. durch ein Gesetz im Jahr 1685 befahl und alsbald,

weil man sich mit dem vergeblichen Bemühen nicht wollte lächerlich machen, wieder fallen liess, nämlich das gewaltsame und gründliche Verdrängen der deutschen Sprache und Mode, das unternahm jetzt in allem Ernst die Handvoll Franzosen, welche das Elsass durch den Schrecken beherrschten.

Nichts in der Welt half die Strassburger mehr von dem Verdachte befreien, dass sie keine guten Franzosen seien. Sie lebten in Angst und Furcht, aus ihrer Vaterstadt plötzlich vertrieben zu werden. Schon begann im Jakobinerklub das Vorspiel. Die rothesten der deutschen Jakobiner, Schneider, Jung, Vogt, Clauer und andere, welche von ihren französischen Gesinnungsgenossen von Frevel zu Frevel getrieben waren, stiess jetzt als zweideutige Patrioten, geheime Ränkeschmiede und unmoralische Menschen der Jakobinerklub aus mit Schimpf und Schande. Sofort wurde der gefürchtete öffentliche Ankläger Schneider ergriffen, auf der Guillotine ausgestellt, und dem von ihm verfolgten Maire Dietrich nachgeschickt zum Pariser Blutgerüst. Darauf beschloss man im Strassburger Klub — es war am 9. Dez. 1793, als die Oestreicher in Hagenau eingerückt waren — mit den verhafteten Elsässern, ja mit den Elsässern überhaupt aufzuräumen. Eingewanderte Franzosen, die sich durch tückische Maassregeln der öffentlichen Aemter der Stadt bemächtigt hatten, dachten in ihrer Art die deutsche Provinz zugleich für die wildeste Revolution und zugleich für Frankreich zu gewinnen. Die Frage wurde gestellt: welche Maassregeln sind in den gefahrvollen Zuständen des Rheindepartements in Ansehung derjenigen Bewohner der Provinz zu ergreifen, welche der französischen Sprache unkundig und dadurch von den übrigen Einwohnern der Republik gleichsam wie abgeschnitten sind? Es gab eine Sitzung voll Geschrei und Wuth. Die Franzosen forderten: alle nicht Französisch redenden Elsässer, besonders die Bauern und Handwerker, sollten ins Innere deportirt und

durch Sansculotten von dorther ersetzt werden. Der Strassburger Maire Monnett stimmte bei. Andere hielten für besser, mit der Guillotine einen Zug von Dorf zu Dorf zu unternehmen, das würde das deutsche Landvolk mit den Sitten und der Sprache Frankreichs vertrauter machen. Die Verhafteten — es waren hauptsächlich Elsässer und Strassburger aus den bessern Ständen — theilte ein Redner in drei Classen ein: die Verschwörer, diese sollten guillotinirt werden; die welche kein Zutrauen einflössten, diese sollten übers Meer deportirt werden; die Schwachen und Irregeführten, diese sollten eingekerkert bleiben bis zum Frieden. Aber die Elsässer stellten auch ihre Klubredner die zu donnern verstanden und es den Franzosen heim gaben. Die Letzteren beschlossen daher, sich zuerst auf den Untergang der Verhafteten allein zu werfen.

Zweitausend lagen in den Strassburger Gefängnissen. Am 14. Dezember stand ihr Loos auf der Tagesordnung Um Schrecken zu verbreiten, wurde erst der Antrag gestellt und angenommen: jeder Klubist solle öffentlich, wie er aufgerufen werde, sich aussprechen; wer sein Votum weigere, werde sofort ausgestossen, was mit Verhaftung gleichbedeutend war. Der erste Redner setzte auseinander: in einer Republik könne man nur entweder die Republik lieben oder sie nicht lieben; die sie nicht liebten, seien die Moderirten, die Feuillants, die Egoisten — alle diese sollten unter dem Beile des Gesetzes fallen. Ein anderer erklärte: die Verhafteten seien sämmtlich Verschwörer, man müsse sie zum Tode schicken; nur einige wenige, die das Volk schon erkannt und bezeichnet habe, seien verirrte Patrioten, diesen müsse man die Freiheit wieder schenken. Moreau aber aus Sedan rief aus: „Was liegt daran, wenn auch einige Unschuldige mit den Schuldigen zu Grunde gehen? Lasst uns alle Verhafteten septembrisiren, damit man durch diese Ausleerung neuen Raum zu Verhaftungen gewinne!“ Alle gegenwärtigen Klubisten, nur drei ausge-

nommen, stimmten dafür: die Verhafteten müssen sterben, mit oder ohne Volksgericht. Die öffentliche Gewalt begann bereits die Gefangenen in zwei Verzeichnisse zu bringen: Schuldige und Schuldlose. Die anwesenden Konventsdeputirten sollten ein Volksgericht niedersetzen, um die zum Tode Bestimmten zu bezeichnen. Entsetzen kam über die Bevölkerung, Jedermann zitterte für seiner Freunde Leben und für sein eigenes. In den Gefängnissen herrschte Todesangst. Indessen scheuten sich die französischen Jakobiner, sogleich mit der grossen Metzelei unter den verhafteten Deutschen zu beginnen: sie fürchteten die bewaffneten Strassburger Bürger. Sich ihrer zu entledigen, und mit einem Schlag die wichtige Festung von allen „Verdächtigen und Verschwörern" zu befreien, machten die Fanatiker einen Plan zur Hinrichtung der Deutschen im grossen Styl. Man wollte Generalmarsch schlagen. Sechstausend Bürger der Nationalgarde sollten an den Rhein ziehen, Schiffe besteigen und Kehl angreifen. Sobald sie auf dem Flusse seien, sollten die Kartätschen dazwischen hageln, die feindlichen Geschütze von Kehl würden antworten, die Schiffe kämen zwischen zwei Feuer, und Alles was darauf werde unfehlbar vernichtet. Der höllische Plan wurde in der That, wie es scheint, amtlich berathen, es fehlte nur an Helfershelfern, die zahlreich und entschlossen genug, ihn auszuführen. Denn die Elsässer Jakobiner, auch die aus Deutschland zugewanderten, widerstanden offen und tapfer und klug all den Anschlägen der grimmen Franzosen. Diese Tapferkeit und der Widerwille der Deutschen überhaupt gegen revolutionäre Blutthaten rettete sie. Die Schreckenszeit war kurz und ging vorüber, im ganzen Elsass hatte sie nur 36 Opfer auf die Guillotine geschickt, 33 im Unter- und nur 3 im Oberelsass.

Die Ideen und Wohlthaten aber, und die Hauptgrundsätze, welche die Revolution den Elsässern brachte, blieben, und weil diese Ideen und Wohlthaten französischer Herkunft waren, weil die Elsässer dafür schwere Leiden und Kämpfe

bestanden, weil sie überhaupt eine grosse und gewaltige Zeit mit den Franzosen, als ein einig Volk mit ihnen, durchlebt hatten, desshalb wurzelte von da an französische Gesinnung in ihnen. Fort waren all die Frohnen und Naturalabgaben an Gutsherren. Die Elsässer Bauern dünkten sich wie Götter gegenüber dem schwer bedrückten Pfälzer und Badener Landvolk. Für eine Handvoll schlechter Assignaten kauften sie von den Nationalgütern die schönsten Aecker und Forsten. Fort war die weltliche Herrschaft der Bischöfe und Aebte, die jenseits des Rheins noch geraume Zeit sich verspotten liess. Fort waren all die kleinlichen Staatsbildungen aus dem Mittelalter mit ihrer verwirrenden Mannichfaltigkeit an Herrschaften und Rechten und Privilegien. Fort waren all die Standesvorzüge und der Ahnenstolz der Reichsritter und Patrizier. Eine einzige Obrigkeit, ein einziges Recht und Gesetz herrschte gleichmässig durchs ganze Land, und was dem reichsstädtischen Sinn und Wesen der Elsässer so recht zusagte, das war die soziale Gleichheit, soweit überhaupt eine Revolution sie einführen konnte. Den Meisten gefiel es auch nicht wenig, dass das letzte Drittel der Elsässer Bevölkerung, welche noch unter deutsche Reichsfürsten vertheilt, oder, wie auf dem Gebiet der Reichsstadt Mühlhausen, mit der Schweiz verbunden war, durch die Revolution ohne weiteres eingezogen und dem übrigen Volke gleichmässig einverleibt wurde.

Fortan bestand eine tiefe Scheidung zwischen Deutschland und den Elsässern und Lothringern. An ihren alten deutschen Einrichtungen, an ihrer Dorf-, Stadt- und Provinzial-Verfassung, an ihrem hergebrachten Recht und Gerichtswesen, an ihren alten Genossenschaften hing ein grosses Stück ihres deutschen Wesens. Das war nun verschwunden, das Volk eingeschmolzen in die grosse Bewewegung Frankreichs, die deutsche Amts- und Gerichtssprache durch die französische verdrängt, nicht einmal der Name

Elsass oder Lothringen bestand mehr. Das neue Geschlecht aber, das in den revolutionärsten Grundsätzen aufwuchs, erblickte — mit Grund und Ungrund — gerade in jenen alten deutschen Einrichtungen bloss feudales Mittelalter, bloss Sklaverei unter Herren und Fürsten, gegen welche eben die französische Freiheit und Nation kämpfte. So leidenschaftlich ihr Hass gegen alles, was feudal hiess, so gross wurde ihre Entfernung vom deutschen Vaterland, welches ihnen erschien als das Mutterland alles feudalen Wesens.

XVI.

Gegenwart.

Nichts giebt bekanntlich für die Völker besseren Kitt ab, als das Blut, das sie gemeinsam auf dem Schlachtfeld vergiessen, und das Reden und Ringen in parlamentarischer Versammlung. Heiss und blutig aber und lange Zeit kämpften die Elsässer und Lothringer in den Reihen der Franzosen mit des Wortes und Schwertes Waffen für gemeinsame ideale Güter, und als diese Güter glorreich vertheidigt und unverrückbar feststanden, als man ein neues Zeitalter von Glück und Frieden und Gerechtigkeit unzweifelhaft von ihnen erwartete, folgte rasch die Ruhmeszeit des ersten Napoleon. Die Elsässer berauschten sich förmlich in diesem Ruhm. Sie betrachteten ihn als eine Art Sondereigenthum; denn sie fühlten sich als die Kriegerischsten im französischen Heer, sie waren die rechten Kaisersoldaten, der grosse Napoleon war ja so wenig Franzose von Geburt, wie sie selbst. Aber das Kaiserreich brachte dem Elsass noch andern Gewinn. Während unaufhörlich Deutschland von den Franzosen durchzogen, misshandelt, zerrissen und geplündert wurde, hatte dieses Stück vom alten Deutschland beständig Frieden und Gedeihen. Als Ausgangsstätte der kaiserlichen Heere gewann Strass-

burg grosse Bedeutung. Die Kaiserin wohnte einen Winter dort, und Napoleon hielt einen triumphirenden Einzug. Das Kaiserreich gewährte vollständige Religionsfreiheit, eine grosse Wohlthat für die Elsässer Protestanten. Es sorgte in einer früher nie gekannten Weise für den Aufschwung von Handel und Verkehr und Ackerbau, für rasche Rechtspflege, für allgemeine Sicherheit. Strassburg wurde, da alle französischen Häfen geschlossen waren, ein ungeheures Waarenlager, aus welchem sich ganz Frankreich versorgte. Das führte überaus viel Geld ins Land. Fast in gleichem Grade wie Strassburgs Handel hob sich die Fabrikthätigkeit in Mühlhausen und andern Städten. Eine Menge neuer Hülfsquellen und Gewerbszweige tauchte auf in dem von Natur so gesegneten Lande.

Solche Wohlstand bringende Thätigkeit ist seitdem fort und fort gewachsen. Wer in diesen Tagen ein Franzosenlager in Deutschland besuchte, musste sich wundern über die grosse Menge von Elsässern, die man in jedem Regiment, in jeder Truppengattung der Gefangenen antrifft. Was wird das französische Heer künftig vorstellen ohne Elsässer und Deutschlothringer! Wer aber vor vier Jahren auf der grossen Weltausstellung in Paris die ganz ausserordentlichen Zahlen und Vorzüge elsässischer Fabrikanten bemerkte, fragte sich unwillkürlich: Ja, was leistet denn das übrige industrielle Frankreich?

Aus jener Zeit des ersten Kaiserthums schreibt sich die materielle Richtung des Elsässer Lebens, das Versinken, man kann nicht sagen, in sinnliche Genusssucht, aber in ein Dichten und Trachten nach Besitz und Reichthum. Ist es denn nicht immer so? Wenn ein Mensch aufhört, zu streben und zu ringen für höhere Ideen, so umklammert ihn sogleich der Gedanke an Geld und Wohlleben.

Hierbei fällt eine Thatsache literarischer Natur ins Gewicht, die ebenfalls mit der französischen Revolution zusammenhängt. Als die ganze gebildete Welt von der gol-

denen Literaturepoche Ludwigs XIV. zehrte, zeigten die Elsässer keine besondere Vorliebe dafür. Seit der Revolution jedoch fingen sie an, die französische Literatur gleichsam nach rückwärts zu verschlingen, sich absichtlich zu vertiefen in französische Bücher, in französische Denk- und Schreibart. Zu derselben Zeit hörte für die Elsässer die unermessliche Wirkung auf, welche erst von da an die deutsche Literatur über die grosse Masse unseres Volkes erhielt, indem sie es mit nationaler Begeisterung erfüllte und sittlichend und veredelnd wirkte. Da der kleinliche Druck der Reaktion, die in Deutschland bald nach den Freiheitskriegen eintrat, die schaffenden Geister von der Politik auf die Wissenschaft zurückwarf, so ging von dieser eine mächtige Strömung aus, welche das nationale Leben in seinen Tiefen erfrischte und kräftigte. Die Elsässer wurden kaum obenhin davon berührt, das Band war zerrissen.

Wie viel höhere Bildung, wie viel deutsches Leben, ja wie viel dauernder Frohsinn geht von einer einzigen deutschen Hochschule aus! Was wären die russischen Ostseeprovinzen ohne Dorpat geworden? Die drei oder vier Universitätsjahre sind erfüllt wie ein halbes Leben. Strassburg, dessen deutsches Wesen sich noch in der Menge seiner Lehranstalten und wissenschaftlichen Sammlungen bekundet, hat allerdings eine Universität von fünf Fakultäten und bei vierzig Lehrstühlen. Sie ist nach der Pariser die einzige Universität Frankreichs, auf der man deutsche Frische und Fülle verspürt, die evangelisch theologische Fakultät ist sogar vorzüglich zu nennen. Allein gegen die frostige Enge und Langweile, welche die Strassburger Universität umwölkt, erscheint das nahe Heidelberg wie ein Studenten-Paradies voll frei strömender Wissenschaft. Umklammerte doch selbst protestantische Professoren, die gut Deutsch schreiben können, die französische Sprachnoth. Um so sicherer breiteten sich die Jesuiten aus, deren Lehr-

methode gegen den Geschmack an deutscher Wissenschaft ein ebenso wirksames Mittel ist, als ihr Hass gegen dieselbe meerestief erscheint. Darf man sich wundern, wenn die Elsässer — nur einen kleinen Theil ausgenommen — die rein verständige, kühl rationalistische Anschauungsweise festhalten, wie sie in der Revolutionszeit üblich war?

Nun kam in den letzten fünfzig Jahren hinzu, dass die Regierung mit all den Mitteln, die einer französischen Regierung zu Gebote stehen, planmässig, nachdrücklich, unablässig die Verwälschung der Elsässer betrieb. Die fremden Mächte hatten auf dem Wiener Kongress es durchgesetzt, dass Frankreich die deutschen Provinzen behielt. Jetzt legte man in Paris jeden Hebel an, sie in aller Eile so tief ins französische Wesen und Interesse hineinzuziehen, dass man ihrer sicher sei auf immerdar.

Ein grosser Theil des Klerus unterstützte die Regierung dabei aufs Getreulichste. Das verdeckte Zurückdrängen der Protestanten, das stille Bevorzugen der Katholiken hörte nicht auf. Eine ungemeine Zunahme der katholischen Bevölkerung war die Folge. Strassburg ist Zeuge davon. Dieselben Ursachen, welche den Hochsitz protestantischer Denkungsart am Genfer See seit dreissig Jahren mit Katholischen anfüllte, wirkten in Strassburg mit, hier aber unterstützt von oben her. Auf juristischen Schleichwegen suchte man den Protestanten in Strassburg sogar die eigene freie Verwaltung ihres grossen Stiftungsvermögens zu entwinden. Hätten sie die Prozesse verloren, ihre Studienanstalten, an denen die Prediger sich ausbilden, würden die unheilvollen Folgen bald gemerkt haben. Diese protestantischen Lehranstalten sind deutsch, und erhalten die Verbindung mit deutscher Wissenschaft lebendig. Unter den katholischen Pfarrern findet man, namentlich auf dem Lande, öfter die edelsten und warmherzigsten Männer, die im Grund ihres Herzens auch gar nicht verwälscht sind. Ihr Deutsch auf der Kanzel ist aber zum Davonlaufen: denn gar selten ist es, dass ein

katholischer Geistlicher im Elsass oder gar Deutsch-lothringen eine höhere deutsche Bildung hätte.

Gegen die Aemter und Schulen wurde französischer Seits förmlich Sturm gelaufen. „Es bestehe", so schrieb der Pfarrer Cazeaux vor drei Jahren, „eine Verschwörung, die alles Deutsche ausrotten wolle." Wehe dem Angestellten, der im Amte sich noch der deutschen Sprache bedienen wollte! Zu gemeiner Volksmundart sollte sie herabgedrückt werden. Strafe stand auf jedem deutschen Wörtchen, das einem Töchterchen im Pensionat entschlüpfte. Ein wirksames Mittel schienen Kleinkinderbewahranstalten und Volksbibliotheken zu sein. Den letzteren sollten deutsche Zeitschriften mit nahrhafter Kost möglichst fern bleiben. Glücklich aber die Lehrerin, welche den Beweis lieferte, dass ihre Kleinen wirklich nur Französisch plauderten. Aus den höheren und mittleren Bildungsanstalten wurde das Deutsche in der That allmählich ausgetrieben und nur noch nebenbei behandelt. Ein eingewurzelter Hass, eine unangenehme Scheu vor etwas Unbekanntem lässt dem rechten Franzosen keine Ruhe, so lange er noch deutsche Sprache und Literatur hört, deren er sich nicht bemächtigen kann. Aber auch Dorfschulmeister lernten ihren Vortheil verstehen, und paradirten mit der Menge ihrer Französisch redenden Schüler. Zwei volle Drittel aller Schulkinder, so wurde vor vier Jahren ruhmreich verkündet, sprächen jetzt Französisch. Schade nur, dass die Rangen es später wieder in Haus und Stall und Wirthshaus verlernten.

So sah sich Alles, was deutsch war, verfolgt bis hinein in seinen letzten Hort, die Familie und den Katechismus. Die Ansiedelung geborner Franzosen wurde dagegen aller Orten begünstigt: bis zum Thorschreiber herab erhielten sie den Vorzug vor geborenen Elsässern. Selbstverständlich nahmen nun auch, selbst in unteren Kreisen, die Ehen mit Franzosen zu. Insbesondere brauchte die Regierung

gern die Schulmeister zu ihren Agenten. Zahlreich waren die Dörfer, in welchen sie im erfolgreichen Streit mit ihren Pfarrern lebten. Die Soldaten aus dem Elsass steckte schon der erste Napoleon gern unter die stockfranzösischen Regimenter, seitdem wurden sie regelmässig ins Innere von Frankreich geschickt. Nicht wenig trug nun das Einstehersystem zur Verwälschung des Landvolkes bei, aber auch zur Verwilderung. Denn noch immer zeigte es sich, dass mit dem Französischwerden sowohl die sittliche Stärke, als die geistige Schöpfungskraft abnahm, die Neigung aber zu materiellem Leben sich vermehrte. Es ist doch gar zu auffallend, dass gerade diejenigen Departements, die früher oder noch jetzt ganz oder halb deutsche Bevölkerung hatten, allein es sind, in welchen man am wenigsten Rekruten findet, die nicht schreiben und lesen können. Während in diesen 8 östlichen Departements es noch nicht 5 Proc. solcher ungebildeten jungen Leute gibt, steigt ihre Anzahl in den nächst stehenden 11 Departements bereits auf 10 Proc., in den folgenden 26 auf 25, darauf in 22 auf 33, und in den übrigen noch höher. Vor vier Jahren machten in Frankreich von 100 Bräuten nicht weniger als 42 bloss ihre drei Kreuzchen unter den Heirathsvertrag. Die glücklichen Bräutigame konnten sich trösten, ihre künftigen Frauen schrieben keine Liebesbriefe.

Mitten in dem Ausrottungskrieg, welchen die Regierung wider das verhasste deutsche Wesen begann, mitten in der steigenden Fluth von französischen Beamten und Unternehmern, die in das Elsass einwanderten und deutsche Erbinnen suchten, bei all den Vortheilen, welche eine Sprache und Volksart davon zieht, dass sie die herrschende und übermächtige ist, bei der ausserordentlichen Anziehungskraft, welche in unserer Zeit ein grosser lebendiger Mittelpunkt der Staatsregierung durch Beamte und Gesetze, durch Eisenbahnen und Telegraphen, vor Allem durch Kammern und Presse ausübt — bei all diesen Förderungsmitteln,

deren sich das Französische in den vormals deutschen Provinzen erfreute, hätte der Verwälschungsprozess nicht so stark um sich gegriffen, wenn nicht Handel und Verkehr ihm in die Hände gearbeitet hätten. Drang und Mittel, wohlhabend und reich zu werden, haben sich in unseren Tagen ausserordentlich gesteigert, nirgends herrscht diese Unruhe heftiger und rücksichtsloser, als in Frankreich. Wer aber solche Wünsche hegte, sah sich mächtig gefördert, wenn er sich französirte. Der grosse Zug des Handels und Verkehrs ging nach Frankreich, in Paris hatte man sich jedes Jahr umzusehen, und die Arbeiterheere, welche von drüben kamen, wirkten für die Verbreitung der französischen Sprache in ähnlicher Weise, wie die Soldaten. So wurden es neben den Gesellschaften der Beamten und Zugewanderten vorzugsweise die Kreise der reichen Industriellen und Kaufleute, in welchen französische Sprache und Sitte fast überall die Oberhand bekam, um sich von hier aus immer weiter auszudehnen. Fragte man aber aus dieser vornehmen Welt eine Dame, die niemals ohne ihr französisches Gebetbuch in die Kirche ging, in welcher Sprache sie aus dem Herzen bete, so antwortete ihr Erröthen vernehmlich genug. Auch die guten Dichter im Elsass dichteten nur im Deutschen.

Endlich nicht der geringste Hebel für die Förderung der Verwälschung war das gehobene politische Selbstgefühl und die Verachtung gegen Deutschland. Was mussten die Elsässer denken, wenn Flüchtlinge auf Flüchtlinge über den Rhein kamen, und erzählten, um wie leichter Thaten willen sie vor dem Kerkermeister entfliehen mussten? Suchte doch selbst Görres, die Löwenstimme aus den deutschen Freiheitskriegen, Zuflucht im Elsass! Frankreich war das erste Land der Welt, und der Elsässer, so dachte Jeder von ihnen im Grund seines Herzens, der tüchtigste Mann in Frankreich, vollends nach der Julirevolution.

Nach der Julirevolution gab es in ganz Frankreich keine

stolzeren Menschen, als die Elsässer. Mit Spott und Mitleid sahen sie auf die armen deutschen Liberalen herab, die im bittern Schweiss ihres Angesichts, umringt von tausend Engen und Stacheln, sich abmüheten, der französischen Freiheit nachzuhinken. Damals erlitt das deutsche Volkswesen im Elsass den tiefsten Stoss, und es folgte in den höheren Bürgerkreisen der offene, bewusste und gewollte Uebergang zur französischen Sprache und Sitte. Jetzt wurde es Regel, nur französisch zu sprechen, deutsche Literatur nicht mehr zu erwähnen. Die Söhne gingen nach Paris, die Töchter in rein französische Pensionate, die sich auch im Elsass rasch vermehrten. Nur noch in der grossen Freude an deutscher Musik zeigte sich die angeborene Volksart. Der mittlere Bürgerstand setzte dem Verwälschen härteren Widerstand entgegen, doch fing es jetzt auch hier an, sich einzuschmeicheln. Das Landvolk aber blieb so gut deutsch, dass trotz aller Mühe, welche sich die Regierung gab, man vor ein paar Jahren die Zahl der Rekruten, welche Französisch verstanden, höchstens auf vierzig von hundert bringen konnte.

Zu gleicher Zeit aber, als das Verwälschen Fortschritte machte, traten auch schon die Folgen hervor. Während die Elsässer Industrie von Jahr zu Jahr sich reicher entwickelte, verarmte das Land an höheren geistigen Kräften. Wie hoch und dicht stand einst elsässische Kulturblüthe! Dieser alten Fülle und Stärke gegenüber — wie mässig erscheint jetzt die ganze geistige Thätigkeit im Elsässer Leben! Alle Achtung vor der edlen Dichtkunst der drei Stöber und vor Friedrich Otte, vor den tüchtigen Leistungen von Geschichtsforschern wie Karl Schmidt, Reuss, Schneegans, Baum, Matter, vor dem französischen Styltalent eines Meisters wie Spach, vor den reizenden Dorfgeschichten von Erkmann-Chatrian und Weill — jedoch mit den alten Berühmtheiten des Elsasses gehen sie keinen Vergleich ein. Ihre Provinz hat im letzten Jahrhundert nur gute Generale

erzeugt, wie Kleber, Rapp, Kellermann, Lefebre, Westermann, und praktische Staatsmänner, wie Reubel, den Konvents-Präsidenten, und Türkheim und Schützenberger, die Strassburger Bürgermeister. Im Grunde hat das Elsass jetzt nur eine einzige Berühmtheit, von welcher man in der Welt spricht, es sind die grossen Kattun- und Maschinenfabriken der Herren Köchlin und Dollfuss zu Mühlhausen, der Stadt der ersten und noch immer thätigsten und angesehensten *société industrielle.* Der Sinn für das Praktische und den Geldmarkt, die einseitige Verstandesrichtung beherrschen in unsern Tagen das Elsass so ziemlich vom Anfang bis zum Ende. Darin paaren sich Hass und Widerwille gegen Spiel und Tiefsinn unserer Literatur und Wissenschaft, Verachtung der deutschen Gefühlsschwärmerei, eine gewisse Trockenheit des Denkens, — kurz, der Elsässer Rationalismus ist ein dürrer knochiger Gesell voll herber Zweifelsucht.

Das Elsässer Volk im Ganzen aber ist noch so herzhaft und frohlebig, wie ehemals: nur liegt ein beständiger leichter Frost auf seinem edleren Gedeihen. Ueber die grünen duftigen Thäler des schönen Landes spannt sich der alte rheinische Himmel licht und lächelnd in strahlender Bläue; aber es wiegen sich keine Adler mehr in den reinen Sonnenhöhen, und die Nachtigallen unten in den Büschen wagen kein Lied aus voller Brust.

Fragt man nun, wessen Art es sei, was über des Elsasses geistige Blüthen sich legt, wie ein unsichtbarer Bann, und hindert, dass sie höher und herrlicher sich entfalten: so wird auch der ärgste Franzosenfreund sich sofort die Antwort sagen, wenn er wahr gegen sich selbst sein will. Es ist das Halbwüchsige und Zwitterhafte, das jedem Streben sich anheftet, so weit es sich um geistige und nationale Dinge handelt. Der Deutsche ist einmal ein Mensch von festem Schrot und Korn, er hat zu viel Schwergehalt, kann desshalb seine Natur nicht so leicht auswechseln. Der ein-

zelne höher Gebildete bringt das mit starkem Geist und Vorsatz wohl einmal halbwegs fertig. Niemand schrieb je prachtvoller im englisch-amerikanischen Stil, als der deutsche Flüchtling Sealsfield, und nie sprach eine Dame ein stolzeres klangvolleres Französisch, als die lothringische deutsche Jüdin, die Rachel. Anders aber ist es mit einem ganzen Stück vom Volke selbst. Ein Volk kann leicht und viel von fremder Sprache, Kleidung, und Sitte annehmen: will es aber ganz und gar in ein fremdes Volkswesen aufgehen, so muss es die Art und Weise seines geistigen Daseins, die Natur seines Gemüths, ja nicht wenig von seinen sittlichen, gesellschaftlichen, und nationalen Anschauungen wechseln. Das geht nicht anders, als dass gleichsam der innerliche Mensch erst gebrochen wird. Solche Zurichtung aber zum Völkerdünger fordert Zeit, und während der Deutsche sich in dieser langsamen Umwandlung befindet, ist seine geistige Triebkraft gelähmt. Es tritt entweder Leichtsinn ein, der nahe an Schwindel gränzt, oder wenn die ernste Naturanlage überwiegt, eine Art düsterer Verdrossenheit, immer aber Verkümmerung des Geistes und Herzens.

Gerade im Beginn solcher wirklichen Umwandlung befinden sich die Elsässer. Wir meinen die Masse des Volks, über welche sich Einzelne emporheben. Aber auch diese Einzelnen würden Vorzüglicheres leisten, wenn nicht Elsässer Luft sie umgäbe. Die fremde Sprache allein hindert ja nicht das Aufkommen genialer Menschen. Der Elsässer Graf von Dachsburg machte sich als Papst Leo IX. auch im lateinischen Rom berühmt, und der Lyriker Balde aus Ensisheim, dem in unserer Zeit sein Landsmann aus Rappoltstein, der geniale Physiker Steinheil, nach München folgte, dichtete hier seine seelenvollen Strophen in harter lateinischer Sprache. Was aber war von einem deutschen Volkstheil zu erwarten, wenn das Unterrichtswesen seiner französischen Regierung nur die eine Wirkung hatte, dass die

Kinder durch französische Lehrmittel eine ganz oberflächliche französische Halbbildung erhielten, während sie verhindert wurden, sich eine gute deutsche Bildung zu erwerben? Die eine oder die andere Sprache müssen Knaben und Mädchen in Haus und Schule gründlich lernen: was das blosse Französisch-Parliren hilft, sehen wir in jedem schlechten Töchter-Pensionat in Deutschland.

Zwei Erfahrungen aber der neuesten Zeit sind nicht zu unterschätzen. Denn in beiden zeigt sich im Stillen eine unwillkührliche Hinwendung nach Deutschland hin.

Die Völker sehen sich jetzt vermittelst Reisen, Presse und Telegraphen nahe in's Gesicht. Werth und Charakter des einen wie des andern wird rasch weithin empfunden. Es konnte daher nicht ausbleiben, dass die grossen deutschen Leistungen in Wissenschaft, Kunst und Literatur, wie allmählich leise auf ganz Frankreich, so insbesondere stark auf die uns durch ihre Lage zugekehrten Elsässer einwirkten, und zwar um so mächtiger, je weniger der geistige Reichthum Frankreichs den Bedürfnissen entsprach. Wer sich nicht dem reinen Geldverdienst widmete, fing seit etwa dreissig oder vierzig Jahren an, mehr und mehr von den deutschen Geistesschätzen zu kosten. Man darf beinahe behaupten, dass, je tüchtiger ein Elsässer, er um so bekannter mit Deutschland ist. Von der Strassburger Universität versteht sich dies von selbst, aber auch so ziemlich von der Hochschule der technischen Wissenschaften in Mühlhausen, welcher das eigentliche Frankreich nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hatte. Dieses leise Herüberströmen deutscher Geistesbildung regte den Sinn für ähnliches deutsches Schaffen noch mehr an. Dichter, Geschichtschreiber und Rechtsforscher widmeten, wie schon Schöpflin und seine Genossen es thaten, ihre Liebe und Leidenschaft dem alten Elsass. Dies alte Elsass ist aber das deutsche Elsass, und je mehr es in seiner früheren Herrlichkeit emporstieg, desto stärker wurde das Bewusstsein, dass das Land nicht

französisch, sondern deutsch sei. Es zeigte sich ja auch bei diesen historischen Forschungen, dass die alten Sagen und Geschichten, welche das Volk sich noch jetzt erzählt, ebenso urdeutsch sind, als die Spiele der Kinder auf der Strasse das Französische nicht annehmen wollen.

Eine zweite Gegenströmung wider das Verwälschen trat mit dem zweiten Kaiserthum ein. Dieses war denn doch den Elsässern gar zu wälsch, und je abenteuerlicher seine Feldzüge und je durchsichtiger sein Getriebe wurden, um so lauter äusserte sich der Hass und Spott, wenn gute Freunde beisammen sassen. Hatte das erste Kaiserreich den Elsässern ihren französischen Rausch gebracht, das zweite trug gewaltig bei zur Ernüchterung. Wenn man es aber im Stillen verwünschte, kam sofort die Frage: was denn nachher? Und diese Frage führte, insbesondere vom Sommer 1866 an, wenn man sie gründlich bedachte, die Einsichtigeren hin und wieder auf absonderliche unfranzösische Gedanken.

XVII.

Des deutschen Volkes Zukunft.

In den grossen Wendungen der Geschichte, wenn eine neue Epoche des Völkerstrebens anbricht, ist es gewöhnlich ein winziger Zeitraum, ein verschwindendes Pünktchen in der endlosen Zeitfluth, wohin die eigentliche Entscheidung fällt. Diesem Moment sind langsam und in der Stille Dinge und Ideen entgegengereift, in Kampf und Gegenkampf wurde die neue Richtung allgemeiner, kraftvoller, geläuterter: plötzlich tritt sie mit so gewaltiger Machtfülle und in so scharfklarer Gestalt hervor, dass fortan alle Welt sie anerkennt und ihrem Einfluss sich öffnet, sei es in freudigem Hoffen und Lieben, sei es in Hass, Neid und Furcht.

Solche Zeitpunkte erschienen, als der Papst zu Weihnachten in der Peterskirche plötzlich mit der Kaiserkrone zu Karl dem Grossen trat, als Kaiser Heinrich IV. im Busskleide den Burgweg von Canossa heraufritt, als auf dem ersten Kreuzzugs-Konzil zu Clermont der Ruf: „Gott will es!“ die Luft erschütterte, als Luther an die Schlosskirche zu Wittenberg seine Thesen schlug, als Ludwig XIV. sich mit den Worten „der Staat bin ich“ in die Brust warf, als Mirabeau in der Kammer der Deputirten dem königlichen

Ceremonienmeister zurief: „Sagen Sie Ihrem Herrn, dass wir hier sind kraft der Gewalt des Volkes und nur den Bajonnetten weichen.“

Es sind ein paar Wochen oder Monate oder Jahre, die vor- und nachbauend einem solchen Wort oder Ereigniss vorgingen und nachfolgten: in der Erinnerung der Völker haftet nur jener historische Augenblick als die Entscheidung.

So werden spätere Jahrzehnte und Jahrhunderte in den Sommer des Jahres 1870 die grosse folgenreiche Zeitwende verlegen, mitten in diesem Sommer aber wird man als hervorstechenden Punkt das Gartenschlösschen markiren, in welchem der allmächtige Beherrscher der Franzosen demüthig seinen Degen dem deutschen Kaiser überreichte. Diese Szene war wie ein plötzliches Blitzleuchten, welches den Völkern einen bedeutungsvollen Thronwechsel zeigte. Das deutsche Volk, welches im dreissigjährigen Krieg zum Sterben matt von seinem europäischen Herrscherstuhl herabgesunken, hatte seit sechszig Jahren im Stillen seine Kräfte wieder gesammelt und geschmiedet. Plötzlich, mit einem einzigen grossen Schwung, trat es, klirrend im Waffenschmuck, Siegesleuchten im Auge, wieder auf seinen alten Platz. Die Deutschen hatten sich in Zucht und Sitte, im ernsten bürgerlichen Fleiss, im Ringen um die Wahrheiten der Religion und Wissenschaften gestählt. Kein Mensch berechnete, wie viel sie dadurch an festem Willen, an geistiger Ueberlegenheit, an Tüchtigkeit zum Siegen und zum Herrschen gewannen. Angegriffen in Ehre und Bestand erhob sich dieses Volk in gewaltiger Rüstung und mit entschiedener Willenskraft, mit unabsehlichen Heerhaufen voll Bildung und frischer Jugendlust, mit einem wahren Gedränge ausgezeichneter Führer.

Die Völker sahen das Alles mit Staunen, und nichts war beredter, als ihr allgemeines Stillschweigen. Ohne Zweifel gab es Publizisten, Diplomaten und Generale genug, die darauf hofften, in diesem Riesenkampf müsse Deutsch-

land sich verbluten, dann sei es noch Zeit, ihm den Hemmschuh wieder unterzuwerfen. Allein sie schwiegen. Sie hofften und karteten nur insgeheim, und rieben sich lächelnd die Hände, wenn irgendwo in Deutschland sich eine schwachherzige Anwandlung oder, schlimmer noch, ein arglistiger Plan kund gab, der Einheit Hindernisse zu bereiten.

Elsässer und Lothringer haben den Hergang mit eigenen Augen gesehen: allein sollen sie, welche zur Zeit von unsern Siegen nur Leiden und Verluste haben, sie anders auffassen, als die Meisten in Europa es thun? Es gibt ausser unsern Gränzen kaum einen Zeitungsschreiber, der nicht hundertfach von französischen Siegesberichten belogen dennoch die Lügen immer wiederholte. Der Grund ist ein gewisses halb ungläubiges Unbehagen über die grossen deutschen Siege. Auf alle Länder fallen schon die Schatten, welche das Aufsteigen der grossen Centralmacht vor sich her wirft, die fortan Recht und Ruhe in Europa schirmen wird.

Es sind jetzt bald zehn Jahre her, damals als wir hofften die Blut- und Eisenpolitik des Jahres 1866 lasse sich noch vermeiden, da schrieb der Verfasser folgende Zeilen: „Studirt man Natur und Geschichte der jetzigen Völker und die Ursachen ihrer Machtstellung an ihren Quellen, in welch' tiefem Niedergang erscheint da die alte welthistorische Hoheit unserer Nation! Doch mitten aus so bittern und dunkeln Gedanken taucht langsam in ehernem Glanze das Bild unserer Zukunft: Deutschland geht seiner zweiten grossen Geschichte entgegen. . . Damals, als unser Volk Napoleons Herrschaft von sich abgewiesen hatte, lag in vierfacher Richtung die Aufgabe vor ihm, in staatsbürgerlicher, wirthschaftlicher, nationaler, europäischer Richtung. Ist denn nun das konstitutionelle Programm nicht grösstentheils verwirklicht? Hat sich das nationalökonomische Programm nicht bereits thatsächlich, im Zollverein und seinen Anhängen, weiter Gebiete bemächtigt? Hat das Programm

der nationalen Einheit nicht unzerstörbare Wurzeln geschlagen, bei den Regierungen wie bei den Völkern? Ehe noch das letztere zur vollen That geworden, wird die Nation bereits in Arbeit sein, ihr europäisches Programm zu entfalten. Wahrlich, das deutsche Volk wächst wieder wie ein Wald, still und unmerklich, aber mit der ruhig gewaltigen Triebkraft eines weiten stolzen Waldes."

Jetzt steht der Wald da in seiner herrlichen Prachtfülle und Stärke, und die Fremden reiben sich verdutzt und beklommen die Augen, und wundern sich, dass sie den Wald nicht gesehen vor lauter Bäumen. Auch unsere wiedergewonnenen Landsleute jenseit des Rheins vernehmen schon etwas von diesem Waldesrauschen. Lassen wir ihnen nur Zeit, ihr Ohr an die erhabene Melodie zu gewöhnen. Bald wird es sie anwehen wie stärkende frische Waldluft. Sie sahen ja zu Schanden werden all die Hasser und Neidsüchtigen, die noch immer darauf hofften, dass Deutschland sich in dem ungeheuren Ringen erschöpfe, dass es matt und siech werde in einem fürchterlichen, langwierigen Volks- und Mordkriege, wie er nicht dagewesen seit den verwilderten Zeiten des dreissigjährigen Kriegs. Die Feindseligen mögen immerdar warten! Aus einem solchen Krieg hervorzugehen ungeschwächt an sittlicher Kraft und Ehre will noch mehr heissen, als ihn überhaupt nur auszudauern in Treue und Tapferkeit. Noch aber strahlt Deutschlands Ehrenschild fleckenrein.

Wenn aber die Friedenssonne wieder aufsteigt über den zerstampften und blutigen Gefilden Frankreichs, dann wird man erst erkennen, wie gründlich sich der Stand der Dinge in Europa geändert hat.

Die französische Macht ist niedergebrochen. Ohne Zweifel wird sie sich wieder erholen und wieder aufwallen: nimmermehr aber wird sie in den nächsten Zeiten heranreichen an die Macht des geeinigten Deutschlands, an die gesammelte deutsche Stärke in Wissen und Waffen.

Frankreich ist abgesetzt von seiner Herrscherhöhe, und das wird der Welt gut thun. Denn im Grunde ist Frankreich doch stets nur ein schönes stolzes Weib voll Hochsinn und Tücke, voll Leidenschaft und Habsucht und unberechenbaren Launen. Es ist Zeit, dass sich in unserm Welttheil wieder eine feste, ruhig klare Mannesregierung fühlbar macht.

Was aus Frankreich wird, lässt sich schwerlich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit voraus sagen. Erwägt man Grimm und Zerklüftung der Parteien, die Noth um ein wirklich dauerhaftes Königshaus, die Natur einer französischen Republik als Freibrief für den Bürgerkrieg: so fühlt man sich zu der Annahme versucht, dass es mit den Franzosen unaufhaltsam rückwärts gehe, und ihr festes Staatsgefüge nicht bleibe was es geworden.

In der Geschichte Frankreichs kehrt eine auffallende Thatsache regelmässig wieder. Es zeigt sich ein langsames Hin- und Herschwingen des Uebergewichts zwischen Norden und Süden, bald findet es sich bei der mehr germanischen Nordhälfte, bald bei der mehr gallischen Südhälfte. Dabei ist beständig das germanische Element etwas zu kurz gekommen. Es wurde mehr und mehr vom gallischen überwuchert und aufgesogen. Die Austreibung der Protestanten, die Gesetzgebung des Konvents, die Schreckensregierung der Napoleons waren Höhepunkte des gallischen Wesens. In schäumender Wuth, in prachtvoller Grösse entfaltete es sich in der jüngsten Gambettazeit. Alles umsonst, es folgte Niederlage auf Niederlage, eine furchtbarer als die andere, und das entsetzliche Trauerspiel schloss mit dem Uebergang über den Jura, der ein so schreckliches Andenken hinterlassen wird, als die Beresina.

Die Franzosen werden Zeit brauchen, um die schrecklichen Wahrheiten ganz zu begreifen, dann wird eine stille Zeit der Beklemmung und tiefer Trauer folgen, und dann vielleicht eine sittliche und politische Läuterung des ganzen

Volks, in welcher man das grosse Grundübel erkennt und den Satz „Paris ist Frankreich“ umstösst. Ob das ohne langdauernde Erschütterung des gesammten Staatswesens noch möglich ist? Herz und Kopf von Paris sind mehr und mehr gallischer Art geworden, daher ist Paris Herz und Kopf von Frankreich geworden. Die Karolinger kümmerten sich so wenig um Paris als Cäsar. Seit aber der Urahn der Capetinger im Jahre 978 den deutschen Kaiser Otto II. nöthigte, die Belagerung von Paris aufzuheben und vor dieser Stadt noch unrühmlicher, als neunzig Jahre früher die Normannen, umzukehren, seitdem wuchs die eigenthümliche Bedeutung von Paris mit jedem Jahrhundert. Die Engländer nahmen es 1421 ein, als Bürgerkrieg das französische Volk spaltete, und verloren es, als dieser Bürgerkrieg endigte. König Heinrich von Navarra, der Protestant, belagerte und bedrängte die Stadt fast ein halbes Jahr lang: Paris widerstand und blieb katholisch. Da ging Heinrich IV. selbst in die Messe, um durch Paris König von Frankreich zu werden. Im März 1814 zogen die Verbündeten, das Jahr darauf Blücher in Paris ein: beidemal musste Napoleon abdanken.

Jetzt hat Paris die Besiegung von Frankreich bis in den fünften Monat aufgehalten. Diese eine Stadt schien Frankreichs Hälfte zu sein. Die Franzosen aber erhoben den Meister, der Paris zu solchem Widerstand vor dreissig Jahren mit Festungswerken ausrüstete, zu ihrem Regenten, und die grosse Mehrheit all ihrer denkenden Männer beseelt nur die eine Idee: rasch die Finanzen in Ordnung zu bringen, das Heer zu furchtbarer Stärke zu erheben, und dann im stürmischen verzweifelten Ringen die alte Stellung wieder zu erobern und mit schrecklicher Rache Deutschland heimzusuchen. Mithelfer hoffen sie zu finden an den soliden Schlachthaufen der Russen, an der alten geschwinden Tücke der Dänen, an dem Schwindelgeist der Italiener.

Ein Weltkrieg also? Ja, wenn auch noch nicht im Anzug,

steht er doch wohl in Aussicht nach etwa zehn, höchstens zwanzig Jahren. Gottes Gnade hat sich schon so wunderbar an uns bewährt, es wäre zuviel himmlische Gunst, hätten wir in sechs Monaten wieder erobert, was in sechs Jahrhunderten verloren ging, und es müssten nun dem neuerstandenen Reich die deutsche Schweiz, die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, Holland, Flandern und Brabant von selbst wieder zu fallen, vom deutschen Oestreich noch nicht zu reden. Es umzieht uns ein Ring von nationalen Aufgaben. Denn, als Deutschland auseinander fiel, nahm jedes der umwohnenden Völker seinen Antheil davon. Sobald das deutsche Volk sich wieder zusammen ballt, wird das Schwergewicht dieser grossen Masse ringsum eine natürliche Anziehungskraft äussern, ringsum Unruhe und Verwickelungen erzeugen, die, was einmal die slavischen Völker betrifft, schliesslich doch nur das Schwert durchhauen wird. Jetzt brauchen die eifersüchtigen oder feindlichen Mächte — einen Freund hätten wir ja nur im fernen Nordamerika — noch eine geraume Zeit, ehe sie mit der grossen leibhaften Wirklichkeit in des Welttheils Mitte sich zurecht gesetzt haben, und ehe Frankreich sich einigermaassen erholen kann. Früher oder später könnte dann das deutsche Volk sich plötzlich in einer Lage sehen, wie Friedrich der Grosse im Beginn des siebenjährigen Kriegs.

Indessen — wer weiss? Unsere Zeit ist ein Füllhorn von grossen Ueberraschungen, und es war niemals so gefährlich Prophet spielen. Als Gewissheit haben wir neben der französischen Aussicht nur die eine, dass unser Verhältniss zu Oestreich die nächste Zukunft bestimmen wird. Oestreich ist uns doppelt und dreifach der Nächste: es braucht uns, wie wir seiner bedürfen. Ein Schutz- und Trutzbündniss mit ihm braucht bloss den Bestand des beiderseitigen Gebiets zu gewährleisten, weiter nichts. Ein Handelsvertrag würde hinzukommen. Im Uebrigen behält jeder Theil die volle Freiheit der Bewegung. Das würde die Deutschen

Oestreichs sofort wieder in ihre historische Stellung bringen; denn am Ende sind sie es doch allein, die in dem Völkerwirrsal, das noch Oestreich heisst, Ordnung und Einheit schaffen müssen.

Wir können nun für's Erste den kommenden Dingen mit ziemlicher Gemüthsruhe entgegen blicken. Unserm gefährlichsten Feind haben wir gerade die Lande entrissen, deren Verlust ihn nachhaltig schwächt. Ihr Besitz gewährt uns aber eine höchst vortheilhafte Stellung. Das frühere Verhältniss hat sich gerade umgekehrt: jetzt gehört uns der beste Theil der Mauern und Thore zwischen Deutschland und Frankreich.

Unser deutsches Reich aber umfasst über 40 Millionen Menschen. Wir rechnen nämlich ausser Elsass und Deutsch-Lothringen auch Luxemburg hinzu; denn dies Ländchen darf wohl nicht mehr aussen bleiben, vielmehr wird sich auch für den 1830 an Belgien abgetretenen Theil ein Tauschmittel ergeben. Frankreich hat etwa 4 Millionen Menschen weniger, als das jetzige deutsche Reich, Oestreich-Ungarn auch 4 Millionen weniger, England 10 Millionen weniger. Russland besitzt allerdings 30 Millionen mehr, allein es sind und bleiben eben nur Russen und was von halbwilden Völkern darunter steckt, und sie wohnen, was noch viel mehr in's Gewicht fällt, zerstreut über unermessliche Ebenen. In Deutschland dagegen hat die Bevölkerung eine mittlere Dichtigkeit, geringer als in England und Italien, stärker als in Frankreich und Oestreich, am stärksten im Elsass und in der Rheinpfalz.

Bei dieser Masse und Dichtigkeit besitzt nun das deutsche Volk all die Eigenschaften, welche eine nachhaltige Kraft und Frische einer Nationalität bedingen.

Frankreich ist das Land der glücklichen Greise und regierenden Weiber, es hat an alten Leuten und Frauen Ueberschuss. Deutschland aber hat Ueberschuss an Männern und an kräftig nachwachsender Jugend. Bei uns vermehrt

sich die Bevölkerung fast doppelt so rasch, als in Frankreich, wo die Ehen an Zahl weniger und an Kindern unfruchtbarer sind. Wir werden auch ohne Gebietsausdehnung jährlich stärker, die Franzosen im Verhältniss jährlich schwächer.

Die konfessionelle Spaltung ist eine schwere und hartnäckige Krankheit, konfessionelle Mischung aber spornt Alles zum Denken und Arbeiten. So Gott will, hat unsere Spaltung in kirchlicher Beziehung jetzt aufgehört: im Uebrigen ist unser Vaterland dasjenige, welches am meisten konfessionell gemischt ist und es — was wohl zu beherzigen — täglich mehr wird. Auch die Berufs- und Erwerbsarten sind bei uns, was zu der Lebendigkeit eines Volks nicht wenig beiträgt, so gemischt und mannichfaltig, als unser Land selbst reich gesegnet ist und dabei so mannichfaltig, dass es an Wald und Seeküste, an Hoch- und Mittelgebirg, an Flüssen und Seen, an herrlichen Tiefländern und fruchtbaren Ebenen, gleichsam wie eine Ansammlung all der Bodengestaltungen erscheint, die in Europa zu finden.

Was aber die Intelligenz betrifft, so hat wohl dieser Krieg hinlänglichen Beweis geliefert, erstens dass in keinem Lande der Welt die höhere Bildung in so vorzüglicher Art vorhanden und zugleich so weit verbreitet ist, als im deutschen Volke, und zweitens dass in Ausdehnung der mittleren Bildung nur das nordamerikanische mit uns sich vergleichen lässt. Endlich wirft auch kein geringes Gewicht in die Wagschale die sittliche Kraft und Reinheit. Nun sind auch wir nicht alle Helden oder Engel, in Summa aber doch nicht schlechter als die Andern.

Einen Vortheil aber haben die meisten Völker über uns voraus. Sie wohnen nicht wie wir in des Welttheils Mitte, haben nicht mit so vielen Nachbaren ringsum zu rechnen, wie das Centralvolk, das von Allen Einflüsse empfängt, von allen zugleich den Druck auszuhalten hat, aber

zu gleicher Zeit auch auf alle einwirkt. Ausserdem hat mit Ausnahme der Italiener jedes Volk geschütztere Gränzen als wir. Unsere Westgränze ist jedoch jetzt wesentlich verbessert.

Ein Volk nun — so massenhaft, so geartet, und so gelegen — muss natürlich europäische Politik im grossen Stil treiben, sobald es in Staat und Willen eine geschlossene Einheit bildet, und sobald es sich seiner Weltstellung bewusst wird. Beides, Einheit und Selbstgefühl, hat uns dieser Krieg gebracht. Er kostete viel: allein gelten denn für nichts die Auswanderungsheere von Hunderttausenden, die mit Geld und Gut, mit Kraft und Wissen wohl ausgerüstet, alljährlich über unsere Gränze zogen, und im Augenblick, als sie diese Gränze überschritten, für Deutschland verschwanden? Soviel Thränen um des grossen Kriegs edle Opfer geflossen, so über alle Schilderung furchtbar das Mühen, Leiden und Ringen unserer Tapfern war, des Kriegs Gewinn ist dennoch gross und nachwirkend über alle Hoffnungen.

Bedenken wir zum Beispiel nur das Eine. So manches Hunderttausend unserer besten Männer hat nicht bloss den Krieg gründlich kennen, nicht bloss Franzosen schlagen gelernt, sondern diese vielen hunderttausend Männer kehren zurück, innerlich gehoben durch all das Gewaltige, was sie erlebt und ausgerichtet, und unendlich bereichert durch politische und nationale Anschauungen. Sie haben an kühnem Heldenmuth, an stählerner Ausdauer, an furchtbaren Mühen und Entbehrungen bis zum letzten Schuss das Aeusserste geleistet, was jemals ein Heer leisten kann. Sie haben in Ehrfurcht einen Heldenkaiser walten sehen, als wäre der alte Barbarossa aus des Berges Klüften empor gestiegen, und es umgab ihn ein Gefolge erleuchteter und gewaltiger Männer, deren grosse Entwürfe so fest und sicher von einem Ziel zum andern führten, wie eine mathematische Schlusskette. Und all' diese waren Deutsche, und

Gott war mit ihnen. Wohl mag all unsern Kriegern ein gerechtes Selbstbewusstsein, ein nationales Hochgefühl die Brust schwellen. Sie wissen jetzt, was das deutsche Volk werth ist und durchsetzen kann, wenn es einen einzigen starken Willen und eine einsichts- und einheitsvolle Führung hat. Was sie aber denken und fühlen, theilt sich ihren Familien mit und keimt fort in ihren Kindern. Das Grosse in der Weltgeschichte setzt sich ja zusammen aus Millionen kleiner Thaten. Die zahllosen kleinen Briefe, die von unsern Auswanderern aus Amerika jede Woche nach Deutschland fliegen, sind ebenso viele demokratische Sendboten. So werden die Erzählungen unserer Offiziere und Freiwilligen, unserer Soldaten und Landwehrmänner wirken. Das junge Geschlecht wächst voll frischer Zuversicht heran, und es treibt ihm eine Werde- und Ringelust in den Gliedern, wie nie zuvor in Deutschland seit der grossen Kaiserzeit.

Auch wir Andern, die das kleinliche dumpfe Elend einer bleiernen Reaktion entweder schon seit 1820 oder seit 1830 oder auch erst seit 1850 erlebten, fühlen uns wie verjüngt und neu geboren, und weitab liegt alle trübe Erinnerung. Alles, Alles in diesem Krieg war ja für Deutsche überglänzt so zu sagen von einer weltgeschichtlichen Freude, es hatte den Schwung und Stil eines Volks, das gebietend auf die Weltbühne tritt. Erst die Alles überwältigende nationale Begeisterung, das jauchzende Verbrüdern von Preussen und Bayern, — dann die stürmische Siegeslust von Weissenburg, Wörth und Spicheren, — dann die Eilmärsche ohne Gleichen, bis das grosse Kesseltreiben auf Mac Mahon anfing, — dann der donnernde Jubelschrei von ein paar hunderttausend Kriegern, als rings über alle Höhen um Sedan die Kunde flog, man habe auch den Napoleon gefasst, — dann das Ausglühen und Einreissen des eisernen Zauns, mit welchem Ludwig XIV. und Vauban ihr Frankreich umgürtet hatten, — dann der Mordgrimm der Pariser

bei ihren Ausfällen, jeder deutsche Stamm erhielt seinen Theil, — dann der traurige Ausmarsch der hundertachtzig Tausend Gefangenen aus Metz, — dann das Entgegenziehen, das Jagen und Schlagen in rasender Eile viele Tage lang bei Orleans, le Mans, Amiens, der Feinde und Siege immer mehr, als man zum Höchsten annahm, — der Todesschrecken in Paris, als nach monatelangem tiefem Schweigen plötzlich sich das tausendstimmige Gebrüll der deutschen Kanonen erhob, — dann das majestätische Kaiserfest in den Glanzsälen zu Versailles, — dann Gefangennehmung und Waffenstrecken einer halben Million in Paris, — endlich das Hineinpeitschen von fast hunderttausend Franzosen in die Schweizerberge, um sie unsern lieben Nachbaren zum Aufheben zu geben bis zum Friedensschluss.

Die Franzosen sorgten schon dafür, dass in den Akten ihres Nationaltrauerspiels der Shakespear'sche Narr sich hören liess. Sie streueten in die fluthenden Unglückswogen historische Leckerbissen hinein, deren Glanz unvergänglich ist. So bei der Eröffnung das Geprahle, in drei Wochen Berlin zu erobern, — die glorreiche Saarbrücker Schlacht mit der kleinprinzlichen Einweihung der Mitrailleuse, — die Vorsicht ihres Beherrschers, der statt in das gefährliche Paris oder das dornenreiche Exil zu gehen, den besten Theil erwählte und sich nach Wilhelmshöhe in Sicherheit bringen liess, — die königliche Majestät, mit welcher Gambetta der Franzosen Fürstin, die Lüge, umgab, — die Schlacht in der Nähe von Havre, wo sie fürchterlich kanonirten und arbeiteten und kein Feind im Felde war als dicker Nebel, — die „sublimen“ Pariser, die bloss ihre Befestigungen und nicht ihre Stadt ergeben wollten, — und all das endlose schmetternde Siegtrompeten bei ewigen Niederlagen. Garibaldi aber, redlich wie ein Held und dumm wie ein Kind, war der Einzige, der eine Fahne erhielt.

Wahrlich, unter den Nachwirkungen, welche die gehäufte Fülle der Begebenheiten dieser Tage haben muss,

geht mit unserm Volke eine innerliche Umwandlung vor, gleichwie ein junger strebender Mann ein anderer wird, wenn nach langem dumpfen Zweifeln und Zagen er einen leuchtenden Erfolg erringt, der über sein Leben entscheidet. Schon der grossen Volkserschütterung von 1848 folgte eine mächtige Nachwirkung: es erwachten, wie die höheren, so auch die mittleren und niederen Stände zu politischer und nationaler Bethätigung, aber auch zur Energie in allen Gewerbszweigen. Ohne 1848 wäre 1871 nicht möglich gewesen. Wenn aber der Aufschwung damals sein Ziel nicht erreichte, so wird die jetzige siegbeglückte Volksbegeisterung einen Eindruck machen vielleicht noch grösser, als die herrliche Zeit der Freiheitskriege. Abgeschüttelt ist unsere Erbkrankheit noch vom dreissigjährigen Kriege her, die übermässige Bescheidenheit andern frechen Völkern gegenüber. Das ächte Maasshalten aber, das nationale Arbeiten in Treue und Gottesfurcht, muss sich bewähren in den Folgen, welche das Auferstehen von Kaiser und Reich haben wird, Folgen, deren Reihe sich noch gar nicht übersehen lässt, Folgen für Frieden und Ruhe des Welttheils, wenn das revolutionärste Volk ihn nicht mehr nach Belieben erschüttern darf, — Folgen für das Schwergewicht des europäischen Areopags, in welchem fortan das vorzugsweise weltbürgerliche Volk den Vorsitz führen wird, — Folgen für die gesammte Verkehrs-, Handels- und Kolonialentwickelung, wenn das Herz von Europa wieder ungehemmt und siegesfroh seine ganze Triebkraft entwickelt, — Folgen auch für die gesammte geistige Stimmung der gebildeten Welt, wenn dasjenige Volk, das durch Schärfe und Freiheit und Fülle des Geistes hervorragt, das eine wissenschaftliche Höhe und eine Weltliteratur wie kein anderes besitzt, auch politisch wieder am meisten Einfluss übt. Es sei hier nur auf Eines hingedeutet. Der Stoss ins Herz von Frankreich ging ebenso tief ins Herz der europäischen ultramontanen Partei. Nicht die Italiener und Spanier, am wenigsten die

Deutschen, obgleich deutschen Jesuiten dabei die schwerste Arbeit oblag, riefen das Unfehlbarkeitsdogma hervor: das thaten die Franzosen. Sobald die Kriegsstürme schweigen und Well' auf Welle sich beruhigt, folgt unausbleiblich eine welthistorische Bewegung auf kirchlichem Gebiete, deren Führer wieder Deutschland ist. Mögen dann den Deutschen selbst die tüchtigen Führer nicht fehlen!

Wahrlich, unaufhaltsam kommen sie, die schweren und grossen Aufgaben, die sich mit der veränderten Machtstellung Deutschlands von selbst entwickeln. Da aber bei uns noch längst nicht alles Gold, und der Saame der alten Zwietracht noch nicht ausgetreten ist, so ziemt es sich wohl, die Willenskraft zu stählen und auch die Gefahren zu erkennen, die in unserer Zukunft liegen. Denn lösen die Deutschen die grossen Aufgaben nicht, welche die Geschichte ihnen zuweist, so wird kein Volk unglücklicher sein.

XVIII.

Nationale Bedeutung von Metz und Strassburg.

Die grosse Glocke der Geschichte läutete einmal wieder vernehmlich über Europa hin. Die Franzosen hörten es, und diesmal schlich sie etwas an wie leises Grauen. Metz-Strassburg, Strassburg-Metz: das hatte einen ähnlichen dumpfen Hall wie Moskau-Leipzig, aber es tönte noch viel empfindlicher, schmerzlicher.

Es sind für die Franzosen nur deutsche Klänge, beide Namen sind nicht gallisch oder romanisch, allein es hängt sich eine historische, kriegerische, volkswirthschaftliche Gedankenreihe daran, — für uns Deutsche aber hat Metz und Strassburg auch eine Art sittlicher Bedeutung, die noch viel schwerer wiegt.

Metz bezeichnet den Anfang deutscher Spaltung, für die Franzosen daher den Beginn der Eroberungen, Strassburgs Einnahme war die am meisten französische That ihres grössten Königs. Zum Gewinn brauchten sie sieben Menschenalter, zum Verlust und Verzicht nicht ganz sieben Monate. Es ist das ein dicker Strich nach rückwärts durch die französische Geschichte, der die Anstrengung von drei Jahrhunderten auslöscht.

Für uns Deutsche steht die Sache noch anders. Wir

sagten oben, an Metz knüpfte sich ein Andenken, wie an eine deutsche Schicksalsfestung. Weniger schwebt uns dabei vor, dass in dieser Stadt einst das vielberufene Reichsgesetz verkündigt wurde, welches amtlich den Rücktritt des Kaisers von seiner Macht und Herrschaft über das ganze Reich verkündigte. Mehr schmerzt uns das Gedächtniss, wie diese Stadt einst von zwei genialen deutschen Fürsten verrathen wurde, zu dem Zweck, durch des Fremden Hülfe des Kaisers plötzlich aufsteigende Macht wieder niederzuwerfen. Der Vertrag war schmählich, schmählicher noch die Ausführung. Der Franzose, statt ihnen zur Hülfe zu ziehen, lachte die deutschen Fürsten aus und dachte nur daran, Lothringer und Elsässer Reichsstädte für sich selbst zu erobern. Nun aber machte der mächtigste Kaiser, den Deutschland jemals hatte, die gewaltigste Anstrengung, um Metz wiederzuerobern. Ein stattlicheres Heer, als man es seit Jahrhunderten in Deutschland gesehen, zog nach Lothringen. Die höchste Kriegskunst und Tapferkeit hier der Deutschen, dort der Franzosen maassen sich auf den Wällen der alten deutschen Reichsstadt. Für die Deutschen war Alles vergebens, der Himmel war nicht mit ihnen: Metz blieb Besitzthum der Krone Frankreichs.

Da war die Schicksalswendung zwischen beiden Reichen entschieden. Deutschlands Sonne fing an, sich zum Untergang zu neigen, Frankreichs Gestirn aber stieg hellschimmernd empor. Dieses Metz ist jetzt von uns wieder erobert. Vor seinen Thoren wurde die eigentliche Entscheidungsschlacht geschlagen. Seine Gefilde glänzen jetzt von deutschem Waffenruhm, wie jemals eine historische Stätte auf Erden geleuchtet hat.

So lange aber der deutsche Reichsadler ehemals über den Thoren dieser alten Reichsstadt flatterte, bildete die grosse Festung die scharfe Ecke gegen Frankreich, die Vorhut nicht bloss, sondern das Hauptbollwerk der Rhein-

lande. In den Händen der Franzosen verwandelte sie sich sofort zu einem grossen Ausfallthor für französische Angriffe, die unaufhaltsam von jetzt an gegen die Niederlande, Luxemburg, Elsass und Hochburgund vordrangen. Mit dem Tage der Wiedereinnahme von Metz wendete sich der Speer um, der bisher auf Deutschland gezückt war: seine Spitze senkte sich auf den Leib Frankreichs. Gerade wie einst vor 318 Jahren die Deutschen, als sie von den Wällen der unerstürmten Stadt abzogen, sind jetzt die Franzosen von düstern Ahnungen beklommen. Wie sie von Metz aus unsere Reichslande an sich gerissen, könnten umgekehrt von Metz aus ihre Gränzlande in Gefahr kommen. Schon musste man, um uns den Besitz von Metz besser zu sichern, die Gränzlinie von Deutsch-Lothringen etwas südlicher durch französisches Sprachgebiet ziehen.

Doch mehr noch, als der Rückblick auf die Geschichte und als die Vorsicht in Bezug auf künftige Kriege, beschäftigt uns der Völkerverkehr der nächsten Gegenwart. Jetzt gehört das Rheinland uns wieder ganz, und vom Moselland mehr als drei Viertel. Die grosse klaffende Wunde am Oberrhein ist geschlossen, von der obern Mosel aber wurde das beste Stück erobert. Damit haben wir unser natürliches Handelsgebiet wieder in eigener Macht und Gewalt, und das wird belebend und unschätzbar einwirken auf den gesammten Verkehr in den Rheinlanden. Was die Franzosen aber verlieren, ist zehnmal mehr, als wir gewinnen. Ihr Volk bedarf beständig der frischen rauhen Kräfte aus Elsass und Deutsch-Lothringen, der gescheidten und fleissigen Fabrikarbeiter und Bergleute, der treuen Dienstboten, der anstelligen Beamten, der unternehmenden Kaufleute, und vor allem der tüchtigen Soldaten, ganz besonders der Reiterei. Wie tapfer auf zahlreichen französischen Kathedern, in zahllosen französischen Zeitschriften und Büchern Elsässer und Lothringer arbeiten, wie gerade sie es sind, welche die reiche geistige Fülle

Deutschlands auf französische Steppen und Gärten führen, ist bekannt. Dieser Zufluss an deutschen Geistes- und Arbeitskräften wird auch jetzt nicht ganz stocken, aber sich sehr bedeutend verringern. Frankreichs geistige und volkswirthschaftliche Arbeit wird im selben Grade schwächer werden, als ohne Elsässer und Lothringer seinen Heeren ein gewisses Element der Ausdauer und Haltbarkeit fehlen wird.

Metz aber hat für unsere Geschichte noch einen tiefern eigenthümlichen Klang. Diese alte Reichsstadt war das erste Opfer, das unsere innere Spaltung uns kostete. Diese Spaltung kam durch die Religionsstreitigkeiten, diese brachten uns die dreissigjährigen Kriegsleiden, diese uns die Zerrüttung, diese uns Landräuber von allen Seiten. Ist es nun nicht, als ob eine ausgestreckte Hand aus den Wolken auf das wiedereroberte Metz hinzeigte? Ausgestritten sind die blutigen Religionskämpfe, ausgelöscht soll alle Zwietracht sein um der Religion willen, wenigstens soll sie unsere sittliche, politische, und wirthschaftliche Volkseinheit nicht mehr zerreissen.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1552 von Metz abgezogen, hatte der Herzog von Guise grosse Jubelprozessionen gehalten von einer Kirche zur andern, an der Spitze die gesammte Geistlichkeit mit allen Fahnen und goldenen Kreuzen. Tags darauf wurde Haus für Haus durchsucht und jeder Winkel durchstöbert, um den Bürgern die protestantischen Bücher zu entreissen. Alle verdächtigen Schriften, die man entdeckte, wurden zusammengeschleppt und öffentlich durch den Henker verbrannt. Fortan war hier dem Eindringen der evangelischen Lehre ein Ziel gesetzt, ihre Reste wurden grausam verfolgt. Bei Kurfürst Moritz und seinen Mitverschworenen hiess es dagegen: sie hätten die drei Lothringer Reichsstädte opfern müssen, um französische Hülfe wider des Kaisers Glaubenstyrannei zu erlangen. Metz ist jetzt nach einem Zeitraum

von 318 Jahren, in welchem das deutsche Volk hauptsächlich durch den Glaubenszwiespalt gelähmt und zerrissen war, wieder erobert unter der glorreichen Führung des vornehmsten protestantischen Fürsten. Diejenigen aber, welche die Religion zum Deckmantel nahmen, um die Einheit der deutschen Völker unter des Protestanten Führung zu hindern, sind mit all ihren Finten und Ränken zu Schanden geworden. Und schon denken in diesen Tagen tiefgreifender Welterregung Männer nationalen und vorschauenden Sinnes daran, wie man den Gefahren, welche Deutschland aus dem Glaubenszwiespalt fort und fort erwuchsen, für die Zukunft gründlich ein Ende mache.

Gesetzt jedoch, wir hätten Metz, diesen historisch und strategisch so wichtigen Platz, wieder aufgeben müssen, so wäre die Nachricht peinlich und niederschlagend gewesen, gleichwohl aber hätte sie keine innere Fieber unseres Herzens berührt. Die Einen würden sich mit der Schleifung der Metzer Festungswerke begnügen, die Andern würden denken: das nächste Mal werden wir Metz schon fester halten. Es wäre eben nur die rein verständige Erwägung, welche hier am Platze wäre: wir würden zunächst nur berechnen, wo und wie theuer die Festung zu stehen käme, welche Metz das Gegenspiel halten müsste.

Was ist es aber, was uns bei Strassburgs Wiedergewinn das Herz lachen macht? Weshalb empfand jeder ächte Deutsche den Verlust dieser einen Stadt noch nach zweihundert Jahren als ein Wundweh des ganzen Vaterlands? Viele erkennen den Grund, die Meisten ahnen ihn. Das Andenken, dass die Wegnahme Strassburgs mitten im Frieden der grösste Schimpf für Deutschland war, kann es nicht mehr sein; denn jener Frevel wurde ja seitdem überboten durch viele andere Thaten französischer Gier und Frechheit. Oder liess uns etwa die Gewissheit keine Ruhe, dass diese Festung das Thor Deutschlands sei und uns jeden Augenblick mit französischen Heeren überschwem-

men könnte? O nein, wir wussten längst, dass Strassburg nicht so stark mehr sei, und hatten ja Rastatt, Germersheim, und Ulm gebaut.

Doch denken wir uns, von unsern vielen uralten berühmten Städten könnte Königsberg, Breslau, Erfurt, Hannover, Hamburg, ja selbst Danzig oder Mainz verloren gehen. Das würde uns nicht so schmerzlich ergreifen, als die Nachricht, uns gehöre nicht mehr Nürnberg, oder Köln, oder Lübeck, oder Augsburg, oder Weimar, oder Wien, oder Berlin, oder München. Unter solchen Städten aber, an welche sich für uns Alle vorzugsweise ein Gefühl des Dankes und des Stolzes knüpft, war Strassburg eine der edelsten und vornehmsten.

Es ist aber das Werden und welthistorische Verdienst unsers Volkes, das auf solchen Punkten sich besonders deutlich abspiegelt. Nirgends fühlen wir mehr den vollen warmen Herzschlag des deutschen Lebens, als in Strassburg: in keinem Winkel Deutschlands spielt unsere Geschichte in so hellen raschen stürmischen Akkorden. In keiner deutschen Stadt fand sich all die Jahrhunderte hindurch eine Bürgerschaft, die deutscher dachte und fühlte in all ihren bewegten Kreisen. Gerade hier, wie ein Hort gegen die unruhige Brandung der Wälschen, entfaltete sich der Stolz und die Stärke des deutschen Wesens, und wie in Magdeburg und Wien der Deutsche auf Wenden und Ungarn tief herabsah, so empfand es der Elsässer noch vor achtzig Jahren als tiefe Kränkung, dass ein Wälscher sein Herr sei.

Es ist etwas lange her, dass Lothringer Herzoge in unsern Kaiserschlachten eine Rolle spielten, wie Konrad auf dem Lechfeld und Theobald im Gefolg des ersten Luxemburgers vor Florenz. Ganz anders ist unsere Kaisergeschichte mit dem Elsass verknüpft. Fast jeder von den alten Kaisern, die uns besonders an's Herz gewachsen sind, ist gern und oft in Strassburg gewesen, und hat hier froh-

sinnig gewaltet, wie auf seiner liebsten Pfalz. Des grossen Otto Gemahlin Adelheid fand im Elsass ein Stück Italien wieder. Der zweite Heinrich, der letzte sächsische Kaiser, und der unglückliche vierte Heinrich der Salier fühlten sich häuslich wohl in Strassburg. Der Herrlichkeit der Hohenstaufen, des Rothbarts und des zweiten Friedrich, wurde oben gedacht, nicht minder Rudolf's von Habsburg, der im Bürgerrecht von Strassburg stand. Welch herzlichen Verkehr hatte Kaiser Ludwig der Bayer mit den Strassburgern, die um seinetwillen vom Papste verflucht wurden. Als er starb, huldigten die Strassburger bald seinem Feinde, Karl IV., denn dieser war jetzt der rechte Kaiser. Doch liessen sie es sich nicht nehmen, vor des Münsters Pforten durch ihren Bürgermeister dem kaiserlich prangenden Luxemburger feierlich zu erklären: „Wenn sie ihm huldigten, wollten sie damit in keiner Weise dem ehrenreichen Nachdenken seines kaiserlichen Vorgängers zu nahe treten". Von den Strassburger Studentenstreichen Kaiser Sigmunds wäre viel Lustiges zu erzählen. Natürlich war auch der ritterliche vielgeschäftige Max öfter in Strassburg, er probirte dort in eigener Person vor Ammeister und Rath seine Kanonen; denn Kaiser und Reichsstadt wetteiferten, wer die besten Geschütze giessen könne, und schenkten sie dann einander. Was aber unsern Kaisern Strassburg so werth und heimisch machte, war nicht allein die herrliche Gegend und köstliche Luft des Oberrheins, nicht allein die reiche glänzende Grossstadt, die Menge ritterlicher und hochgebildeter Bürger, sondern vor allem die fröhliche und wandellose Herzenstreue, mit welcher sie zum Reichshaupt hielten. Strassburg war alleweil gut kaiserlich.

In Deutschland hat von jeher Fürstenthum und Adel viel Ausgezeichnetes geleistet, und der Bauernstand hat von jeher eine Grundlage unverwüstlicher Volksgesundheit abgegeben: allein das Meiste und Beste, was unser Volk zu seiner Eigenart und kulturgeschichtlichen Grösse erhob,

ging doch vom Bürgerthum aus. Das deutsche Volk ist eben ein vorzugsweise bürgerliches Volk. Nun ist aber gerade Strassburg eine Feste und ein tiefer Brunnquell des deutschen Bürgerthums gewesen. Dieses hat hier frühzeitig Gestalt und Bewusstsein gewonnen, es hat sich hier am höchsten und stärksten entfaltet, und von hier ging ein städtischer Antrieb in Politik und Handel und Gewerbe aus, dessen Wirkungen sich viel weiter, als am Oberrhein verspüren liessen.

Aber auch auf geistigem Gebiete ergoss sich von Strassburg aus unaufhörlich ein lebendiger Strom, um das deutsche Volk zu befruchten und zu erfrischen. Im Ausbilden unserer Sprache, im Dichten und Reimen, in der Baukunst und jeglichem Kunstgewerbe, in der Geschichtschreibung, in der Versenkung des Gemüths in die tiefsten Geheimnisse des religiösen Lebens, wie in jeder frischen Geistesfreiheit, hat Strassburg wiederholt den Ton angegeben. Wo hier Vorzügliches in Kunst und Literatur geschieht, steht gewöhnlich ein Strassburger Bürgermeister dahinter, und es ist nicht so zufällig, dass das schönste Werk der Ritterpoesie und das populärste Reimbuch im Reformationsjahrhundert Strassburger Stadtschreiber zu Verfassern hatten. Als es schien, als wollte Deutschlands Ehre sich beinahe ganz auf seine Hochschulen zurückziehen, da entfaltete die Strassburger Universität eine ächt deutsche Hochblüthe, trotzdem die Stadt schon unter französischem Szepter stand.

Das Andenken an dies Alles liegt in unserer Geschichte ausgebreitet, wir stossen allerwärts darauf, aber es erweckte auch jedesmal ein neues trauriges Gefühl, wenn wir unsere nationalsten Erinnerungen an eine Stadt in der Fremde anknüpfen mussten. Soviel Jahrzehnte und Jahrhunderte seit Strassburgs Verlust dahin gegangen, dieser Schmerz war bei Jedem, der deutsch fühlte, noch so frisch wie ehemals, ja um so peinlicher, je kräftiger das Nationalgefühl erwachte. Mit einem edlen Theile unserer

Geschichte hing auch unsere Volksehre am Elsass und Deutschlothringen, weil es immerdar eine Schmach für ein starkes Volk ist, Theile von sich fremder Sprach- und Volkstyrannei zu überlassen. Das hat sich jetzt geändert. Ein frisches Gefühl von Gesundheit durchströmt wieder ganz Deutschland.

Gott hat es gewollt, dass wir im Nationalkriege gegen den ersten Napoleon den Rhein, und im zweiten Nationalkrieg mit Frankreich gleich Elsass zusammen mit Deutschlothringen wieder gewannen. An der Spitze der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich glänzen unvergänglich die Namen Metz, Strassburg, Versailles. Wir aber wollen sie als ein freudiges Pfand ergreifen, dass die alte Schuld und Sünde der Zwietracht gebüsst sei, und dass es uns mit Gottes Hülfe gelinge, die ernsten Aufgaben, die sich aus Deutschlands neuer Weltstellung ergeben, mit gesammelter Kraft glücklich zu lösen.

XIX.

Gewinn und Verlust der Elsässer und Deutschlothringer.

Die Franzosen denken jetzt an nichts anderes, als Kanonen zu giessen, ihre vierhunderttausend Soldaten aus deutscher Gefangenschaft wieder zu bekommen, neue Heere zu bilden, die Offiziere zu üben, und alsdann den zweiten blutigen Tanz um Elsass und Lothringen zu wagen. Wir wollen es erwarten, vielleicht besinnen sie sich nach ein paar Jahren noch wieder eine Zeitlang. Unterdessen müssen wir Elsass und Deutschlothringen geistig und sittlich, wirthschaftlich und politisch wieder fest mit uns verknüpfen, dass wir bei dem nächsten Krieg ihrer sicher sind.

Wiederholt haben wir die Ueberzeugung ausgesprochen, dass das Erreichen dieses Ziels weder so lange Zeit erfordre, noch so schwer sei, wie man gewöhnlich annimmt. Ein redendes Beispiel ist die Rheinpfalz. Ein Franzose, der seiner Zeit das Möglichste für Französirung des Elsasses gethan, Hallez-Claparède, schrieb in seiner Verzweiflung, dass bei den Elsässer Bauern, die einmal nicht französisch sprechen wollten, Hopfen und Malz verloren sei, vor ein paar Jahren Folgendes: „Welchen Einfluss die Sprache auf die Nationalität ausübt, davon nur ein Beispiel. Als der Pariser

Frieden 1815 von dem Arrondissement Weissenburg sechs Kantone ablöste, um sie mit Bayern zu vereinigen, bewirkte die Gemeinschaft der Sprache eine so schnelle Verschmelzung, dass nach einigen Jahren die Löthung nicht mehr zu bemerken war, und dass Bevölkerungen, welche 150 Jahre zu Frankreich gehört haben, die Erinnerung daran vollständig verloren haben. Ursachen der beharrlichen Dauer der deutschen Sprache im Elsass sind, dass das Elsass weniger durch den Rhein von Deutschland, als durch die Vogesen von Frankreich geschieden wird, dass es an's deutsche Sprachgebiet von drei Seiten, Rheinbayern, Baden und Schweiz, angränzt." So schreibt dieser Franzose, und so denken seine Landsleute alle. Sie wissen recht wohl, dass, sobald ihre deutschen Provinzen ein paar Jahrzehnte vollständig wieder eins sind mit ihren deutschen Nachbarn, das Land für sie verloren ist.

Unzweifelhaft ist aber für Elsässer wie für Lothringer selbst das Herausreissen aus dem französischen Staatskörper schmerzhaft. Sie sind ja nicht in Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten dem französischen Staatskörper angewachsen. Was so lange Zeit hindurch politisch und sozial verbunden war, das blutet lange nach, wenn die Verbindung zerrissen wird. Schon jetzt gehen die Kriegsschäden, die Handels- und Wechselverluste, die Entwerthung der Grundstücke und Hypotheken, das Sinken der französischen Staatspapiere in's Grosse, und es ist keine Familie, die nicht schwer darunter leidet.

Nun fällt zwar Niemand ein, zu sagen: Elsass-Lothringen würde sich daran verbluten. Das allein schon ist der beste Beweis seiner inneren Zusammengehörigkeit mit Deutschland. Bei alledem ist, was dieses Land nicht bloss jetzt, sondern auf die Dauer verliert, nicht wenig und berührt empfindliche Stellen.

Der schwerste Schlag trifft die Elsässer Industrie. Frankreich ist ihr Absatzgebiet, und in wichtigen Zweigen

versorgt und beherrscht sie dasselbe beinahe ganz allein, trotzdem das Elsass die äusserste westlichste Provinz Frankreichs ist, noch dazu durch die Vogesenmauer von ihm getrennt.

Die zweite grosse Einbusse erleidet der katholische Klerus. Ihm entgehen die Einheit mit der grössten katholischen Macht und damit sein Uebergewicht und all die offenen und geheimen Mittel, durch welche die Jesuiten und ihre Schüler auf das nichtkatholische Gebiet drückten. Die Protestanten werden fortan ihr Haupt wieder hoch tragen, in der Wissenschaft wie im bürgerlichen Leben wird sich das bald bemerklich machen. Wer aber könnte beklagen, wenn eine kirchliche Partei etwas verliert, was nicht zum Wesen der Kirche gehörte?

Einen ganz besonderen Vorzug fanden die Deutschen jenseit des Rheins eben durch ihr deutsches Wesen. Weil das französische Volk der fortwährend stärkenden Zuflüsse an deutschen Kräften einmal nicht entbehren kann, weil es Deutsche in seinen Fabriken, in seiner Wissenschaft, in seinem Heer, in seinen Amtsstuben braucht, so fand der Deutsch-Franzose ein leichtes und gutes Unterkommen, sobald er sich jenseits der Argonnen und der Goldhügelkette ansiedelte. Das wird später schwerer werden, wenn Elsass-Lothringen Deutschland einverleibt ist.

Endlich gewährte das grosse Frankreich vielfachen Vortheil durch sein festes Gefüge, durch seinen kräftigen und elastischen Staatsgeist, durch seine Kolonien, Handels- und Missions-Ansiedelungen jenseits der Meere, durch seine überreichlich ausgebreiteten Konsulate und Gesandtschaften. Wohl war es etwas Herrliches um das lebhafte Bewusstsein eines jeden Franzosen, dass überall das Vaterland ihn schütze in seinem Thun und Treiben; dass seine Landsleute dankbar und erfreut auf alles aufmerkten, was er zum Ruhm und Nutzen Frankreichs begann; dass er dafür leicht Mittel und Förderung fand, auf welchem Punkt der Erde er auch

den Hebel ansetzte. In dieser Richtung können wir im jungen deutschen Reich noch viel von den Franzosen lernen.

Allem diesen gegenüber gewährt Deutschland seinen wieder eroberten Provinzen so viel, dass es schwerer in die Wagschale fällt, als alles Verlorene.

Vornan steht der grosse Gewinn an religiösem Gefühl, an Sittlichkeit, an Gemüth und innerem Behagen. Diesen Segen wird der Elsässer und Lothringer erst recht inne werden, wenn einige Zeit lang der volle Strom deutschen Lebens auf ihn weckend, erfrischend, befruchtend eingewirkt hat, und wenn er ebenso lange dem entsittlichenden, verneinenden, spöttelnden Geiste nicht mehr ausgesetzt ist, der ihn von Frankreich her beständig anwehte. Die Stiefkinder Frankreichs müssen am deutschen Mutterherzen erst wieder erwarmen, damit sie von innen heraus wieder gesund und fröhlich werden. Als frühere Halbfranzosen müssen sie erst als Volldeutsche sich wieder fühlen lernen.

Diesem zunächst steht der geistige Gewinn. Kein höher gebildeter Elsässer, wenn er ehrlich sein will, läugnet, dass mit dem französischen Wesen sich flache Halbbildung verbreitete. Was man in einer fremden Sprache, und wär' es auch von Jugend auf, hört und lernt, haftet gar zu gern nur äusserlich. O wie fein und leise und gründlich wirkt dagegen die Muttersprache! Sie redet nicht bloss zum Verstande, sondern öffnet auch die Tiefen der Seele. Ergiebiger Lehrstoff und gutes Deutsch wieder in allen Schulen, aut allen Kanzeln, in allen Aemtern, deutsche Zeitschriften und Bücher in den Lesevereinen und Volksbibliotheken, der schöne Reichthum unserer wohlausgestatteten Volksliteratur in den Familien, Studien endlich auf deutschen Universitäten. — welchen Umschwung im Dichten und Trachten wird das alles schon in einigen Jahren erzeugen, wenn nur erst die französische Entwöhnung und das Eis der frostigen und abweisenden Lebensanschauung gebrochen ist! Es handelt

sich ja hier nur um Rückkehr zur Volksnatur, und nicht um etwas künstlich zu Schaffendes.

Politische und bürgerliche Gleichheit — wir verkennen keinen Augenblick, dass es sich in dieser Beziehung in manchen Stücken bei den Franzosen leichter und angenehmer lebt, als bei uns, wo das edle Standesbewusstsein auch gescheidte Leute oft am unrechten Ort in den Nacken stösst. Man versetze sich plötzlich von Straubing oder Merseburg in die bayerische Rheinpfalz — welch' ein Unterschied! Jenseit des Rheins liegt wenigstens in den Umgangsformen für den Aermeren ein unwiderstehlicher Zauber. Er lässt den Niedern Armuth und Abhängigkeit weniger fühlen, und der mittlere Wohlstand hebt dort sein Haupt so hoch, als der vornehme. Gleichwohl giebt es in unserer Art bürgerlicher Gleichheit gewisse helle Punkte, die nicht zu unterschätzen sind.

Das eine ist vor Gericht die unbedingt gleichmessende Gerechtigkeit, deren reiche Wohlthat auch in der Verwaltung sich leicht durchfühlt. Den Elsässer Bauern wurmt es, dass sein Sohn sich nicht mehr soll zum Offizier heraufdienen können. Viel wichtiger ist die Möglichkeit bei uns, auch für den Sohn des Aermsten, seine Staatsprüfung zu machen und zu den höchsten Stellen sich aufzuschwingen. In Frankreich kennt man nicht die deutsche Examen-Noth, aber die Leistungen der Beamten sind auch danach. Geld vertritt hier vielfach die Kenntnisse. Da die Gehalte klein sind, so hat der Beamte, der sich zu höhern Stellen meldet, seinem Gesuche gleich einen kleinen Nachweis seines Privatvermögens beizulegen, welches ihn in den Stand setzt, die höhere Stelle würdevoll in der Gesellschaft zu vertreten.

Und kann es denn etwas geben, was das Gefühl des gleichen Bürgerwerths lebhafter anregt, als die allgemeine Wehrpflicht? Es ist eine Frage, ob Frankreich sie ertragen kann. Sie verlangt ein Volk von derber Gesundheit, von ungekünstelten Verhältnissen, von ernster Gewöhnung

der Bürgerpflicht. Sollte sie den Franzosen als ein Joch erscheinen, unter dem ihre Schultern brechen, so wäre das ein Beweis, dass ihre bürgerliche Gleichheit mehr ein lieblicher Schein und Schimmer ist, als dass sie auf den Grund geht. Gewiss aber werden Elsässer und Lothringer die Probe bestehen, bei ihrer kriegerischen Lust und Härte sich sogar wohl dabei fühlen.

Auch werden sie bald erfahren, wie viel tiefer und breiter die politische Freiheit in Deutschland verstanden wird. Die Kirche vom staatlichen Druck entledigt — die Gemeinde aufathmend in freier Bethätigung ihrer Mitglieder — die Provinz sich wieder fühlend in ihrem eigenthümlichen und selbständigen Leben — abgeschüttelt die ewige Reglementirungssucht der Franzosen: — dabei muss sich bald eine Fülle bürgerlicher Gesundheit einstellen, deren Frische und Freude gegenüber schon nach einigen Jahren die französische Gefängnisszeit unerträglich scheinen wird. Nur Einiges sei hier hervorgehoben.

In den Gemeinden würden die Maires von den Präfekten eingesetzt, wie man Polizeimeister bestellt: von Wahl keine Rede. Die Gemeinde sah sich behandelt wie ein unmündiges Kind. Der Maire war ihr Beherrscher. Ihm selbst befahlen Präfekt und Unterpräfekt wie einem Schulbuben. Der Gemeinderath aber hatte nichts zu thun, als zur Gemeinderechnung „Ja“ zu sagen. Nun liegt dem Deutschen, so lange er es noch ist, ein gewisser hausväterlicher Hang zum Selbstzuschauen und Selbstverwalten gleichsam in den Knochen: die Elsässer und Lothringer werden sich rasch und trefflich dabei zurecht finden. Sie müssen nur erst im freien Gewässer wieder schwimmen lernen, und es wird ihnen die französische Bevormundung allmählich chinesisch vorkommen. Die Listen z. B. der Schulkinder, die kein Schulgeld bezahlen sollten, mussten jedes Vierteljahr von jeder Gemeinde eingeschickt werden. Und an wen? An keinen Geringeren, als den Obersten des Departements.

Der Präfekt selbst musste jedes Vierteljahr für jede Ortsschule festsetzen, wem darin das Schulgeld erlassen werde, sei es für ein Kind oder zwei Kinder.

Bis in solche Kleinlichkeiten ging das französische System der Leitung von oben herab. Es riss aber auch ungescheut den Geldbeutel des Volkes an sich. Die Gemeinden nicht bloss, auch die öffentlichen Anstalten und Genossenschaften erschienen unfähig, ihre Gelder gut zu verwalten. Sie mussten sie an die Staatskasse abliefern, der Staat war ihr General- und zugleich ihr Zwangsbanquier, und machte gute Geschäfte dabei, denn er verzinste solche öffentliche Gelder nur zu drei Prozent. Natürlich war die Folge nicht nur geringerer Eifer in Ansammlung und Verwendung solchen Besitzthums, sondern es stellte sich auch nach und nach bei den meisten Gemeindebehörden, selbst in grösseren Orten, wirklich Unfähigkeit ein, ihre Gelder wohl zu verwalten und nutzbar zu machen. Noch schlimmer: bei Ausbruch des Krieges schaffte man eilig all diese öffentlichen Gelder nach Paris, und die armen Gemeinden mochten zusehen, wie sie in der Noth sich halfen. Einige hatten grosse Summen baaren Geldes zu Paris in der Staatskasse, keinen Franc aber zu Haus in der Gemeindekasse.

Bei solch einem Alles durchdringenden Staatsgeist war Freiheit der Volksvertretung ein Widersinn, im Grunde eine Unmöglichkeit. Es gab für sie nur zwei Wege. Entweder musste sie sich von der Staatsregierung verderben lassen, um als Mittel in deren Händen zu spielen, oder sie musste die Staatsregierung stürzen, um selbst allmächtig zu walten und zu gebieten.

Noch unvergessen sind die verwerflichen Mittel, durch welche von Louis Philipps Ministern die Wahlen und die Gewählten zur Deputirten-Kammer bearbeitet wurden. Die kaiserliche Regierung machte es sich noch leichter, sie schrieb einfach vor, wer gewählt werden solle. Widerstand dagegen wurde türkisch geahndet. Als bei den letzten

Wahlen im Kaiserreich der Adjunkt des Maire in einer grösseren Stadt des Unterelsasses es wagte, sich mit dem Kandidaten der gemässigten Opposition, einem angesehenen Herrn, auf öffentlicher Strasse zu zeigen, lag sofort seine Entlassung bereit. Alle Beamte, auch die Gemeindebehörden, kostete es schlaflose Nächte, um Mittel und Wege auszusinnen, wie die Wahl des Regierungskandidaten zu sichern. Der Präfekt, wollte er gegen sich selbst ehrlich sein, musste sich sagen, dass eigentlich seine Hauptaufgabe im Wahl-Arbeiten bestehe. War er nun mit etwas weitem Gewissen und viel Anhänglichkeit an seinen reichen Posten gesegnet, so handelte er dieser Erkenntniss gemäss, und wusste von langer Hand her mit Diners und Schmeicheleien, mit öffentlichen Bauten und Landesbesserung, mit Orden und Anstellungen, mit Rügen, Strafen und Verfolgungen Alles der Art zu stellen und zu richten, dass er „gute Wahlen" machte. Auch die Kassen der öffentlichen Wohlthätigkeit, welche natürlich auch wieder der Staat an sich gezogen, und die Amtsstuben (Bureaux de bienfaisance) wurden zu Wahl-Zwecken missbraucht. Wollte Jemand einer Unterstützung sicher sein, musste er selbst erst Sicherheit geben, dass er regierungsfreundlich abstimme.

Darf man sich wundern, wenn die jüngsten Machthaber Frankreichs sich keinen Augenblick bedachten, den letzten Rest politischer Selbständigkeit zu unterdrücken? Mit einem Federstrich löste Gambetta die Generalräthe der Departements auf, — unzweifelhaft ein arges Unrecht, kein Fehler jedoch, wenn Gambetta mehr Glück gehabt hätte. Es rächte sich an ihm die alte Lüge, als hätte der allmächtige Konvent bewaffnete Schaaren aus der Erde gestampft, vor welchen die deutschen Soldaten geflüchtet wären. Im ächten Franzosen stecken ja noch immer phantastische Ideen von der ungeheuren Staatsmacht; er meint, wer recht verstehe, sie recht zusammen zu ballen, sei Meister der Welt.

Dem französischen Gaukelbild der Freiheit soll jetzt

ihre Wahrheit gegenübertreten durch freie Bewegung und Selbstverwaltung der Gemeinden und Genossenschaften, durch freie Wahl der Abgeordneten zu den Kreis-Provinzial- und Reichstagen, durch freie Berathung dieser Körperschaften, durch Schwergewicht ihrer Beschlüsse, ohne dass sie das Gleichgewicht in den Staatsgewalten zerstören.

Wir wenden uns zu dem heiligsten Gebiete. Selbstbestimmung müsste hier der Athem des Lebens sein, und doch hängen gerade hier die meisten Menschen nur von Erziehung und Leitung ab.

Was ist ein Pfarrer in Frankreich? In erster Linie Beamter für Statistik und Polizei der Gemeinden, in zweiter Linie Agent des Bischofs für kirchlich politische Zwecke, ganz zuletzt kommt sein edles Amt der Seelsorge. Der erste Napoleon sagte: „Die Bischöfe in meiner Hand, und die Pfarrer in der Bischöfe Hand!“ Dieser Grundsatz wurde durchgeführt: die Kirche kam in die Gewalt des Staates, in der Kirche selbst aber wurzelte ein das monarchische Belieben der Kirchenhäupter. Das kanonische Recht gewährt dem angestellten Pfarrer einen festen Schutz und Anhalt. Will der Bischof ihn entlassen oder nur versetzen, so muss er ihn im vorgeschriebenen Prozess des Kirchenrechts erst verurtheilen lassen, und dieser kanonische Prozess bietet dem Angeklagten gar viele Schutzmittel gegen Willkühr und ungerechte Verfolgung. In Frankreich aber ist nichts desto weniger der Bischof Herr und Meister fast über die gesammte Pfarrgeistlichkeit. Sie ist abhängig von seinem Wink. Wie das zugeht? Der Schutz, welchen das kanonische Recht verleiht, wird umgangen, indem man die Geistlichen — gestützt auf die organischen Gesetze des Jahres X Artikel 60 — nicht zu Pfarrern macht, sondern zu blossen Angestellten auf Ruf und Widerruf. Im Elsass giebt es zur Zeit 76 ordentliche Pfarrer (Curés) und 688 Aushülfspriester (Desservants), welche die Pfarrer nur vertreten. Jene bewohnen die Hauptorte der Kantons, diese sitzen mit

schmalem Einkommen auf den Dörfern. Wie wohl würde es der gesammten katholischen Pfarrgeistlichkeit thun, wenn sie wieder festen guten Boden des Kirchenrechts unter die Füsse bekäme!

In Elsass und Lothringen übt der katholische Klerus vielleicht grössere Macht und Herrschaft, als in irgend einer anderen Gegend diesseits des Rheins. Die Zahl der geistlichen Genossenschaften ist ausserordentlich, sie beläuft sich nahe an die dreissig, und unter ihnen zählen z. B. die Schwestern der göttlichen Vorsehung von St. Vincent von Paul an zwölfhundert Mitglieder. Die Jesuiten haben zwei Niederlassungen, die eine in Strassburg, die andere in Issenheim am Oberrhein. Das Gesammtvermögen all dieser geistlichen Genossenschaften soll in's Ungeheure gehen, und entzieht sich natürlich jeder Ermittelung. Bei all diesem Einfluss und Besitzthum werden dennoch die wahren Priester aufathmen, wenn sie erst der aufrichtigen Achtung und Freiheit sich bewusst werden, in welcher Kirche und Religion in Deutschland stehen. In Frankreich förderte die letzte Regierung das ultramontane Gewebe, bei uns lässt man ihm wenigstens noch viel Raum, sich auszuspannen Jenes napoleonische „Mir die Bischöfe, ihnen die Pfarrer!“ musste aber nothwendig die Einen und die Andern in eine unwürdige Stellung bringen. Konnten sie dem Präfekten glückliche Wahlen melden, telegraphirte der Präfekt umgehend: Kirche oder Pfarrhof, die den Einsturz droheten, sollten nun gleich reparirt werden.

Die evangelische Kirche stand dem Staate viel freier gegenüber, als die katholische. Auch konnten Protestanten sich über direkte Zurücksetzung oder Intoleranz nicht wohl beklagen. Es sind darüber in Deutschland vielfach übertriebene Ansichten verbreitet. In Prozesssachen wurde einmal gewiss ohne Parteilichkeit entschieden. Gleichwohl empfanden die Protestanten in tausend Beziehungen, dass sie weder die mitherrschende, noch die herrschende Kon-

fession: gegen indirekte Einflüsse, namentlich in mancher Personalfrage, konnten sie nicht aufkommen. Welchen Eindruck musste es auf Nichtkatholiken machen, wenn es allgemein hiess: der Bischof von Strassburg habe den Pfarrerkonferenzen für das Jahr 1871 als Thema, das zu besprechen, aufgegeben „Prinzipielle Rechtfertigung des Kriegs gegen die Albigenser.“ Ohne Zweifel war das ein blosses Gerücht, aber schlimm genug, dass es allgemein verbreitet, schlimmer, dass es allgemein geglaubt wurde. Was aber die Hauptsache, die lutherische Kirche des Elsasses befand sich in der vollständigsten Abhängigkeit vom Staat, obwohl sie der prachtvollsten freien Verfassung sich erfreute. Es war eben auch Schein und Lüge, wie so Vieles in Frankreich. Die Pfarrer wählen die Spezialkonsistorien, diese die Distriktsinspektionen, diese einen Ausschuss als Oberkonsistorium, welches sich nach jedem halben Jahr versammelt und ein Direktorium von vier Mitgliedern mit einem Präsidenten wählt. Nun bestand aber das Direktorium fast durchgehends aus Männern, welche direkt oder indirekt von der Regierung ernannt und geleitet wurden, und ohne Zustimmung des Direktoriums galt kein Beschluss der Lokalbehörde, des Presbyterialraths oder Spezial-Consistoriums. Der oberste Vertretungskörper, das Oberkonsistorium, hatte ausserordentlich wenig zu bedeuten. Zwar fehlt auch in Deutschland noch viel, bis die Kirchen sich in einer Würde und lebendigen Kraft und geistigen Freiheit entfalten, wie es ihrer erhabenen Aufgabe geziemt: jener allgegenwärtig einschneidenden Staatsallmacht aber, wie sie eigenthümlich französischer Natur ist, werden jetzt auch die Elsässer Protestanten enthoben.

Nicht gering ist endlich ein dauernder Vortheil anzuschlagen, der allen Volksklassen zu Gute kommt. Er besteht in der politischen, bürgerlichen, und sozialen Sicherheit. Napoleonische Schreckensmassregeln hörten auf, aber auch die Gefahr vor wiederholten revolutionären Unruhen, ganz

besonders vor sozialen Umwälzungen. Frankreich scheint nun einmal bestimmt, und zwar künftig noch mehr als vordem, sich an den unheimlich drohenden Fragen zu zerquälen, wie der vierte Stand aufzulösen oder doch zu befriedigen. Die fürchterlichen Kämpfe und Vermögensverluste, welche bis zur Lösung der Frage nothwendig mit den Proben der Lösung verbunden sind, werden den Elsässern künftig erspart sein.

Das Wichtigste, das Ein und Alles in Elsass-Lothringen, bleibt eben die Rücksicht auf Geld und Gut. Es ist einmal so, und man muss damit rechnen. Man könnte ihren Bewohnern bei ihrem Uebergang an Deutschland eine blühende Welt von Freiheit und geistigem Leben schaffen, — zuerst würden sie fragen: was bringt es an Gut und Geld und was kostet es?

Es sind besonders zwei Klassen der Bevölkerung, welche in dieser Richtung den Ton angeben, die Industriellen und die Bauern. Die höheren Klassen, ihre Stimmung, ihre Wünsche und ihr Geschrei hängen von den Herren der Industrie ab, den Fabrikanten, Bergwerkbesitzern, Grosshändlern. Der Kirche beugen sie sich, wenigstens äusserlich, Wissenschaft aber kommt neben ihnen so wenig in Betracht, wie Kunst und Handwerk. Nur ein Volkstheil, die Masse der Bauern, fällt neben den Industriellen noch ins Gewicht.

Nun wissen beide Theile schon recht wohl, wie trefflich sie sich dabei stehen, dass sie von dem furchtbaren Kriegselend frei geblieben, welches Frankreich verwüstete. Der Bauer bestellte im Frieden seinen Acker, und der Industrielle richtete sich in Ruhe auf das Kommende ein. Der Eine wie der Andere rechnete im Stillen aus, wie viel allein schon die Befreiung von den französischen Kriegskosten werth ist.

Es ist aber der Bauer im Niederelsass schon halb für Deutschland gewonnen. Er hat sich erkundigt, wie viel man drüben in Baden und in der Pfalz an Steuern weniger

zahlt, und es gefällt ihm gar sehr, dass er künftig mehr davon wissen soll, wo sein Steuergulden bleibt. Oefter hat er sich schon über die kostspieligen Mittelsmänner geärgert, wenn er vor Gericht oder zum Advokaten ging: sie fallen weg, wenn alles deutsch schreibt. Ganz besonders leuchtet ihm ein, dass ihm bei seinem Tabakbau der Steueraufseher nicht mehr über den Zaun blickt, und bald denkt er aus Tabak, Wein, Hopfen, Oel-, Farb- und andern Handelspflanzen so viel zu machen, wie seine deutschen Nachbarn.

Die Klagen der Industriellen werden sich länger und breiter vernehmen lassen. Möge nur erst der Segen der vollen wirthschaftlichen Freiheit, die Deutschland ihnen bringt, sich verbreiten! Die ungehemmte Zufuhr Saarbrücker Kohlen schätzen sie schon jetzt nicht gering. Einzelne Artikel ihrer Fabrikwaaren aber gingen schon bisher zum guten Theil in den Zollverein. Diese Ausfuhr muss sich ohne allen Vergleich steigern, sobald Elsass und Lothringen zum deutschen Zollgebiete gehören. Für die französischen Abnehmer stellen sich nach und nach die deutschen ein, um so zahlreicher, als der Verbrauch in Deutschland ausserordentlich steigen wird, wie dies überall nach grossen siegreichen Kriegen der Fall war. Auch wird sich in den Friedensartikeln vorsorgen lassen, um der Elsässer und Lothringer Industrie die Fortdauer ihres Absatzes nach Frankreich hin zu erleichtern. Ohnehin könnte sie unserer bisherigen Industrie eine Mitbewerbung entgegenstellen, die in einigen Zweigen fast erdrückend zu nennen wäre. Trotzdem wird sich in wenigen Jahren alles recht wohl ausgleichen, Gebiet und Arbeitskraft unseres Volkes sind ja gross genug!

Es gibt also wohl Gründe, auf welche sich unsere Zuversicht stützt, dass die Elsässer und Lothringer schon in einigen Jahren nimmermehr werden von Deutschland lassen wollen. Unverkennbar ist bereits viel gewonnen. Sie erkennen offen an die deutsche Mannszucht gegenüber den

trunkenen Horden französischer Soldaten, die Rechtlichkeit der deutschen Verwaltung, die grossen Vorzüge unseres Steuerwesens, und vieles andere. Das deutsche Volksgefühl regt sich in der Tiefe. Der Heroldsruf von Versailles her hat sie ins Herz getroffen, die erhabene Gestalt des alten Kaisers richtete sich vor ihnen auf. Ihnen leuchtet allmählich ein, was der Franzose nimmermehr begreift, die Ueberlegenheit der deutschen Macht und Intelligenz. Sie begreifen, warum die deutsche Wissenschaft, angewandt auf die militärische Kunst, im Felde das Höchste leistet. Kommen auch wir ihnen entgegen und verzeihen es, wenn sie als charakterfeste Leute noch bei Frankreich ausharren wollen, das jahrhundertelang ihr Stern und Steuer gewesen. Ereifern wir uns nicht zu sehr über ihre Fehler und Tücken. Sie müssen auch uns Jammer und Noth verzeihen, die wir jetzt über sie gebracht haben, verzeihen auch dies, dass ehemals das grosse Deutschland sie schmählich im Stiche liess.

XX.

Uebergangszeit.

Sobald der Friede geschlossen und Elsass-Lothringen unwiderruflich mit Deutschland wieder vereinigt war, erlebten alle Deutschfranzosen eine tiefe Erschütterung, gleichsam einen innern Krach. Die unfehlbare Wirkung, welche die vollbrachte Thatsache auf romanische Naturen ausübt, liess sofort sich spüren und wird in den nächsten Monaten sich noch deutlicher offenbaren. Dies ist der rechte Zeitpunkt, um rasch mit entschiedenen Massregeln vorzugehen.

Dazu gehört in erster Linie einestheils die Säuberung des Landes von gewissen Leuten, die bisher nur verderblich gewirkt haben, und dieses Geschäft unter veränderten Umständen wohl fortsetzen möchten, andererseits ihre rasche und ergiebige Ersetzung durch neue Kräfte aus Deutschland.

Zunächst sind hier die französischen geheimen Polizeiagenten gemeint. Für unsere Anschauung ist es ganz unglaublich, wie viel von solchem Gelichter das französische Kaiserreich brauchte, wie wohlfeil es die einen, wie theuer die andern haben konnte. Sie finden sich unter allen Formen, stecken in allen Aemtern, in allen Schichten der Bevölkerung. Jedermann kennt sie, und jedermann hasst sie.

Ihre Zudringlichkeit um neue gute Pöstchen macht sie leicht bemerklich.

Ueber den Abzug solchen Gesindels wird jeder ehrliche Elsässer und Lothringer sich nur freuen. Anders steht es aber mit der Absetzung von zahlreichen Angestellten und dem Hereinziehen von zahlreichen Deutschen. Dies wird der Bevölkerung besonders hart und schmerzhaft sein, denn es werden viele Vermögens- und Familienverhältnisse dadurch berührt. Allein lässt es sich vermeiden?

Hätten wir irgend eine Wahrscheinlichkeit, dass nur ein Menschenalter lang uns der Friede lächelte, so könnte man so ziemlich Alles beim Alten lassen, den bisherigen Beamten in der Stille eine Gliederung von Deutschen unter- und überschieben, und bloss dafür sorgen, dass das Deutsche in Schule und Amt nicht mehr bedrängt werde, und dass man das Land durch gute Polizei und starkes Heer in der Gewalt behielte. So machte es die französische Regierung, als sie gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts davon zurückkam, das Elsass gewaltsam in Sitte und Sprache, Recht und Religion französisch zu machen. Die jetzige Generation müsste man eben aussterben, auf das junge heranwachsende Geschlecht aber die grosse geistige Strömung Deutschlands einwirken lassen.

Leider fehlt dazu die Zeit. Wann konnte sich in diesem Jahrhundert unser Welttheil jemals dem behaglichen Gefühl der Ruhe und der Sicherheit der Zustände hingeben? Ungeahnte Ereignisse folgten sich wiederholt mit einer plötzlichen Gewalt, die Alles erschütterte. Das wird wohl noch eine Zeitlang fortdauern, die künftige europäische Landkarte sieht noch nicht wie ganz fix und fertig aus. Bis zum nächsten Krieg aber müssen wir uns in Elsass und Deutschlothringen nicht mehr in der Fremde, sondern auf festem heimischen Boden fühlen.

Nun befindet sich die deutsche Regierung in einem Wirrsal von Dornhecken. Soll sie immer sich vorsichtig

durchwinden, oder nicht vielmehr gleich zu Anfang ein paar breite Gänge durchschlagen? Pflicht und Klugheit gebieten ihr, sich der ewig Gehässigen und Unversöhnlichen zu entledigen, und die Amtsstellen mit frischen zuverlässigen Kräften zu besetzen. Allerdings wird das ein Wuthgeschrei hervorrufen, man wird hier und da eine stille Vehme gegen die „hergelaufenen Deutschen“ einrichten, ihnen Salz und Brod verweigern, — doch dergleichen dauert nur eine kurze Zeit und hinterlässt wenig Nachhall. Man wird sogar kräftige Massregeln zu Anfang natürlich finden, später aber um so weniger Schwierigkeiten machen. Viel schlimmer wäre es, wenn die deutsche Regierung über den unausbleiblichen zähen Widerstand der Elsässer nach und nach in Harnisch geriethe und dann erst zu immer schärferen Massregeln griffe: das würde die Verbitterung tiefer und schärfer in die Gemüther einsenken.

Nun aber verstehen wir uns recht: nur das durchaus Nothwendige soll geschehen, und dies nur mit durchaus rechtlichen Mitteln.

Also erstens: das Deutsche wird Amts- und Gerichts-, Schul- und Kirchensprache, mit Ausnahme der von jeher französischen Landestheile. Alles aber, was sich mit Erziehung der Jugend beschäftigt, muss sich vollständig der Aufsicht und den Schulvisitationen der Regierung unterwerfen, und binnen einer bestimmten Frist über die Lehrfähigkeit durch eine Prüfung ausweisen. Diese beiden Massregeln entschieden durchgeführt, werden zur Folge haben, dass Alles, was stockfranzösisch ist, freiwillig abzieht oder Amt und Stelle räumen muss, und das je eher je besser. Ausnahmen verstehen sich von selbst. Es wird Niemand daran denken, bloss der Sprache willen friedfertige Geistliche und wahrhaft wohlthätige Körperschaften aus ihrer Wirksamkeit zu verdrängen.

Zweitens: bei geborenen Elsässern, die ihre deutsche Muttersprache noch nicht vergassen, findet ein Unterschied

Statt. Es giebt unter ihnen eine Menge Angestellter, die ebenso ehrenhaft sind als ausgezeichnet in ihrem Amte. Wer könnte die Thorheit begehen, einen Lothringer oder Elsässer zu kränken, der sich der deutschen Regierung zuwendet oder nur Hoffnung giebt, dass er es künftig thun werde? Solche eingeborene Beamte sind vielmehr in jeder Hinsicht zu fördern. Die im Deutschenhass Verstockten aber, die rastlosen Ränkespinner, die heimlich bezahlten Helfershelfer der Napoleonischen Herrschaft wird man wohl nicht anders können als unschädlich machen. Dazu gehören auch die Lehrer, die sich von der früheren Regierung brauchen liessen, die Kinder um ihre Muttersprache zu bringen. Das heisst jedoch nicht alle Lehrer von Mühlhausen bis Weissenburg vertreiben, weil sie im Gehorsam gegen die französische Regierung französisch lehrten, sondern es sind nur diejenigen gemeint, welche in und ausser der Schule, im Verkehr mit den Eltern wie mit den Kindern, die deutsche Sprache auszurotten suchten. Ihr Einfluss aber war um so grösser, als sie meist auch Gemeindeschreiber (Greffiers) waren. Der Elsässer Lehrerstand zählt noch viele tüchtige Kräfte, welche sich des Sprachzwangs wie einer peinigenden Last enthoben fühlen, und der deutschen Regierung hochwillkommen sein müssen. Für all die Genannten aber, denen im Elsass das Handwerk gelegt wird, finden sich ja die lohnendsten Stellen in Paris. Man hat dort mit fürchterlicher Rohheit an 70,000 Deutsche ausgetrieben, die sich durch ihre Treue und Kenntnisse ihren Platz seit langen Jahren wohl verdient hatten. Der giftige Nationalhass der Franzosen verweigert ihnen die Rückkehr und beruft Elsässer.

Drittens aber ist es nicht deutsche Art, ein wohlerworbenes Recht, selbst wenn es sich vor Gericht nicht strenge durchführen liesse, zu missachten. Beamte und Lehrer also, die aus Elsass und Lothringen stammen und den jetzigen Anforderungen ohne ihre Schuld nicht genügen, erfreue

man durch Pensionen. Jeder Geistliche und Beamte, der irgend ein auf Lebenszeit dauerndes Recht auf die Einkünfte aus seiner Stelle nachweisen kann, möge billig entschädigt werden. Hätte Frankreich ein geordnetes Beamtenwesen, wie die deutschen Länder, so würde sich im endgültigen Friedensvertrag vielleicht ein Artikel anbringen lassen, um die französischen Beamten, die nach Elsass und Deutschlothringen eingewandert sind, anderweitig zu versorgen. Soweit sie aber unter den ihnen bekannten Bedingungen, dass sie jeden Tag absetzbar seien, herkamen, geschieht ihnen kein Unrecht, wenn sie unter denselben Bedingungen zurückwandern.

Eine besondere Schwierigkeit bieten die Anwälte, Notare, Gerichtsschreiber und Gerichtsvollzieher, die ihre Stellen von ihren Vormännern gekauft haben. Gerade von ihrer Seite her wurde — nächst den geheimen politischen Agenten und den Hetzern unter den französischen Schullehrern, Schulschwestern und Geistlichen — öffentlich und insgeheim Hass und Widerstand gegen die Deutschen am eifrigsten geschürt. Advokaten und Notare sind in Frankreich die eigentlichen Führer und Vertreter des Volks, sie kennen die Geheimnisse der Familien und der grossen und kleinen Geschäfte, sie sind gleichsam die Beichtväter in Vermögenssachen. Ihre Macht, soweit sie der deutschen Regierung feindselig, muss schlechterdings gebrochen werden. Wenn die Gerichtssprache deutsch, wenn der Prozess sowohl in Strafsachen als im bürgerlichen Recht in deutscher Art eingerichtet wird, so werden Viele, die nur französisch reden und schreiben, von selbst wegziehen. Andere mögen sich mit Geschick in das neue deutsche Rechtswesen finden und nicht schlecht dabei stehen. Immerhin aber werden ihrer noch genug übrig bleiben, die ein unverbesserliches und widerhaariges Element bilden. Am Ende wird es am klügsten sein, alle diese, die auswandern wollen, abzufinden. Man berechnet die Geldsummen, welche die Stellenkäufer sich kosten liessen, zusammen

auf fünf Millionen Francs. Streng genommen haben sie zwar nicht mehr Recht darauf, als ein Zünftiger auf sein Alleingewerbe hatte. Indessen ein gewisser Anspruch ist doch immer vorhanden, auch in der Vorstellung der Bevölkerung, und die deutsche Regierung sollte sich auszeichnen durch die grösste Rechtlichkeit, und hierin lieber etwas zu viel als zu wenig thun. Man hebe also für die Zukunft allen Stellenkauf auf, nehme aber die fünf Millionen nicht vom Lande, die letzte französische Milliarde Kriegskosten gestattet noch Anweisungen darauf.

Verlassen nun französische Beamte und Angestellte die deutschen Provinzen, so wird ohne Zweifel eine grosse Menge Familien mit ihnen ziehen, die unter dem tödtlich verhassten deutschen Regiment nicht leben wollen. Ihrer Auswanderung ist jeder mögliche Vorschub zu leisten. Und würden daran solche Fabrikanten theilnehmen, deren Herz und Geld einmal von Frankreich nicht lassen kann, so würde dies das Beste für alle Theile sein. Das Elsass ist im deutschen Reiche diejenige Provinz, in welcher die Volksdichtigkeit am stärksten ist, man darf beinahe 6000 Seelen auf die Quadratmeile rechnen. Das Land wird also den Abzug der Stockfranzosen kaum merken, und bei seinen ausserordentlichen Hülfsquellen wird sich selbst das Geld, das sie mitnehmen, bald ersetzen.

Wohl aber ist nun deutsche Einwanderung im grossen Massstab zu fördern.

Zunächst bedarf es deutscher Lehrkräfte. Gut deutschgebildete Schullehrer für das Land und die kleinen Städte müssen in Menge herbei und bestens in ihrem Wirken unterstützt werden. Zu diesem Zweck darf es auf Kosten nicht ankommen. Aber auch die Berufung vieler deutschen Professoren und Lehrer für Universität, Gymnasien, polytechnische und andere mittlere und höhere Lehranstalten wird sich bald als nothwendig herausstellen.

Auch mit der Anstellung deutscher Beamten sollte man

in keinem Zweig der Verwaltung geizen. Je mehr da sind, desto stärker ist ihr Zusammenhalt. Je früher sie kommen, desto eher gewöhnen sie sich ein. Eine Gefahr aber — dies kann nicht oft genug wiederholt werden — liegt für den deutschgeschulten Beamten in der meist ganz unbewussten Verletzung gewisser Gefühle und Anschauungen, die einmal in der Bevölkerung tief eingewurzelt sind. Diese übt jetzt unter dem Kriegsgesetz nur eine verhaltene Kritik: später könnte ihre Kritik so scharf und allschallend hervorbrechen, dass viel Unheil dadurch entstände. Nichts ist verletzlicher, als das französische Gleichheitsgefühl. Es duldet jede Strenge der Staatsgewalt, aber es empört sich bei dem leisesten Ton des Uebermuths und des Besserwissens, der über das Gesetz des Landes hinausgeht. Es erträgt leicht die rohe Selbstüberhebung des reichen Mannes, junkerliche Anmassung aber macht das Blut sieden. Der Elsässer wie der Lothringer ist einmal mit viel Stolz und Eigensinn ausgestattet. Die französische Verwaltung mit ihrem Eingreifen in Haus und Gemeinde blieb ihm stets verhasst. Allein der Franzose macht viel wieder gut durch seine rasche Klarheit im Amt und durch sein gefälliges Benehmen ausser dem Amt. Deutsche Vielregiererei in alter lächerlicher Schwerrälligkeit würde ganz unerträglich dünken, und lägen ihr die besten Absichten zu Grunde. Ueberhaupt frage man sich bei jeder Massregel: welche Wirkung würde sie vielleicht in der deutschen Schweiz üben? Die Antwort wird meist auch auf das Elsass passen. Es möchten daher auch am ersten Beamte aus der Rheinpfalz und Baden, sodann aus Rheinpreussen und Franken gut thun.

Noch auf eins sei hierbei aufmerksam gemacht. Norddeutsche Beamte eignen sich vorzüglich zu den oberen Behörden, die kollegialisch beschliessen: zu Beamten und Lehrern aber, die täglich mit dem Volk verkehren, sollte man nur Solche nehmen, die seine Mundart verstehen, also für Lothringer möglichst Pfälzer und Rheinländer, für Elsässer

Badener oder Württemberger, selbst die bayerische Mundart steht der elsässischen ohne Vergleich näher, als die norddeutsche. Es kam schon vor, dass im Oberelsass ein deutscher Beamter französisch reden musste, damit man ihn und er die Leute verstand. Dergleichen macht einen sonderbaren Eindruck, zumal der Elsässer zum Glauben geneigt ist, man wolle ihm seine elsässische Natur und Eigenthümlichkeit nehmen und ihn in eine preussische stecken.

Die Niederlassung aber von Industriellen, Guts- und Hofbesitzern, grossen und kleinen Gewerbsleuten aller Art, die aus Deutschland kommen werden, finde möglichste Begünstigung. Rasch müssen sich die Lücken, welche durch den Fortzug der Franzosen und ihrer Anhänger entstehen, wieder ausfüllen. Eine Menge neuer Gewerbszweige wird sich durch die nationale und wirthschaftliche Verbindung mit Deutschland ergeben. Wissenschaftlich gebildete Aerzte und Apotheker werden vieler Orten eine Wohlthat sein. Des Beispiels wegen sei noch auf einen andern Gewerbszweig aufmerksam gemacht. Bei uns entstanden in den letzten fünfzig Jahren in einer grossen Anzahl kleiner Städte, in denen man früher höchstens billige Schulbücher kaufen konnte, Buchhandlungen, welche einen lebhaften Vertrieb deutscher Literatur eröffneten. Wo sich der Buchhändler ansiedelte, folgte bald der Zeitungsschreiber mit seinem leichten Gepäck. Gerade in Elsass und Lothringen wird eine Ortsliteratur noch ergiebigen Boden finden.

Wir kommen damit zur zweiten grossen Massregel, das ist die Wiederbelebung des örtlichen und provinziellen Geistes. Hierin liegt die erste politische Heilung. In der eigenen Bethätigung für ihre Gemeinden und für ihre Provinz müssen sich die früher französischen Deutschen erst als Nicht-Franzosen wieder finden. In ganz Elsass ist noch ein unvertilgbarer Rest reichsstädtischer Sinnesart vorhanden, und der Lothringer hat vielleicht noch ein lebhafteres provinzielles Gefühl. Man gebe also möglichst bald der

Gemeinde ihre deutsche Selbstverwaltung wieder mit geregeltem Haushalt, eigener Armenpflege, und Oeffentlichkeit in allen Richtungen des Gemeindelebens. Nothwendig folgt daraus das Inslebentreten wahrhafter Kreis- und Provinzialstände. Die Vertretung der Dörfer und Städte, so wie sie jetzt ist, wird durchgängig einer Erneuerung bedürfen: gestatte man dabei möglichst viel Wahlfreiheit, nur was an Vor- und Aufsicht unabweislich ist, finde Statt. In einem Stück jedoch herrsche unerbittliche Strenge, nämlich gegen jede verrätherische Verbindung mit Frankreich. So viel Dummheiten im Einzelnen sonst noch gemacht werden, die Freiheit, sie zu begehen, kommt im Grossen und Ganzen unserem Ziele zu Gute.

Einen guten Eindruck würde folgende Massregel machen. Man berufe nach einiger Zeit eine grosse Versammlung von Notablen, die theils von der Regierung ernannt, theils von den Städten, Dörfern, grossen Stiftungen und Aktiengesellschaften erwählt werden. Ihnen werde zur Erörterung ein wohldurchdachter Plan vorgelegt, wie den Kriegsschäden abzuhelfen, welche Verbesserungen im Lande eintreten sollen, wie es sich der Vortheile seiner Einverleibung in Deutschland rasch bemächtige. Die neue Regierung kann dabei zeigen, dass sie des Landes Bedürfnisse wohl verstehe, und dass sie es redlich meine mit ihrer Befriedigung. Deshalb muss sie ihren Vorlagen zugleich grösstmöglichste Verbreitung geben. Das Volk muss sich erst überzeugen, wie viel Gutes ihm die deutsche Regierung bringt. Denn es ist nicht so leicht, alten Aberglauben und die Folgen neuer Furcht und Hetzerei auszurotten. Des Volkes eigener Verstand und Vortheil wird dann schon das Uebrige thun.

Getreue Anhänger kann sich die deutsche Regierung zunächst an den Bauern erziehen. Ausser den Männern der Wissenschaft und den gebildeten Protestanten sind es die Bauern allein, die laut und hartnäckig für sie eintreten werden, sobald sie Wohlthaten verspüren. Es ist ein selbst-

süchtiges starkknochiges Geschlecht, diese Elsässer Bauern, aber von geschwindem Verstand und bravem Herzen. Bei ihnen sitzt der Widerwille gegen die wälsche Windbeutelei am tiefsten. Der Lothringer hat selber etwas Quecksilbernes in seiner Natur, aber er ist noch leichter zu gewinnen, wenn man ihn bei seiner Eigenliebe und Ruhmsucht fasst. Ein wohlfeiles Gemeinwesen, gestützt auf Oeffentlichkeit und Mithandeln, wird von grösster Wichtigkeit sein. Es muss den Bauern handgreiflich werden, wo ihr Geld bleibt, das sie dem Staate geben müssen: sie müssen sich selbst überzeugen, dass es in der Gemeindeverwaltung, in öffentlichen Bauten und Strassen, im Schulwesen wohl angelegt wird.

Auch empfiehlt sich die Einrichtung von Tilgungskassen, wie sie früher in verarmten Gegenden Preussens angewandt wurden. Sie können dem Kleinbauer, der sich anders nicht helfen kann, Kühe Zugvieh Saatkorn und Geld zum Hausbau verschaffen, ohne dass er anders dafür zu zahlen hat, als jährlich eine kleine Rate. Bei Tilgung der letzten Rate erlischt der Eigenthumsvorbehalt des Staats. Kein besseres Mittel, die Herzen der Elsässer und Lothringer Bauern zu rühren, als einen kleinen Theil der Kriegskosten, welche nicht sie, sondern die Franzosen bezahlen müssen, öffentlich zu ihrem Besten zu verwenden. Könnte man sie in grösserer Anzahl vermögen, aus ihren engen Dörfern herauszusiedeln und sich ringsumher im freien Lande anzubauen, ihre Grundstücke aber durch geordnetes Tauschverfahren zusammen zu legen, so würde bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Landes sein Ertrag ausserordentlich erhöht werden.

Besondere Sorgfalt verdient auch die Aufgabe, den bäuerlichen Grundbesitz durch ein gutes Hypothekenwesen zu sichern, und die Landbevölkerung aus ihrer Abhängigkeit von den Juden zu erlösen. Es war ja in dieser Beziehung auch auf vielen katholischen Dörfern Westfalens

trostlos bestellt, und ist doch mit Hülfe der Regierung besser geworden. Im Elsass aber sind die Juden ein wichtiger Bestandtheil der Bevölkerung. Der gesammte Grundbesitz dieses Landes soll seit der Revolution zweimal durch ihre Hände gewandert sein. Sie kauften Ritter-, Kloster- und Bauerngüter, zertrümmerten sie und verkauften mit grossem Vortheil die Stücke. Die Juden wurden reich dabei, behielten aber selbst vom bäuerlichen Grundbesitz nichts in Händen. Nun sind die elsässer wie die lothringer Juden in's Franzosenthum ganz verbissen, nicht aus nationalen Gründen, sondern sie fürchten, dass sie durch die deutsche Sitte und Gesetzgebung in bürgerlichen Rechten und in der gesellschaftlichen Achtung verlieren. Ihr Hass ist um so bemerkenswerther, als sie aus Deutschland her einwanderten und mit diesem ihrem Mutterland auch konfessionell zusammenhängen, denn sie sind fast sämmtlich talmudische Juden, was bei den französischen Israeliten nicht der Fall ist. Wenn sie eine Zeitlang unter deutscher Regierung gestanden, so werden sie wohl einsehen, dass ihre Befürchtungen übertrieben sind.

Wir wenden uns nun zu Schule und Kirche, die im vormaligen Deutschfrankreich innig verschwistert sind.

Daran ist wohl kein Zweifel, dass, soweit das Volk das Vaterunser deutsch betet, die Volksschule wieder durchaus deutsch, das Französische oder vielmehr das Halbfranzösische, das ihr den Stempel der Unfähigkeit aufdrückte, gründlich ausgetrieben werden muss. In den mittleren Schulen mögen die höheren Klassen sich auch der französischen Sprache und Literatur widmen, und zwar mit um so glücklicherem Erfolge, wenn in den unteren Klassen durch den rein deutschen Unterricht erst eine gute Grundlage der Bildung und des Denkens geschaffen ist. Schullehrerseminarien und Musterschulen sind, wo sie nicht, wie das treffliche evangelische Lehrerinnenseminar in Strassburg, schon bestehen, in ausreichender Zahl zu gründen,

und junge Elsässer durch Vortheile zu reizen, sie zu besuchen. Vorzüglich aber muss der so wichtige Stand der Schullehrer dadurch gehoben werden, dass man ihnen ansehnliche Gehalte giebt, viel höher noch als in Bayern und Sachsen. Dies wird auch die elsässischen Schullehrer, unter denen, wie schon gesagt, ausgezeichnete Lehrkräfte nicht so selten sind, am sichersten für die deutschen Aufgaben der Volksschule gewinnen.

Besonderes Bedenken erregen die geistlichen Körperschaften, welche die Schulen beherrschen. Von sämmtlichen 284 katholischen Mädchenschulen im Departement Niederrhein sind nicht weniger als 252 in den Händen der Schulschwestern, ja im Departement Oberrhein sind ihnen von 276 Schulen bis jetzt nur 6 entzogen. Diesen frommen Schulschwestern werden im Hetzen gegen alles, was deutsch ist, arge Dinge nachgesagt. Man wird sie daher scharf in's Auge fassen. Jesuiten und andere Kongregationen genossen in Bezug auf ihre Schulen ebenfalls besondere Privilegien. Dass solche Begünstigungen fallen, scheint in der That der Wunsch des grössten Theils der Bevölkerung zu sein; hin und wieder äussert sich dies Verlangen, wenn man sich in's Gespräch darüber einlässt, eigenthümlich dringend. Nun wäre es eine unnöthige Härte, irgend welchen, die guten Unterricht geben, das Lehren zu verbieten. Wohl aber ist das gesammte Unterrichtswesen auf neuem Fuss einzurichten. Für eine deutsche Regierung ist es daher ausser Frage, von Allen ohne Ausnahme, die an niederen oder höheren Schulanstalten lehren wollen, seien sie geistlich oder weltlich, arme Schulschwestern oder vornehme Professoren, zu fordern, dass sie dieselbe Prüfung bestehen, wie jeder andere Schullehrer oder Professor. Man setze ihnen eine Frist dazu, mit der gewissen Aussicht, dass ihre Lehrerstellung aufhört, wenn sie sich zur Prüfung nicht stellen oder darin durchfallen. Das Zweite ist, dass alle Lehranstalten, auch die Pensionate und Privat-

schulen jeder Art, sich der staatlichen Aufsicht unterwerfen, ihre Lehrmittel und Methode offen seiner Prüfung und Genehmigung vorlegen und sich öftere Schulvisitationen gefallen lassen, um zu erfahren, ob die Leistungen genügend sind. Gegen die sich Weigernden ist mit aller Strenge vorzugehn.

Die Schulinspektoren werden ebenfalls grösstentheils wechseln müssen, denn sie steckten mit in der kaiserlich-französischen Verschwörung gegen die deutsche Sprache, und diese Art Leute ändert sich nicht leicht.

Im Uebrigen wird es das Klügste sein, die Schule möglichst von geistlicher Herrschaft frei zu stellen. Das entspricht der rationalistischen Denkungsart der Bevölkerung, die einmal eine Thatsache ist, mit welcher man rechnen muss, und schwer zu ändern. Mühler'sche Schulregulative würden zur Zeit, statt heilsam, wie fressend Feuer wirken; helfen würden sie so gut wie gar nichts Wozu aber eine grosse Verbitterung der Gemüther erregen, die ebenso unnöthig ist, als sie unvertilgbar wäre?

In kirchlicher Beziehung steht für die Katholiken die Sache der Halbpfarrer oder Hülfspriester, für die Protestanten die Verfassungsfrage im Vordergrunde.

Da der Priester, welche ohne kanonisches Pfarrrecht Pfarren versehen, neunmal so viel sind, als der wirklichen Pfarrer, so ist es klar, wieviel Anhänger von grösstem Einfluss sich die deutsche Regierung in fast all den Dörfern schaffen kann, wenn es ihr gelingt, dass die 688 Desservants die Rechte wirklicher Pfarrer bekommen. Unterhandlungen mit dem Bischof führen vielleicht unschwer zum Ziele, die Regierung kann ja ihren Nachdruck darauf stützen, dass jene unsichere und unwürdige Stellung von Pfarrern wider das gemeine kanonische Recht ist. Auch an den preussischen linken Rhein ist dabei zu denken. Zugleich wäre ernstlich Bedacht zu nehmen, wie das Einkommen der Desservanten-Stellen zu verbessern. Es sind bis jetzt damit ausser Wohnung und Stolgebühren nur

500 Francs aus der Staatskasse verknüpft, was für das Ansehen eines Pfarrers doch gar zu kärglich ist.

Von den 27 geistlichen Congregationen, die es im Elsass giebt, ist noch nicht der vierte Theil vom Staate gesetzlich anerkannt. Die neue Regierung findet hier also noch etwas freies Feld: sie wird aber, da jeder Eingriff in das religiöse Gebiet doppelt den innern Sinn für Freiheit ärgert, sich begnügen, die Wirksamkeit und Verzweigung dieser Gesellschaften zu überwachen und diejenigen, welche bloss wohlthätig wirken und sich um Politik nicht kümmern, von den übrigen wohl unterscheiden.

Was aber die konfessionelle Stellung der Regierungsbeamten selbst betrifft, so hat sich bereits, wie uns scheint, in der Auswahl der Personen eine Staatsweisheit bewährt, wie sie der Eigenthümlichkeit und Mischung der Bevölkerung entspricht.

Die protestantische Kirche im Elsass befindet sich augenblicklich in einer seltsamen Stellung. Ihre obersten Behörden waren nicht Landesbehörden, sondern französische Reichsbehörden: mit der Abtrennung des Landes vom französischen Staat sind sie eigentlich hinfällig geworden. Das oberste Bischofsrecht des Landesherrn aber kennt man in Frankreich nicht; es jetzt noch einzuführen, daran ist nicht zu denken. Es ist also die Gelegenheit geboten, für das Elsass eine freie protestantische Kirchenverfassung zu schaffen, und man wird sich entscheiden müssen, ob das benachbarte und der Elsässer Natur so vielfach verwandte Rheinbayern, oder ob die österreichische Verfassung der protestantischen Kirche, die ihr jegliche Selbstgesetzgebung und Beweglichkeit gewährt, oder endlich, ob das republikanische vortreffliche Gefüge der Kirchenverfassung der lutherischen Pennsylvanier Muster geben soll. Dass aber auch eine Aufbesserung ihres gar zu schmalen Gehalts vielen protestantischen Predigern herzlich zu gönnen, bedarf kaum der Erinnerung.

Nun giebt es noch vieles Andere an deutschen Gesetzen und Einrichtungen, was den Elsässer und Lothringer, insbesondere auch die Gebildeteren in den Städten, mit dem schmerzhaften Abreissen von Frankreich aussöhnen kann. Wir rechnen dahin eine gerechte Vertheilung der Steuern und eine öffentliche Darlegung, wozu sie verwendet werden, Herabsetzung der hohen Gerichtssporteln, Anwalts- und Notariatsgebühren, Durchführung einer geordneten Armenpflege, Sorge für Eisenbahnen, Strassen und öffentliche Bauten jeder Art, für Flussregulirung, für Forstkultur, überhaupt aber eine einfache klare Verwaltung des ganzen Landes mit einem einzigen Hauptsitze, aber mit vielen Kreis- und Unterämtern, welche Bürger und Bauer die Besorgung ihrer Geschäfte bei der Verwaltung in möglichster Nähe gestatten, selbst aber mit der obersten Regierungsstelle ohne Zwischenposten verhandeln. Dagegen rühre man ohne dringende Noth noch nicht an die bestehenden Gesetzbücher, es sei denn im Prozess- Straf- und Handelsrecht, und jede Art von wohlerworbenem Recht erfreue sich der äussersten Schonung. Zu Letzterem gehört auch, dass die bereits Verheiratheten als militärfrei zu behandeln sind. Für die verlorene Freiheit aber, sich zum Offizier herauf zu dienen, lässt sich durch erleichterte Aufnahme in Kriegsschulen ein Ersatz bieten.

An eine Aufgabe sei noch besonders erinnert. Es thut Einem das Herz weh, wenn man im Elsass sehen muss, welch weite Strecken im Gebirge, wo der schönste Wald stehen könnte, entlaubt sind, und wie an andern Orten in den Wald hinein verwüstet wird. Es ist die höchste Zeit, dazwischen zu treten. Bayerische Forstbeamte würden auf Grund ihres wissenschaftlichen Geschicks und praktischer Erfahrungen bald Abhülfe zu schaffen im Stande sein.

Die Hauptsache jedoch, wovon alles dies mehr oder minder abhängt, ist die Art und Weise, in welcher das neue Stück Deutschland ins deutsche Reich eingefügt

werden soll. Diese Frage, deren grosse Schwierigkeit auf der Hand liegt, scheint, für den Anfang wenigstens, schon entschieden. Wir sind überzeugt, dass alles, was für die eine oder andere Lösung sprach, wohl erwogen wurde, und es bleibt uns nichts übrig, als zwei Forderungen um so dringender zu betonen.

Die eine geht dahin, dass die vorläufige Stellung von Elsass-Lothringen sich so bald als möglich in eine endgültige verwandle. Ist anderswo kein Wille und Rath dazu vorhanden, so könnte zunächst der Reichstag diese Sache in die Hand nehmen. Vertheilung unter Preussen, Bayern und Baden, Bildung eines neuen Fürstenlandes, — beides würde noch immer viel besser sein, als eine Stellung die Elsass und Lothringen in unleidlicher Schwebe hält, den französischen Appetit zu ihrer Wiedererwerbung unaufhörlich reizt und, nebenbei gesagt, sonderbar verwickelte Hoheitsrechte schafft. Wie soll man sich z. B. den gesetzgebenden Landtag im Verhältniss zum Bundesrath vorstellen?

Immerhin aber, wie auch die vorläufige Stellung der Provinz beschaffen sein möge, nichts darf abhalten, ihre Bewohner sofort thatsächlich mit all unseren staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten bekannt zu machen. Vollständig müssen sie theilnehmen an den Wahlen für Land- und Reichstage, an Zollverein und Freizügigkeit, an Freiheit der Presse und Versammlungsrecht, an Schulzwang und allgemeiner Wehrpflicht. Dadurch müssen sie gleichsam kopfüber in ein reinigendes und stärkendes Bad gestürzt werden. Das allein wird sie in kürzester Zeit wieder zu guten Deutschen machen. Mag ein grosser Theil immerhin in der Presse lärmen, in den politischen Körperschaften uns Szenen aufführen: man lasse ihnen diese Spielfreiheit, sie werden um so eher sich schämen und aufhören. Das Gefährlichste aber ist, Elsässer und Lothringer als solche ab- und zusammen zu schliessen, sie irgendwie getrennt

vom übrigen Deutschland mit Sammethandschuhen anzufassen. Das nährt Dünkel und Unruhe, und lässt sie beständig nach Frankreich und der Schweiz hinüber schielen. Die leibhafte Wirklichkeit, und wo nöthig gleich zu Anfang etwas eiserner Zwang, ist am geeignetsten, sie zu bekehren. Wenn die Mittel, welche die französische Regierung anwandte, um sie zu französiren, in den letzten funfzig Jahren so viel Erfolg hatten, wie viel mehr lässt sich von deutschen Mitteln erwarten, wenn es nur am französischen Nachdruck nicht fehlt! Jene wollten das wohlberechtigte und eigenthümliche Volkswesen der Elsässer und Deutschlothringer nur zerstören, diese trachten es wieder zu erwecken, zu heilen und zu kräftigen.

Noch aber stecken sie tief in französischer Denkungsart. Noch meinen sie, ein ganz anderer Volksschlag zu sein, als ihre deutschen Nachbarn. Was mit der Muttermilch eingesogen ist, lässt man so bald nicht fahren. Nur bei den höher Gebildeten reicht die geschichtliche Erinnerung über die Revolutionszeit hinauf: dem Volke erscheint die deutsche Regierung im Lichte der Fremdherrschaft. Allein Elsässer und Deutschlothringer waren innerlich stark und charakterfest genug, um das Beste ihrer deutschen Natur sich nicht nehmen zu lassen. Entzogen dem Massendruck Frankreichs wird sich der alte Lothringer und Elsässer Volksgeist wieder aufrichten, und sich in der grossen Vereinigung der deutschen Stämme wohl geborgen fühlen. Unvermerkt wird ihr kräftiges Gemüth am deutschen wieder erwarmen, und ihr Wahrheitssinn wird sie eines Tags mit freudigem Erwachen und mit stolzem Selbstgefühl erkennen lassen, dass sie wieder Glieder eines Volks geworden, welches fortan wieder Herz und Haupt in Europa.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

